

Kritische Beiträge in Kommentierungen und Leserbriefen

Helmut Schütz, Gießen

1. Oktober 2026

URL: <https://bibelwelt.de/wp-content/uploads/2026/10/Kritische-Beitraege.pdf>

Im August 2025 wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass auch für auf meiner Bibelwelt-Homepage veröffentlichte PDF-Dateien eine Ablieferungspflicht für die deutsche Nationalbibliothek sowie für die Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt besteht. Seitdem bin ich dabei, alle auf der Bibelwelt erschienenen Texte auch im PDF-Format zur Verfügung zu stellen und als „elektronische Pflicht-exemplare“ meines nicht-kommerziellen Bibelwelt-Verlags hochzuladen, u. a. in den 79 Bänden meiner „Gesammelten Gottesdienste“.

Am Ende blieben eine ganze Reihe von Beiträgen „übrig“, die in anderen Zusammenstellungen keinen Platz gefunden hatten, etwa mein Überblick über die Ziele der Bibelwelt, eine Thesenreihe zu meinem Verständnis des christlichen Glaubens und Vorträge zu den biblischen Schöpfungserzählungen. Kommentierungen zu gelesenen Büchern, zur Bibelübersetzung in gerechter Sprache, zur Einführung des Evangelischen Gesangbuchs und vor allem Leserbriefe zu verschiedenen Themen im Laufe vieler Jahrzehnte ergänzen das Sammelsurium.

Auch einige Texte, die mir von Gastautoren zur Verfügung gestellt worden sind, passen gut in die Sammlung dieser kritischen Beiträge. Herzlich danke ich Ingo Berghöfer, Eberhard Martin Pausch und Odo Marquard nochmals für die Erlaubnis zur Veröffentlichung.

Inhaltsverzeichnis

Ein Überblick über die Ziele der „Bibelwelt“

(31. Oktober 2022) 7

Wie ich den christlichen Glauben verstehe (14. Oktober 2016): 10

1. Christlicher Glaube ohne Glaubenszwang 10
2. Gegen die Vermischung von Naturwissenschaft und Glaube 11
3. Glaubensaussagen sind nur in Bildern aussagbar 11
4. Ewiges Leben und Auferstehung
als bildhafte Sprache von erfülltem Leben 11
5. Gegen eine wortwörtliche übernatürlich-magische Auslegung der Bibel 12
6. Gott als Urgrund der Welt, allumgreifend 12
7. Der Mensch als erschaffenes, endliches, begrenztes und geliebtes Wesen 13
8. Zum Leben gehört Lebensfreude... 14
9. ... aber auch die Bewältigung des Leides 14

10. Das Kreuz als Symbol der Liebe des sich mit dem Menschenkind identifizierenden Gottes	15
11. Ich glaube an die Gerechtigkeit Gottes, die zugleich Barmherzigkeit ist	15
12. Ich glaube an die Vergebung als einen Neuanfang für schuldige Menschen	16
13. Nur wer vertrauen kann, ist frei in seinem Willen	17
14. Wahre Göttlichkeit erweist sich in der Liebe zum Kind	17
15. Ich glaube an die Jungfräulichkeit Marias – vergewaltigt und doch getröstet!	18
16. Ich glaube an Jesus – unehelich geboren und doch der geliebte Sohn Gottes!	18

Eugen Drewermann: „Die Bergpredigt als Zeitenwende“

Referat von Helmut Schütz im Ruhestandskreis des Evangelischen Dekanats Gießen am 11.11.2024	20
Kapitel I: „Raus aus dem Teufelskreis der Angst“	21
Kapitel II: „Entwicklung der Waffentechnik“	23
Kapitel III: „Moralische Aufrüstung“	24
Kapitel IV: Passiver Widerstand gegen den „Irrsinn der Gewalt“	26
Kapitel V: Der Götze Mammon als „der Nerv des Krieges“	29
Kapitel VI: Die „Bergpredigt als Weg zum Frieden“	32

Ingo Berghöfer – Der Störenfried

Freigehege im „Gießener Anzeiger“ am 6. April 2023	36
--	----

Die Mutter Jesu als bittere Anklägerin der christlichen Erlösungsreligion

Helmut Schütz über Colm Tóibíns Roman „Marias Testament“ (10. Juli 2022)	38
---	----

Dr. Eberhard Martin Pausch – Christsein in der Nussschale (8. Dezember 2020):

Mehr als bloße Tugenden	43
Einsichten und Haltungen	44
Haltungen und Handlungen	45
Binnendifferenzierungen der drei Dimensionen christlicher Existenz	47

Fragwürdige Rezepte gegen Kirchenmitgliederschwund

Leserzuschrift an das „Hessische Pfarrblatt“ von Helmut Schütz (19. Oktober 2020)	51
--	----

1.1 Dr. Michael Heymels Zwölfpunkteplan zur Generalüberholung der Kirche	51
1.2 Was ist eine „verbindliche Kultur des Gottesdienstes“?	52
1.3 In die Welt hineingehen, aber sich vom Säkularismus verabschieden?	53
1.4 Rundumschlag eines Kirchenbeamten gegen die Beamtenkirche	54
2.1 Fünf kirchenleitungskritische Punkte von Dr. Eberhard Martin Pausch	54
2.2 Abschaffung der mittleren Ebene der Dekanate und ihrer Einrichtungen?	55
2.3 Pfarrerezentriertheit als wichtiger Baustein für das Überleben der Kirche	55
2.4 Gewinnung der Jugend mit virtuellen Kommunikationsräumen?	55
3.1 Prof. Dr. Gerhard Wegners Plädoyer für eine mitgliederfreundliche Kirche	56
3.2 Soll die Kirche sich auf die Begegnung mit jüngeren Menschen konzentrieren?	57
3.3 Leidet die Kirche unter der zu großen Zufriedenheit der Pfarrer mit sich selbst?	58
3.4 Soll missionarisches Versagen von Kirchengemeinden sanktioniert werden?	58
3.5 Ist der „Verfall der sozialen Nötigung, Kirchenmitglied zu sein“, bedauerlich?	59
4.1 Die evangelische Kirche in Deutschland ist immer noch eine Anstalt	60
4.2 „Bewusst ... und mit erhobenem Kopf kleiner werden“	61
4.3 Chancen auch einer kleiner werdenden Anstalt Kirche	62

An Heiligabend über Hesekeel 37, 24-28 predigen?

Leserbrief an das „Deutsche Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt“ (15. Februar 2020)	64
---	----

Giordano Bruno, der Golem und die Zellbiologie

Eine Auseinandersetzung mit Nicolas Benzin von Helmut Schütz (18. Juli 2019):	70
Sehr geehrter Herr Benzin!	70
Zum Werdegang und zu den Prägungen von Giordano Bruno	70
Verfügten bereits Girolamo Fracastoro, John Dee und Giordano Bruno über zellbiologische Einsichten?	72
Enthält die Bibel in Psalm 139,13-16 zellbiologische Informationen?	74
Gelang es Paracelsus, einen künstlichen Menschen zu erschaffen?	77
Nebenbei: Gab es im Prag Kaiser Rudolfs II. bereits die Television?	79

Was ist die Kernaussage von Giordano Brunos Werk „Über die Monas, die Zahl und die Figur“?	79
Die Urkraft des Lebens entzieht sich wissenschaftlicher Betrachtung	81
Wie plausibel war „Toleranz“ im 16. Jahrhundert?	
Leserbrief von Helmut Schütz zu einem Artikel im „Hessischen Pfarrblatt“ April 2019	83
Die Zukunft des Christentums in Mitteleuropa	
Leserbrief von Helmut Schütz zu einem Artikel im „Hessischen Pfarrblatt“ Juni 2013	85
Sehnsucht nach dem „Großen Bruder“	
Von Helmut Schütz nach zehn Jahren fertiggestellt am 26. Dezember 2010:	88
Wer bin ich? – Ich will gesehen werden!	89
Mobbing? – Ich will Wertschätzung erfahren!	91
Bevormundung? – Lebe echt!	92
Anonymität? – Suche nach Vertrautheit!	92
Kunstfiguren zur Identifikation!	93
Suche nach Überschaubarkeit und Einfachheit!	94
Suche nach Zoff und Sex? – Lebensbewältigung ist gefragt!	94
Big Brother als Überwacher? – Nein, als Vaterersatz!	95
Randbemerkung: Schwesternkirchen	96
Und die Gegner? Was haben sie von Big Brother?	96
„Dem Volk aufs Maul schauen“	97
Adam und Eva – aus Erde gemacht – aus der Rippe gebaut	
Schöpfungstheologische Randbemerkungen zu einem Vortrag von Prof. Martin Bergmann über die Entstehung des Menschen von Helmut Schütz am 20. Juni 2010	98
Zu-fällige Zugänge zur Analyse der Psyche	
Ein innerer Dialog im Kopf des Pfarrers Helmut Schütz mit dem Philosophen Odo Marquard (31. August 2009)	103
Zur Forderung einer „bereinigten“ Bibel von Peter Bingel	
Leserbrief von Helmut Schütz zum Beitrag „Tota scriptura?“ von Peter Bingel im „Deutschen Pfarrblatt“ 2/2008	107
Plünderung und Entsorgung des Schatzes der Hebräischen Bibel?	107
Anstößige Gewalttraditionen nicht aus der Bibel entfernen	108

Die Suche nach dem Garten Eden

Vortrag am 6. November 2006 in der Gemeinde St. Albertus Gießen 111

Odo Marquard – Gott in vielen Geschichten (8. Juli 2004):

Diskussionsbemerkung zu einer Veranstaltung mit Dr. Judith Hartenstein
zur „Bibelübersetzung in gerechter Sprache“ am 8. Juli 2004 124

Philosophie und Theologie – Mein theologischer Lebenslauf 124

Gott mit vielen Namen – Gerechtigkeitsbegriff – Konservatismusbedarf 125

„Gerechte Sprache“ in der Bibel?

Helmut Schütz im Juni-Gemeindebrief 2004
der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen 127

Drei Romane von der Scheibenwelt

Helmut Schütz will auf sie neugierig machen am 31. Dezember 2003: 130

Das Licht der Phantasie 130

Der Zauberhut 132

Eric 132

Unternehmerisches Denken

Leserbrief zu einer Predigthilfe im Deutschen Pfarrerblatt (9. Juli 2002) 135

Reinthaler-Oratorium im Herbst 2001 bedrückend aktuell

Helmut Schütz zum Verriss der Aufführung
eines Oratoriums im „Gießener Anzeiger“ 136

Sodom und Gomorrha?

Antwort von Helmut Schütz auf eine Leserzuschrift im September 1996
in der „Mainzer Allgemeinen Zeitung“ zum Thema Homosexualität 137

„Eliteklasse“ für sprachbegabte Kinder?

Leserbrief von Helmut Schütz zu einem Artikel
in der Mainzer Allgemeinen Zeitung im Dezember 1994 140

„Im Gesangbuch stehen keine Lieder“

(zwei Artikel von Helmut und Norbert Schütz
über die Einführung des Evangelischen Gesangbuchs im Jahr 1994):

Christa Reich: „Praktische Theorie des Singens“ 142

„Rucksäcke gibt's dazu“

Evangelischer Gesangbuchtag im Dekanat Alzey
mit Frankfurter Kantorin Christa Reich 145

„Innerlich ‚frei‘ sein“?

Leserbrief von Helmut Schütz
zu einem Artikel in der Mainzer Allgemeinen Zeitung im Juni 1993 147

Zur tiefenpsychologischen Bibelauslegung von Eugen Drewermann

Zwei Leserbriefe von Helmut Schütz zu Artikeln
in der Mainzer Allgemeinen Zeitung
und in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ (Februar und März 1992):
Durch die Bilder der Bibel spricht Gott zu unserer Seele 148
Religiöse Texte in ihrem symbolischen Gehalt ernst nehmen 149

Das ist wahr – in der Phantasie

Leserbrief von Helmut Schütz zu einem Artikel
in der Mainzer Allgemeinen Zeitung im Dezember 1991 151

Nicht um jeden Preis von jedem Tabu lösen

Leserbrief von Helmut Schütz zu einer Sendung
des Norddeutschen Rundfunks im August 1982 152

Sind junge Männer generell nicht heiratsfähig?

Leserbrief von Helmut Schütz an Alexander Borell,
Lebensberater in der Zeitschrift „Gong“, im Dezember 1981 153

Angst vor dem Sozialismus?

Leserbrief von Helmut Schütz
an die Redaktion der Kirchenzeitung „Unsere Kirche“ im Juni 1975 155

Zwänge der Arbeitswelt

Leserbrief von Helmut Schütz
an die Kirchenzeitung „Unsere Kirche“ zu einem Artikel im April 1974 157

Sölles „Linke Theologie“

Leserbrief von Helmut Schütz
zu Artikeln in der Kirchenzeitung „Unsere Kirche“ im März 1970 159

Eine Orgel als ob?

Leserbrief von Helmut Schütz zu einem Artikel
in der Kirchenzeitung „Unsere Kirche“ im Februar 1970 161

Vertrauen – oder...?

Leserbrief von Helmut Schütz zu einem Artikel
in der Tageszeitung „Die Glocke“ im Dezember 1969 163

Ein Überblick über die Ziele und den Aufbau der „Bibelwelt“

Seit dem 2. April 2001 gibt es die Bibelwelt – mit besinnlichen Texten und Gottesdiensten aus den 40 Jahren meiner Dienstzeit als Pfarrer, mit Aufsätzen und Vorträgen zu umstrittenen Themen wie dem sexuellen Missbrauch und dem interreligiösen Frieden.



Das Logo deutet an, worum es mir auf der Bibelwelt geht: Die Buchstaben „EL“, die sowohl in „Bibel“ als auch in „Welt“ enthalten sind, haben auf Hebräisch die Bedeutung „Gott“. In welcher Weise beeinflusst,

durchdringt, verändert Gott die Welt und uns in dieser Welt? Wie können wir überhaupt von „Gott“ reden, wenn es nach der Bibel geht?

Zweifel und Neugier sind erlaubt

40 Jahre lang habe ich mich als Gemeindepfarrer und Krankenhausseelsorger in drei ländlichen Gemeinden der Wetterau, einer psychiatrischen Klinik in Rheinhessen und einer Stadtrandgemeinde in Gießen sehr intensiv mit der Bibel beschäftigt, mit der so viele Menschen Schwierigkeiten haben.



Helmut Schütz im April 2016 (Foto: Stefan Scholz)

- ◆ Muss man die Bibel wörtlich auslegen?
- ◆ Was bedeuten die merkwürdigen Wundergeschichten der Bibel?
- ◆ Darf man an der Bibel, am eigenen Glauben, ja an Gott selber zweifeln?

Das sind nur einige der Fragen, die mich selber immer wieder umgetrieben haben – und die letzten Endes dazu beigetragen haben, meinen Glauben zu festigen. Denn alles, was die Bibel an wunderbaren oder zuweilen wunderlichen Geschichten erzählt,

unterstreicht letzten Endes, dass die Menschen der Bibel vom Glauben an einen zu tiefst menschenfreundlichen Gott überzeugt wurden.

Der Punkt „**Seelsorge**“ im Hauptmenü zeigt an, was für mich als Pfarrer immer im Mittelpunkt meiner Tätigkeiten stand, egal ob in der Gemeinde oder im Krankenhaus. Am intensivsten habe ich mich in diesem Zusammenhang mit dem Thema des sexuellen Missbrauchs beschäftigt, das mich als Seelsorger sehr aufgewühlt hat. Es hat auch viel mit der Bibel zu tun, denn einerseits spart die Bibel das Thema der Gewalt gegen Kinder, gegen Abhängige, nicht aus und andererseits ist die Bibel – richtig verstanden – ein Buch der Befreiung aus Erniedrigung, Abhängigkeit und Lebenslügen. Opfer müssen nicht allein bleiben, werden getröstet und aufgerichtet. Täter werden mit ihren Untaten konfrontiert und zur Umkehr gerufen.

Außerdem hat das Stichwort „**Interreligion**“ für mich in den letzten Jahren eine immer größere Bedeutung gewonnen. Damit meine ich keine Mischreligion, sondern einfach die Begegnung von Menschen, die verschiedenen Religionen angehören. Das Thema „Frieden“ hatte schon vorher eine große Rolle in meinem Leben gespielt. In meiner Jugend ging es um Kriegsdienstverweigerung und Aktionen zum ungerechten Welthandel, in den Achtziger Jahren um die Kirche zwischen Friedensbewegung und Nachrüstung. Als Pfarrer in einer Gießener Stadtrandgemeinde mit einer Kindertagesstätte, die von Kindern verschiedener Religionszugehörigkeit besucht wird, wurde ich seit der Jahrtausendwende immer aufmerksamer auf die Probleme und Chancen in unserer mittlerweile unübersehbar entstandenen Migrationsgesellschaft und offen für intensive interreligiöse Zusammenarbeit.

Die weitaus meisten der Texte auf der Bibelwelt sind Predigten, eingebettet in „**Gottesdienste**“ – denn ein Gottesdienst ist eine Art kleines „Gesamtkunstwerk“, in dem Gebete und Lieder dazu beitragen, dass man Trost und neuen Mut gewinnt, auf neue Gedanken über Gott und die Welt kommt oder im Mitfeiern mit anderen seine Dankbarkeit gegenüber Gott ausdrückt.

Was die Bibelwelt mit Terry Pratchetts Scheibenwelt zu tun hat

Wieso trägt meine Homepage den Namen „Bibelwelt“? Ich kam darauf in Anlehnung an Terry Pratchetts „Scheibenwelt“, die auf phantasievolle Weise ein Spiegelbild unserer Rundwelt „Erde“ darstellt.

Wenn Sie Terry Pratchetts Romane von der Scheibenwelt noch nicht kennen, schade. Sie sind mit ihrem eigenwilligen Humor und ihrer hintergründigen philosophischen Ader auch Geschmackssache¹. Wie dem auch sei... Die Scheibenwelt sieht so aus, wie man sich früher die Erde vorstellte: eben als Scheibe, die auf dem Rücken

1 Drei frühe Romane der Scheibenwelt habe ich unten auf den Seiten 130-134 kommentiert.

von vier Elefanten ruht, die von einer riesigen Schildkröte durch das All getragen wird. Die Scheibenwelt ist eine Welt, die sich naturwissenschaftlicher Einordnung widersetzt und mit Magie funktioniert – eine Welt der Geschichten, bei denen letzten Endes doch immer wieder alles gut ausgeht.

Auch die Bibel ist eine sprachlich gestaltete Welt, in der viele Wunder vorkommen. Eigentlich merkwürdig – im Märchen, auf der Scheibenwelt und bei Harry Potter akzeptieren wir Menschen im Jahre 1 des 3. Jahrtausends Erzählungen von Magie. In der Bibel rümpfen wir die Nase und sagen: überholt!

Aber daran sind auch Menschen, die in der Kirche jahrhundertlang Verantwortung trugen, selber schuld. Man hat ja viel zu lange so getan, als ob es sich bei allen Erzählungen der Bibel um geschichtliche Berichte handelte, quasi um Reportagen, um für wahr zu haltende Tatsachen. Immer noch ist viel zu wenig bekannt, dass auch die vielen Menschen, die die Bibel geschrieben haben, Mittel der Phantasie angewendet haben, um ihre eigenen Erfahrungen mit dem Glauben auszudrücken.

Ich weiß, dass man mich missverstehen kann und missverstanden wird. Trotzdem ein Versuch, nicht ganz missverstanden zu werden: Gott ist für mich kein Produkt der Phantasie. Gott ist realer als alles andere. Er selbst ist der Schöpfer aller Wirklichkeit, der Urgrund von allem. Aber von dieser Realität, die wir Gott nennen, können wir nicht anders als in menschlichen Bildern sprechen. Und damit sind wir angewiesen auf Gedichte, auf Geschichten, auf Bilder von Gott. Das Verbot, sich ein Bild von Gott zu machen, verbietet, sich ein festes Bild von Gott zu machen. Aber wenn Gott sich uns offenbart, dann muss er uns Menschen benutzen, unser Gehirn, unsere Vorstellungen, unsere Sprache, unsere Phantasie.

Die Bibelwelt als ein Spiegel unserer Welt deutet unser Leben, stellt in Frage und verleiht Sinn. Dazu sind Wunder nötig, denn Vertrauen, Liebe und Hoffnung sind nicht selbstverständlich in einer Welt, die weitgehend meint, ohne Gott auskommen zu können. Meine These ist, dass man überall da, wo es in der Bibel magisch wird, nach dem wirklichen Wunder fragen sollte, um das es da geht. Darauf möchte ich neugierig machen...

Wie ich den christlichen Glauben verstehe

14. Oktober 2016

Anlass für die Darlegung der Grundlagen meines christlichen Glaubens in der hier vorliegenden Form war die unerwartete Resonanz, die mein Artikel „Marie, die reine Magd“ bei dem radikalen Christentumskritiker Matthias Wendt fand, der meine Gedanken in seinem Buch „Irreale Glaubensinhalte“ zur Untermauerung seiner religionskritischen Thesen verwendet.



Helmut Schütz im September 2002 (Foto: Franz Möller)

Wendt missverstand allerdings die Zielrichtung meines Aufsatzes und begriff auch nach dem Austausch mehrerer Emails nicht, wie ich Maria – selbst dann, wenn sie durch Gewalt schwanger geworden sein sollte – als eine durch Gottes Liebe bewahrte und getröstete Jungfrau sehen und an ihren Sohn Jesus als Gottes Sohn glauben kann. In diesem Missverstehen und Unverständnis kann er vielen, die mich aus einer christlich-fundamentalistischen Haltung heraus kritisieren, durchaus die Hand reichen.

Da ich oft die Erfahrung mache, mit Atheisten (vor allem mit denen, die nach einem Wort von Terry Pratchett „auf Gott ärgerlich sind, weil es ihn nicht gibt“) einen fruchtbareren Dialog führen zu können als mit den Fundamentalisten unter den Christen, halte ich es für sinnvoll, meine Glaubensgrundlagen ausdrücklich im Gegenüber zu Matthias Wendt darzustellen, so wie ich sie ihm am 17. März 2001 gemailt habe. Wo ich ihn zitiere, beziehe ich mich auf Zitate aus seinem Buch „Irreale Glaubensinhalte“, Göttingen 2001, das er mir in einem Vorabdruck zur Verfügung stellte (vielen Dank!). Vielleicht sind diese Ausführungen auch für andere interessant.

1. Christlicher Glaube ohne Glaubenszwang

Jede Art von Glaubenszwang und Inquisition lehne ich ab; jedem Menschen muss das Recht zugestanden werden, seinen Glauben und seine Weltanschauung nach eigenem Wissen und Gewissen selber zu wählen und zu vertreten.

In diesem Sinne haben wir kürzlich im Gottesdienst der Paulusgemeinde Gießen mit einer kleinen Band John Lennon's Song „Imagine“, den ich sehr gern mag, in deutscher Übertragung gesungen: „Ich stell mir vor, der Himmel fängt auf der Erde an, wo Liebe ist und Hoffnung, ganz ohne Glaubenszwang... Ich stell mir vor, die Staaten, die schaffen ab ihr Heer, sie töten nicht für Ehre und auch für Gott nicht mehr.“

2. Gegen die Vermischung von Naturwissenschaft und Glaube

Auch von einer Vermischung von Naturwissenschaft und Glaube halte ich nichts. Als der Dialektische Materialismus eine Weltanschauung „wissenschaftlich“ begründen und – weil sie ja wissenschaftlich war – allen Menschen aufzwingen wollte, musste er kläglich scheitern.

3. Glaubensaussagen sind nur in Bildern aussagbar

Aussagen über religiöse Fragen, Sinnfragen, Gott, stoßen immer an die Grenze, dass wir Menschen endlich sind, das Reden von Gott aber Unendlichkeit voraussetzt. Religiöse Aussagen sind daher wissenschaftlich weder beweisbar noch widerlegbar, denn sie betreffen Glaubenswahrheiten, die auf das Unendliche gerichtet sind und als sinnvolle Aussagen nur von der eigenen Erfahrung, vom eigenen Vertrauen, von der eigenen Liebe ausgehen können. Die sprachlichen Mittel dieser Aussagen sind immer Analogien, Bilder, Geschichten, Mythen. Daher muss die Bibel sich in Bildern und wunderbaren Geschichten ausdrücken, wenn sie anderen Menschen etwas übermitteln will von Glaubensrealitäten. Glaubensrealitäten kann man anders nicht fassen, sie lassen sich nicht wissenschaftlich beweisen, sie können sich lediglich in Erfahrungen einer Person oder eines Volkes erweisen, und zwar Erfahrungen von Befreiung, Aufrichtung, ethischer Orientierung, Tröstung und vielem mehr.

4. Ewiges Leben und Auferstehung als bildhafte Sprache von erfülltem Leben

Zum Beispiel das Reden vom ewigen Leben und von der Auferstehung ist immer bildhafte Sprache. Wenn man das vergisst, kommt es zu absurden Ängsten vor der Ewigkeit als unendlich langer und damit auch langweiliger Zeit. Aber Ewigkeit ist eben nicht in zeitlichen Kategorien fassbar, ist keine unendlich ausgedehnte Zeit. Die Frage, wann man „in die Ewigkeit“ kommt, gleich nach dem Tod oder erst „am Jüngsten Tag“ (was auch wieder ein bildlicher Ausdruck ist), ist aus dem gleichen Grund schlicht sinnlos. Jesus kann den Mann am Kreuz neben ihm trösten mit den Worten: „Heute bist du mit mir im Paradies“ und in anderen Bildern von der Erwartung des Weltendes für alle Menschen sprechen. Das steht nebeneinander, weil es bildliche Aussagen sind, in denen sich Erfahrungen widerspiegeln, im einen Fall sein Gottvertrauen trotz nahenden Todes, im andern Fall seine Überzeugung, dass diese Welt, so wie sie ist, nämlich in ihrer Lieblosigkeit und ihrem Misstrauen gegen einen

liebvollen Urgrund der Welt, eigentlich dem Untergang geweiht ist. „Aber Zeit und Stunde weiß niemand“, auch Jesus hat sich nicht zu wissen angemaßt, wann die Welt untergeht.

Und es ist genau zu prüfen, welche Erfahrungen mit Bildern des ewigen Lebens und der Auferstehung verbunden sein können. Zum Beispiel die Sehnsucht, nach dem Tode nicht einfach verlorenzugehen, sondern in Gott aufgehoben zu bleiben. Aber auch die Sehnsucht nach einem in Liebe erfüllten Leben kann mit dem Wort „ewiges“ Leben verbunden sein – „Augenblick, verweile doch, du bist so schön!“ Mit dem Bild der Auferstehung, das eigentlich vom Aufstehen des Schläfers am Morgen abgeleitet ist, verbindet sich für seriöse Theologen die Ablehnung einer vergeistigten Körperfeindlichkeit, nicht der Glaube an wiederbelebte Zombies. Außerdem schon hier im irdischen Leben die Erfahrung, aufstehen zu können aus Erniedrigung, aus einem lähmenden Dahinvegetieren, als sei man mitten im Leben schon tot. Der Schweizer Dichter und Pfarrer Kurt Marti hat in diesem Sinn 1970 ein Osterlied gedichtet, das im hessischen Gesangbuch unter Nummer 550 steht: „Das könnte den Herren der Welt ja so passen, wenn erst nach dem Tode Gerechtigkeit käme... Doch ist der Befreier vom Tod auferstanden, ist schon auferstanden und ruft uns jetzt alle zur Auferstehung auf Erden, zum Aufstand gegen die Herren, die mit dem Tod uns regieren.“

5. Gegen eine wortwörtliche übernatürlich-magische Auslegung der Bibel

Ich wende mich gegen eine gegenständliche, übernatürliche, magische Auffassung der in der Bibel enthaltenen bildhaften Worte und Geschichten. Schade wäre es, wenn man das Kind mit dem Bade ausschütten würde, das heißt, wenn man den christlichen Glauben aufgrund seiner in der Kirchengeschichte zum Teil verheerenden Folgen oder Gott aufgrund der Verzerrungen der Bilder, die man sich von ihm gemacht hat, auf den Müllhaufen der Geschichte werfen würde. Dass Glaubensaussagen Bilder sind, was leider bis in die Gegenwart von vielen Theologen bestritten wird, heißt aber nicht, dass man nicht mit dem Verstand über sie nachdenken dürfte. Die Glaubensaussagen selbst sind weder beweisbar noch widerlegbar, weil sie sich nirgends als in der persönlichen Erfahrung bewähren, aber ihre zeitgebundene Einkleidung kann – vom jeweiligen Weltbild abhängig – irgendwann überholt sein. Das muss aber nicht die zugrunde liegende religiöse Aussage treffen.

6. Gott als Urgrund der Welt, allumgreifend

Nach meiner Überzeugung muss Gott alles umfassen, was es gibt, er ist der Urgrund des Weltalls. Darum macht für mich der Name sehr viel Sinn, den Jesus Gott gibt: Vater. Man könnte ihn auch Mutter nennen, auch dieses Gottesbild gibt es in der Bibel, wenn auch aufgrund der damaligen patriarchalischen Verhältnisse nur am Ran-

de. Natürlich kann man auch den Vater im Himmel in verzerrter Gestalt wahrnehmen, wenn man Bilder von gewalttätigen Vätern in den Himmel projiziert, aber nach allem, was Jesus von Gott sagt, nimmt er Gott als einen liebenden Vater wahr, der sich für seine Menschenkinder verantwortlich fühlt.

Nach einer symbolischen Erzählung der Bibel beginnt der Schrecken auf der Erde genau dort, wo der Mensch sich einbildet, wie Gott sein zu können – die Schlange, als Personifikation des Misstrauens gegenüber einem gütigen Gott, redet dem Menschen göttliche Allmacht ein. Aber statt sich nun auch wirklich allmächtig zu fühlen, fällt der Mensch aus der Urgeborgenheit in Gott heraus, in der er sich seiner Nacktheit nicht schämte, und versucht sich nun vor Gott zu verstecken – er schämt sich seiner Nacktheit, seines Versagens, er schämt sich dafür, überhaupt auf der Welt zu sein. Der Mensch, der sich nicht mehr des Liebe seines Schöpfers gewiss ist, meint kein Recht mehr zum Leben zu haben. So sehe ich die Geschichte vom „Sündenfall“; Deutungen, die den Sündenfall auf eine sexuelle Verfehlung reduzieren oder die Sexualität als solche für Sünde erklären, sind Missverständnisse der biblischen Botschaft. Das Judentum war weder leibfeindlich noch prüde. Die Geschichte von Adam und Eva sehe ich als ein Bild für die Unausweichlichkeit der Sünde, die dort einkehrt, wo der Mensch sich dem Vertrauen zu Gott, zu seinem liebenden Urgrund, verschließt, und meint, sich wegnehmen zu müssen, notfalls mit Gewalt, was einem ja sowieso nicht geschenkt wird. Adam und Eva sind ein Bild für jeden einzelnen Menschen, als Geschichte an den Anfang zurückprojiziert – auf diese Weise haben alte Völker ihre Philosophie formuliert, in Geschichten vom Anfang, das heißt, vom Urgrund und Sinn von allem, was existiert.

7. Der Mensch als erschaffenes, endliches, begrenztes und geliebtes Wesen

Meine Überzeugung ist, dass der Mensch nicht gottgleich sein muss, um sinnvolle Erfüllung im Leben zu finden. Ich glaube, dass nur der ungeliebte Mensch es nötig hat, in Allmachtsphantasien sich vermeintliche Gottgleichheit zu verschaffen – woran er zugrundegehen muss.

Auch wenn wir Menschen endlich und begrenzt sind, ist unsere Verantwortung gegenüber unseren Kindern immer noch groß genug, die uns von Gott anvertraut sind und die nie unser Besitz sein können. Die Rolle verantwortlich wahrgenommener Elternschaft ist gar nicht hoch genug einzuschätzen.

Und es ist ein Skandal, wie häufig Eltern gegen ihre Elternpflichten verstoßen und wie häufig sogar sexueller Missbrauch an Kindern von den eigenen Eltern oder anderer Vertrauenspersonen verübt wird. Im Blick auf die Sexualität müssen klare Unterscheidungen beachtet werden: 1. Liebe, Nähe, Zärtlichkeit, die man Kindern entgegenbringt, muss einen ganz eindeutig nicht-sexuellen Charakter haben, sonst wird

sie zum Missbrauch. 2. Zwischen Erwachsenen oder Heranwachsenden ist in der Sexualität alles erlaubt, was der einzelne in seinen Folgen überblicken und verantworten kann und was weder den einen noch den anderen Partner zu einem Objekt herabwürdigt.

Von einer Vermischung der Sexualität mit dem Göttlichen halte ich nichts – ich glaube, dass die Bibel mit gutem Grund jeden quasi-sexuellen Kontakt zu Gott oder Göttern für etwas Abscheuliches hält (insbesondere die im alten Orient häufig praktizierte Tempelprostitution als Sinnbild für die Vereinigung der Erdgöttin mit dem Fruchtbarkeitsgott)), nämlich weil man sich damit Gott, den Vater, als missbrauchende Elternfigur vorstellen würde. Andererseits gibt es durchaus Liebeslyrik in der Bibel, die die menschliche (nicht göttlich überhöhte) Sexualität wunderbar besingt, nämlich im Hohenlied Salomos.

8. Zum Leben gehört Lebensfreude...

Für mich sind das Judentum und das Christentum grundsätzlich von Lebensfreude geprägt. Ein bedürfnisorientiertes, bejahendes Leben wird zum Beispiel im Psalm 23 und im Hohenlied der Liebe und in vielen Worten Jesu beschrieben, vor allem in der Bergpredigt. Jesus – den seine Gegner einen „Fresser und Weinsäufer“ nannten, weil er seinen Jüngern keine Fastengebote auferlegte wie die Jünger des Johannes und die Pharisäer – war ein Mensch, der das Leben und auch das Feiern liebte. Bei der Hochzeit zu Kana verstand er es sogar, ein Fest zu retten, bei dem die Gäste wegen Weinmangels beinahe verärgert nach Hause gegangen wären – mit Jesus konnte man sogar mit Wasser fröhlich feiern! Und sowohl mit Pharisäern als auch mit Zöllnern und Sündern hat er gern zu Tisch gesessen in fröhlicher Runde oder auch zum Diskutieren.

9. ... aber auch die Bewältigung des Leides

Zufällig stieß ich auf ein Gedicht von Hölderlin: „Nicht in der Blüht und Purpurtraub / Quillt heilige Kraft allein. / Es nährt das Leben vom Leide sich.“ Realistisch ist die christliche Theologie, wenn sie an einen Gott glaubt, der sich selber den menschlichen Begrenztheiten von Sünde und Krankheit, Leid und Tod ausgesetzt hat, um sie mit der Allmacht seiner Liebe zu überwinden. Falsch wäre es, Gottes Allmacht abstrakt zu betrachten. Dann kommt man auf Absurditäten wie: Kann Gott etwas erschaffen, das so schwer ist, dass er es selber nicht tragen kann? Die einzige Stelle, an der von Allmacht zu reden Sinn macht, ist die Liebe, die sich nach meinem christlichen Glauben am Ende durchsetzt, weil sie stärker ist als alles, was böse ist. Das Böse ist nämlich immer nur die Kehrseite des Guten, die Abkehr von der Liebe. Gottes in Jesus auf der Erde erschienene Allmacht der Liebe garantiert aber nicht das Paradies auf Erden, weil er die Freiheit der Menschen nicht einfach gewaltsam oder

mit Zauberei außer Kraft setzt. Der Mensch hat die Freiheit, böse zu handeln. Dem entgegen hat Gott in Jesus die Freiheit gesetzt, den Tätern, die bereuen, vergeben zu können, und die Opfer im Leid trösten und aufrichten zu können. So kann, wie Dietrich Bonhoeffer einmal sagte, aus bösesten Erfahrungen Gutes entstehen – aber nicht um das Böse zu rechtfertigen, sondern weil es Hoffnung für Opfer und Täter gibt. Jesus tut nichts Böses, lebt einfach die Liebe, hilft vielen Menschen, widmet sich den Kindern, und man bringt ihn dennoch um. Das ist die Realität des Menschen, der als Verletzter immer in der Versuchung steht, selber zu verletzen, und selbst als Unverletzter in der Versuchung steht, die Verletzten nicht zu verstehen und zu vergessen, vor allem dann, wenn sie zu Verletzern geworden sind, die er dann abschreibt.

10. Das Kreuz als Symbol der Liebe des sich mit dem Menschenkind identifizierendes Gottes

Für mich ist die Sühnopfertheologie eine Form, über das Kreuz Jesu nachzudenken. Auch hier stehen Bilder im Hintergrund – die Ablösung des Opfers, das man Gott darbringt, um ihn gnädig zu stimmen, durch die Liebe dessen, der sich selber freiwillig opfert, um nicht zu töten, sondern denen zu vergeben, die ihn töten.

Mir liegt eine andere Kreuzestheologie näher: Derjenige, der auf der Erde des Weg Gottes geht, gerät in die Gefahr, von Menschen ausgegrenzt und ans Kreuz geschlagen zu werden. Die Menschen richten Gott hin (Karfreitag – Kreuzigung), aber Gott wendet sich trotzdem nicht vom Menschen ab (Ostern – Auferstehung).

Welchen Sinn macht es in diesem Zusammenhang, über den „sündlosen“ Jesus nachzudenken? Wenn Sünde das Verharren in der Gottesferne ist, dann ist Jesus das absolute Gegenteil eines Sünders, da er ganz durchdrungen ist von Gottes Liebe zu ihm und von seiner Liebe zu Gott und den Menschen. Jesus selber nennt sich aber nicht „gut“. Narzisstische Welterlösungsphantasien hat Jesus nicht, er lässt sich selber auch nicht als Messias ausrufen, sondern sieht die Erlösung aller Menschen schlicht darin begründet, dass der Vater im Himmel die Menschen liebt und der Himmel dieses Gottes nahe ist. Nicht seine eigene Unerlöstheit projiziert er in den Himmel, sondern umgekehrt, die Liebe, die er von Gott erfährt (symbolisiert zum Beispiel in seinem Tauberlebnis – „dies ist mein geliebter Sohn“), bringt sein Vertrauen in die Erlösung hervor.

11. Ich glaube an die Gerechtigkeit Gottes, die zugleich Barmherzigkeit ist

Ein Gedanke in der Theologie des Kreuzes ist auch, dass symbolisch gesagt werden kann: Wir alle sind schuld an Jesu Tod (an einem seiner „geringsten Brüder oder Schwestern“, wie es im Gleichnis vom Weltgericht heißt) – sei es, indem wir auch

unsere Gewaltgeschichte haben oder in Ernstfall tatenlos wegsehen oder feige vor der Verantwortung flüchten, wenn ein Mensch zum Opfer wird. Es ist wichtig, dass nicht alles beliebig ist. Denn sonst könnte jeder Bösewicht alles ungestraft tun, und es wäre völlig egal, was wir mit unserem Leben anfangen. Ich denke, dass die sehr harten Gerichtsworte der Bibel auf Gerechtigkeit zielen und nicht dem Vernichtungswillen eines ungerechten Gottes entspringen.

Natürlich gibt es auch Menschen, die eigene Erfahrungen mit eifersüchtigen Vätern auf Gott übertragen. Von Abraham wird berichtet, wie sein Gottesbild sich wandelt – von der Gottheit (Elohim) fühlt er sich zu absolutem Gehorsam genötigt, den er sogar durch die Schlachtung des eigenen Sohnes bewähren will. Doch in dem Moment, in dem er das Messer hebt, hört er in sich die wahre Stimme des wahren Gottes (Jahwes), der ein Befreier ist und kein Kinderopfer will.

Auch Jesus wird zornig, wenn den Kleinen Gewalt angetan wird, und kennt keine Barmherzigkeit mit denen, die nicht barmherzig sind. Natürlich ist das Weltgericht, wo Jesus als einzelner Mensch über alle Milliarden Menschen zu Gericht sitzt, ein Bild – ein Bild dafür, dass Gott ein menschliches Gesicht trägt, dass nichts, was Menschen tun, belanglos ist, dass Gott als gerechter und zugleich barmherziger Richter allen Menschen gerecht wird.

12. Ich glaube an die Vergebung als einen Neuanfang für schuldige Menschen

Zorn, Vergeltung, Rache ist aber nicht die letzte Antwort auf das Böse. Denn dann wären wir alle verloren. Auch darum wissen weise Menschen in der Bibel. Letzten Endes ist das Gericht Gottes in der Bibel immer eine „Heimsuchung“. Hinter dem Zorn Gottes steckt kein Vernichtungswille, sondern Liebe – wie bei Eltern, die ihr Kind für ein Vergehen zur Rechenschaft ziehen und es auf den richtigen Weg führen wollen. Vergebung bedeutet nicht eine Verharmlosung der Schuld, sondern eine Unterscheidung zwischen dem unannehmbaren Verhalten und der auch weiterhin geliebten Person.

Wer angemessen von Vergebung reden will, muss aber auch von Schuld angemessen reden und zwischen neurotischen und echten Schuldgefühlen unterscheiden können. Ich frage sehr genau nach, wenn jemand in einem Seelsorgegespräch von seiner Schuld spricht oder beichten will. Wenn ein ungeliebtes Kind sich dafür schuldig fühlt, „überhaupt auf der Welt zu sein“, braucht dieser Mensch keine Beichte, sondern die Erfahrung, einfach so angenommen zu werden, wie er ist. Wenn jemand aber darunter leidet, dass er einem anderen oder sich selber Schaden zugefügt hat und das nicht ungeschehen machen kann, muss er sich fragen, ob seine Beziehung zu sich selbst, zu seinen Mitmenschen und zu Gott überhaupt wiederhergestellt werden kann, ob also Schuld vergeben werden kann. Wenn es keine Vergebung gibt,

bleibe ich festgenagelt auf meine Vergangenheit, auf alles, was ich jemals einem anderen zugefügt habe. Aber Vergebung entbindet den Täter keineswegs von seiner Verantwortung, sondern macht ihn erst fähig, dazu zu stehen. Ohne Reue und ohne Änderung der Lebenshaltung kommt Vergebung nicht zur Geltung. Vergebung verurteilt den Schuldigen sozusagen zum Leben – zu einem Leben in Verantwortung. Beispielhaft erzählt davon die großartige Erzählung von Kain und Abel.

13. Nur wer vertrauen kann, ist frei in seinem Willen

Ist der Mensch in seinem Willen frei? Große Theologen – Paulus, Augustin, Luther – zeigen Grenzen der Willensfreiheit des Menschen auf, indem sie sagen: Nur der Mensch, der vertrauen kann, ist zur Liebe fähig, nur derjenige also, der selber Liebe erfahren hat. Und nun kommt die entscheidende Frage: Was ist mit denen, die zu wenig Liebe erfahren haben und aus diesem Grunde an ihrer Willensfreiheit gescheitert sind, die schuldig geworden sind? Sind diese Menschen für immer verloren, dem Tod verfallen? Ist überhaupt ein Mensch denkbar, der dann leben dürfte? Aber wären selbst die besten Menschen nicht unbarmherzig gegenüber den bösen, wenn sie ihnen das Lebensrecht absprechen? Diese Thematik ist es, die zwischen Jesus und den Pharisäern strittig ist, der den Sünder gerecht spricht, und die Paulus auf den Punkt bringt, dass alle Sünder sind und dass alle auf Vergebung angewiesen sind. Der biblische Gott ist frei zur Barmherzigkeit. Er sucht Wege, um unschuldigen Opfern zu helfen, zum Beispiel indem er selbst ihr Schicksal teilt. Und er zieht schuldige Menschen für ihre Taten zur Rechenschaft, ohne aufzuhören, sie zu lieben. Denn er sieht ihnen ins Herz und nimmt auch ihre eigenen Verletzungen und ihre eigene Sehnsucht nach Liebe wahr. Natürlich rede ich auch hier wieder in Bildern – ich rede von Gott wie von einem Menschen, den ich liebe.

14. Wahre Göttlichkeit erweist sich in der Liebe zum Kind

Im Kind kommt Gott zur Welt, Jesus stellt die Kinder in den Mittelpunkt seiner Botschaft und will sie unverletzt wissen. Und nach christlicher Auffassung lässt Gott den von menschlicher Bosheit getöteten Gottessohn im Tode nicht im Stich, sondern erweckt ihn zu neuem Leben, nicht hier auf der Erde, sondern in der für menschliche Sinne nicht unmittelbar wahrnehmbaren Wirklichkeit des Vaters. Auferstehung ist für mich keine biologische Aussage, sondern ein Symbol für die Bejahung des Lebens und der Liebe Jesu durch seinen Vater im Himmel.

Die Liebe Gottes zu den Kindern, zum Kleinen, ist sicher auch der Grund für die Liebe Gottes zum kleinen Volk Israel. Er will nicht auf großkotzig heldenhafte Weise, sondern durch ein unscheinbar kleines und widersprüchliches Volk der ganzen Welt helfen. Bei Jesus wiederholt sich das, der Allerverachtetste wird auserwählt, um die Liebe Gottes in der Welt zur Geltung zu bringen. Die ganze Dreieinigkeitstheologie ist

im Grunde eine Entfaltung der Frage, wie Gott sich seinen Menschenkindern zuwenden kann.

15. Ich glaube an die Jungfräulichkeit Marias – vergewaltigt und doch getröstet!

Die Indizien für einen an Maria, der Mutter Jesu, verübten sexuellen Missbrauch sind für mich zwar nicht erdrückend, aber doch so gewichtig, dass ich von einer Hypothese spreche, die in meinen Augen bisher noch niemand widerlegt hat. Historisch beweisen lässt sich dieser Punkt in der Biographie Jesu aber schon deshalb nicht, weil alle Kindheitsgeschichten Jesu legendarischen Charakter haben und sehr spät in der Rückschau erzählt wurden, als Jesus schon längst eine Gestalt des christlichen Glaubens war.

Mir geht es aber auch gar nicht um einen historischen Beweis, sondern um die Frage, ob man das, was von Maria und Jesus erzählt wird, auf Erfahrungen beziehen darf, die von missbrauchten Mädchen und unehelichen Kindern immer wieder gemacht worden sind. Ich sage: Ja!, und zwar so, dass ich in den Geschichten der Bibel nicht nur das Trauma, sondern auch die Überwindung des Traumas beschrieben finde – indem Josef sich trotz Bedenken zur verantwortlichen (Stief-)Vaterschaft bekennt, indem die gedemütigte Maria im Magnificat Gott für ihre Aufrichtung und Tröstung dankt, und vor allem indem Jesus eine vom Geist der Liebe Gottes durchdrungene und von daher absolut gefestigte Persönlichkeit entwickelt.

Maria dürfen wir mit vollem Recht im Glaubensbekenntnis „Jungfrau“ und im Weihnachtslied „reine Magd“ nennen, auch wenn sie vergewaltigt worden ist. Denn niemand hat das Recht, sie als Gewaltopfer für die ihr angetane Gewalt verantwortlich zu machen. Als Seelsorger spreche ich von Missbrauch betroffenen Frauen von Evangelium her die Erlaubnis zu, sich nicht mehr beschmutzt fühlen zu müssen und ein von Gott geliebtes Kind zu sein, das an den Taten des Missbrauchers unschuldig ist.

16. Ich glaube an Jesus – unehelich geboren und doch der geliebte Sohn Gottes!

Sie schreiben (S. 63): „Wirklich lieben kann nur ein Mensch, der primäre Liebe erfahren hat.“ So ein Mensch ist für mich Jesus. Kein Anzeichen deutet in meinen Augen darauf hin, dass er lediglich ein ungetröstetes verletztes Kind gewesen sei und daher einen von ihm vermissten Vater in den Himmel projiziert hätte. Dann wäre er zeitlebens seelisch krank gewesen und hätte nicht so viele Heilungen seelisch verursachter Krankheiten vollbringen können, die ich auf seine Erfahrung, absolut von Gott geliebt zu sein, zurückführe. Jesu Dämonenaustreibungen interpretiere ich vollkommen entgegengesetzt zu Ihnen (S. 25). Er konnte gar nicht anders, als – vor allem psychisch verursachte – Krankheiten im Weltbild seiner Zeit so zu betrachten, aber

er ist sehr modern damit umgegangen, indem er sie nämlich nicht als Strafen Gottes verstanden hat, sondern als durch Liebe und Vertrauen (nicht irgendwelche exorzistischen Rituale!) überwindbar. Kein Geringerer als Sigmund Freud schätzte trotz seines Atheismus die intuitive psychotherapeutische Kraft Jesu und sah im Bild der Besessenheit eines Menschen eine Vorform seiner Lehre von den neurotischen Zwängen, unter denen ein Mensch wahrhaft nicht der Herr seiner selbst ist.

Und wenn Sie fragen, wer in Jesu Leben der Teufel gewesen sein mag, mit dem er intimen Kontakt zu haben glaubte, dann verkörpert sich darin mit Sicherheit nicht sein Großvater/Vater, zumal ja nicht Jesus selbst als Kind eine Vergewaltigung erleben musste. Es wird auch nichts von Jesus berichtet, was auf eine Misshandlung durch Maria und Josef schließen lässt (S. 25). Die Legende vom zwölfjährigen Jesus im Tempel setzt vielmehr einen sehr aufgeweckten Jungen voraus, der schon mal die Ermahnungen seiner Eltern vergisst, dann aber auch wieder auf sie hört. Auch die Abwendung von seiner Familie sehe ich nicht so wie Sie. Sicher klinkt sich Jesus mit 30 aus seiner Familie aus, um seiner Sendung zu folgen. Sicher findet seine Familie zu diesem Zeitpunkt, dass er verrückt geworden ist, und will ihn wieder zurückholen. Aber das bedeutet lediglich, dass Jesus selbstbewusst genug ist, um sich seine Berufung nicht ausreden zu lassen. Nichts deutet darauf hin, dass Jesus Maria oder Josef als heuchlerisch ablehnt. Wieso sollte er auch seine Mutter ablehnen – sie war doch Gewaltopfer und nicht Täterin! Auch Josef war nicht Täter, sondern hatte treu zu seiner Frau und zu seinem Kind gestanden, und Jesu (Halb-)Geschwister hatten erst recht nichts mit dem Verbrechen an Maria zu tun, sie sind ja leibliche Kinder von Maria und Josef. Der Evangelist Johannes lässt Jesus vom Kreuz herab sogar Jesus zu seinem Lieblingsjünger sagen: „Siehe, das ist deine Mutter!“ – er soll für sie sorgen.

Was bedeutet dann aber die Begegnung Jesu mit dem Teufel in der Versuchungsgeschichte? Diese bildhafte Geschichte verdeutlicht, wie sehr Jesus immer wieder den Versuchungen der Überheblichkeit widerstehen musste und konnte, denen ein Mensch ausgesetzt ist, der von seinen Zeitgenossen schon bald als Messias verehrt und in den Himmel erhoben wird. Jesus will nicht Steine in Brot verwandeln, nicht sich mit einem Superwunder Popularität verschaffen und auch nicht die Weltherrschaft erringen. Das ist nicht die Art, wie seiner Überzeugung nach GOTTes Herrschaft in der Welt zum Zuge kommt. Sondern nur, indem er schlicht die Liebe lebt, die er empfangen hat.

Helmut Schütz

Eugen Drewermann: „Die Bergpredigt als Zeitenwende“

Helmut Schütz am 11. November 2024

Ich referiere Eugen Drewermanns eindringliche Analysen eines systematischen Versuchs der Angstbekämpfung durch weltweite Angstverbreitung, die letzten Endes dem Götzen Mammon dient. Ob die Bergpredigt, so wie er sie liest, einen gangbaren Weg zum Frieden für alle Menschen bereitstellt, lässt Fragen offen.

Referat im Ruhestandskreis des Evangelischen Dekanats Gießen am 11.11.2024

In seinem Buch „Nur durch Frieden bewahren wir uns selber“¹ widerspricht Eugen Drewermann dem Satz (12): „Mit der Bergpredigt kann man nicht Politik machen“. Max Weber² hat zwar „zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik“ unterschieden (12f.):

Danach darf der Einzelne als Christ oder Privatmann ruhig pazifistisch gesonnen sein, ein Politiker aber muß wissen, daß unter gegebenen Bedingungen aus guten Taten nicht immer nur Gutes und aus bösen Taten nicht immer nur Böses entsteht – wer das nicht weiß, ist politisch ein Kind.

Dem setzt Drewermann unausgesprochen Matthäus 18,3 entgegen: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so kommt ihr nicht ins Königreich der Himmel“. Ausdrücklich macht er von vornherein klar, dass er nur den Forderungen der Bergpredigt folgen will, wie er sie versteht, und keine davon abweichende „Verantwortungsethik“ gelten lassen will.

Was will nach Drewermann (20) „die Bergpredigt“? Sie will „unser Verhalten im ganzen ändern – von Angst in Vertrauen, von Gewalt in Güte, ... von Verurteilen in Verstehen“. Doch „eben deshalb“ darf man aus ihr auch keine „Übermoral“ machen, die den einzelnen überfordert. Diesen Gedanken müssen wir sorgfältig im Gedächtnis bewahren, um in der Besprechung von Drewermanns Kapitel IV auf ihn zurückzukommen.

1 Eugen Drewermann, Nur durch Frieden bewahren wir uns selber. Die Bergpredigt als Zeitenwende, Ostfildern 2023. Die im diesen Text in runden Klammern (...) angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die jeweils folgenden Zitate aus diesem Buch.

2 Drewermann zitiert dazu Max Weber: Der Beruf zur Politik (1919), in: Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik, Stuttgart 1968, 177-185, bes. S. 174-175: „Wir müssen uns klarmachen, daß alles ethisch orientierte Handeln unter zwei voneinander grundverschiedenen, unausragbar gegensätzlichen Maximen stehen kann: es kann ‚gesinnungsethisch‘ oder ‚verantwortungsethisch‘ orientiert sein.“

In der Einleitung seines Buches beschränkt sich Drewermann auf den Hinweis (21), dass die Bergpredigt keine Sonderethik ist für Ordensleute oder gute Christen, an die nach der „protestantischen Zwei-Reiche-Lehre“ aber „der Staat ... als eine Notmaßnahme Gottes zum Schutz ... der ‚Guten‘ vor den ‚Bösen‘ ... nicht gebunden“ ist. Er will (23) „die Tragödie des Krieges mit der Botschaft der Bergpredigt konfrontieren, weil wir soeben zu jener ‚Zeitenwende‘ gedrängt werden, in der“ unsere Bundeswehr „wieder kriegstauglich und wehrhaft gemacht werden“ soll.

Kapitel I: „Raus aus dem Teufelskreis der Angst“

Auf die Frage (25) „Warum Krieg?“ verweist Drewermann zunächst auf den „Teufelskreis der Angst“. Worin besteht dieser? Tiere (29) reagieren auf das „Warnsignal der Angst bei der Wahrnehmung einer Gefahr ... reflexartig“ mit „Flucht oder Angriff“. Ist die Gefahr vorbei, passiert nichts weiter. Wir Menschen dagegen haben ein „planendes Bewußtsein“. Wir versuchen (29f.), „die Ursachen der Gefährdung zu erkennen und nach Möglichkeit auszuschalten“, und zwar möglichst endgültig (31): „Mit allen Gefahren der Natur verfahren wir so; nichts aber gibt es, was einem Menschen so gefährlich werden könnte wie ein anderer Mensch.“ Selbst nach einem Sieg im Krieg (32) ist unter Menschen „eine endgültige Sicherheit ... nicht zu gewinnen. Im Gegenteil, es steht zu befürchten, daß der geschlagene Feind schlagkräftiger zurückkehrt. Durch seine Niederlage ist die Gefahr nicht gebannt, sie hat sich vergrößert.“ Nur wer (35f.) „dem anderen so viel an Angst bereitet, wie er vor diesem selbst empfindet, wähnt ... sich in einem ... Gleichgewicht des Schreckens relativ in Sicherheit... Das Angstproblem soll nicht gelöst werden durch Abbau der Angst, sondern durch Verbreitung von Angst.“ Damit wird (36f.) die für „die Einzelnen als Staatsbürger ... [geltende] Goldene Regel der Bergpredigt Mt 7,12 vom Staat in ihr Gegenteil verkehrt“. Nach Arthur Schopenhauer³ lautet „die Maxime aller Politik: ‚Was du nicht willst, das man dir tu, das füge jedem andern zu.‘ ... Du mußt dem Bösen, das du fürchtest, zuvorkommen, indem du's selber tust.“

Indem auch (37f.) „außerhalb der akuten Kriegszeiten“ Angst verbreitet wird, meint man „durch wechselseitige Abschreckung“ Kriege verhindern zu können. „[B]ei Tieren ist das Ritual des Imponiergehaves weitgehend genetisch festgelegt“. Am Ende gibt „der Schwächere ... nach, das Drohen erübrigt die tätliche Auseinandersetzung.“ Das ist anders bei uns Menschen. „Uns sagt der Verstand, daß es fatal wäre, Schwäche zu zeigen“. Ein Extrembeispiel dafür ist (35), dass „die Bürger der USA ... mit ihren 340 Mio. Einwohnern über 400 Mio. Schußwaffen verfügen und ihre Regierung Jahr für Jahr mehr als 800 Mrd. Dollar nur für das Militär ausgibt – zwölfmal so viel wie ... Rußland“.

3 Drewermann zitiert Arthur Schopenhauer: *Parerga und Paralipomena*, 2. Bd. (1850), Kap. 9: Zur Rechtslehre und Politik, § 124, in: *Sämtliche Werke*, Bd. VI, 259-260.

Hinzu kommt die Rolle (39), die die Lüge im Rahmen der wechselseitigen Angstverbreitung spielt. Immanuel Kant⁴ meinte, ein „Politiker müsse die Wahrheit sagen, sonst untergrabe er die Grundlage des Vertrauens, das für alle Verhandlungen zu Friedensabschlüssen unerlässlich sei“. „[S]ein Schüler Schopenhauer⁵“ dagegen sieht „in der Lüge eine Form der Gewalt, die so berechtigt sei, wie der Gebrauch der Gewalt selbst“. Als Beispiel dafür nennt Drewermann (40) den dunklen „Vorhang der Vertuschung und Verschleierung ... über allem, was ‚Militär‘ und ‚Sicherheit‘ angeht“. Man denke nur an die Folgen, als Julian Assange „die Kriegsverbrechen der Amerikaner im zweiten Irak-Krieg oder in Afghanistan veröffentlicht“ hat, oder daran (40f.), dass vor „der eigenen Bevölkerung“ alles geheimgehalten werden muss, was etwa „zur Herstellung ‚biologischer Waffen‘ ... getestet“ oder „in ... chemischen Fabriken an Giftstoffen hergestellt wird“.

Im Atomzeitalter ist nach Drewermann jedoch (42) „Sicherheit durch Abschreckung“ eine Illusion. Fatal ist „das Streben nach der Erstschlagkapazität: wenn man durch ein satellitengestütztes Abwehrsystem so gut wie alle einfliegenden Raketen des Gegners abfangen könnte, so wäre es wieder glaubhaft, ihm mit einem atomaren Angriff zu drohen“. Daher muss man ernstnehmen (43), was eine Stationierung von „Raketen mit Hyperschallgeschwindigkeit ... im Baltikum oder in der Ukraine, in Georgien oder in Finnland“ für die Sicherheit Russlands bedeuten würde, insbesondere für „die Millionenstädte Petersburg, Moskau oder Wolgograd“.

Der einzige Ausweg (44) aus dem „Irrenhaus“ der Angst sind nach Drewermann „die Worte Jesu“ etwa „in Joh 16,33: ‚Das sage ich euch, damit ihr in mir Frieden habt: In der Welt habt ihr Angst, doch bleibt furchtlos, ich habe die Welt überwunden.‘“ Wie jedoch (48) „ein Friede der Angstüberwindung sich in der Realität ausnimmt, verdeutlicht gerade jenes so unreal erscheinende Jesus-Wort von der anderen Wange (Mt 5, 39).“ Beim Zurückschlagen (48f.)

entsteht ... ein Kampf um das Recht, das womöglich beide Parteien für sich in Anspruch nehmen... Doch weißt du eigentlich, was er beabsichtigte mit seinem Tun? Und wußte er es selber? – Ein Schlag auf die rechte Wange kann nur mit der linken Hand geführt werden, die seit altersher dem Unbewußten zugeordnet wird; wäre es da nicht möglich, daß dein Gegner etwas ganz anderes wollte, als sich in seiner Tat auszudrücken scheint? ... Was ging und geht da in ihm vor sich? Du kannst es nur für ihn und für dich

4 Dazu verweist Drewermann auf Immanuel Kant: Über ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen (1797), in: Werke VIII, 635-643; vgl. Immanuel Kant.: Zum ewigen Frieden (1795), Werke XI, 229.

5 Drewermann zitiert Arthur Schopenhauer: Preisschrift über die Grundlage der Moral (1840), in: Sämtliche Werke, IV, 222-223.

selbst herausfinden, wenn du den Schlag bewußt, von rechts, sich wiederholen läßt. Du weißt, daß du seine Attacke nicht verdient hast, und wenn du jetzt ruhig und ohne Angst nicht deinen Rachephantasien nachgehst, sondern auf den Angreifer zugehst, klärst Du unter Umständen sein mögliches Mißverständnis auf; durch dein eigenes Vertrauen machst du ihn zu deinem Vertrauten und eines Tages womöglich zu deinem Freund und Verbündeten; in jedem Falle zeigst du ihm, daß du anders bist, als er geglaubt oder gefürchtet hat.

Eine solche Chance hätte nach Drewermann nach dem „Angriff auf die Twin Towers“ am 11. September 2001 bestanden. Aber (50) es war keines „der christlichen Kirchenoberhäupter“, das eine Reaktion im Sinne der Bergpredigt ins Spiel brachte, „der einzige, der das tat, war ein Buddhist, der Dalai Lama. Zwei Tage nach 9/11 erklärte er einer amerikanischen Journalistin auf die Frage, was jetzt zu tun sei: ‚This is a big chance for non-violence.‘ ... eine große Chance für die Nicht-Gewalttätigkeit, für die buddhistische Regel des Ahimsa – des Nicht-Verletzens –, für die Antwort der anderen Wange auf einen ... Angriff.“ Man hätte fragen können: „Warum hassen sie uns so? – Wie anders sähe die Welt heute aus, wäre man dem nachgegangen!“ Stattdessen (51) wurde ein „weltweite[r] und zeitlich unbegrenzte[r] Anti-Terror-Krieg ... ausgerufen“, und zwar

ein asymmetrischer Krieg, ein Kampf von feigen und fanatischen Selbstmordattentätern, wie man sie nennt, gegen hochbewaffnete Spezialkräfte der Supermacht und deren ferngesteuerte Drohnen. In einem solchen asymmetrischen Krieg gewinnen die Terroristen, wenn sie nicht verlieren, die überlegene Staatsmacht hingegen verliert, wenn sie nicht gewinnt; ein solcher Kampf zieht sich hin. Man sagt nicht ganz zu Unrecht: Terror ist der Krieg der Ohnmächtigen, Krieg der Terror der Mächtigen.

Aber auch „in der Auseinandersetzung zwischen gleichstarken Kombattanten“ gilt der „Satz von der anderen Wange“. Der Satz (52) „Rosa Luxemburgs: ‚Freiheit ist stets die Freiheit des anderen.‘ ... gilt als Inbegriff von Demokratie und Toleranz. In Fragen des Friedens“ stellt Drewermann fest: „Sicherheit ist immer die Sicherheit des anderen. Es gibt sie niemals für uns allein.“

Kapitel II: „Entwicklung der Waffentechnik“

Nur kurz gehe ich ein (59) auf die nach Drewermann mit im „bisherigen Verlauf der menschlichen Geschichte“ immer weiter vorangetriebene

Entwicklung der *Waffentechnik*...: die Instrumente, einander umzubringen, wurden und werden immer mörderischer; wir selber werden dabei auf fatale Weise immer „menschlicher“, das heißt unmenschlicher, – wir entfer-

nen uns immer weiter von den Tieren, nicht um uns zu vermenschlichen, sondern um ‚tierischer‘ als jedes Tier zu sein.

Stichworte dafür sind (64ff., 68ff., 73ff.) „Das Schwert der Bronzezeit und der Kult des Helden“, „Vom Schwarzpulver zum Napalm“ und schließlich „Selbst Atombomben sind nicht genug“.

Außerdem stellt Drewermann die Frage (88), wie sich Jesus „gegenüber der neuerdings auch in Kirchenkreisen wieder favorisierten Forderung nach einem ‚gerechten‘ (gerechtfertigten) Krieg“ verhält. Dazu geht er (89) auf die Situation des Volkes Israel im 1. Jahrhundert unter der Oberherrschaft der römischen „Unbeschnittenen“ ein, die „den geheiligten Boden Israels“ verunreinigten! Jesus wurde gefragt: „Darf man dem Kaiser Steuern zahlen und damit sein Unrechtsregime unterstützen?“, womit man ihn „als Feind der Römer denunzieren oder als Freund der Römer korrumpieren will.“ Hass schlägt Jesus entgegen, weil er sich mit Zöllnern als den „Helfershelfern der Römer, diesen Verrätern am eigenen Volke, diesen raffgierigen und korrupten Geldeintreibern zugunsten des Gegners und ihrer eigenen Tasche, demonstrativ an einen Tisch“ setzt. Und in Jerusalem (90) reitet er vor dem Befreiungsfest des Pesach „nicht als ein zweiter David, als ein Messias des Heiligen Krieges“ ein; „er hält sich an die Verheißung des Propheten Sacharja (9,9-11)“ und kommt auf einem Esel, „sanftmütig“, wehrlos, gewaltfrei – nur solche werden das ‚heilige‘ Land besitzen (Mt 5,5.9). Als erste Maßnahme wird er ‚die Bogen zerbrechen‘ und ‚die Kriegswagen verbrennen‘, er wird statt der totalen Mobilmachung die totale Abrüstung ausrufen“.

Kapitel III: „Moralische Aufrüstung“

Unter den Methoden, mit denen im Zuge einer Zeitenwende im Sinne von Olaf Scholz eine „moralische Aufrüstung“ erreicht werden soll, geht Drewermann (95) ausführlich auf zwei Stichworte ein: Erstens „Angstpropaganda und Sicherheitsversprechen“ und zweitens (98) die „Dämonisierung des Gegners durch die Zerteilung in Gut und Böse“. Statt (106) das Böse zu heilen, führt „Schwarz-Weiß-Denken“ zu (110) einem „Selbstwiderspruch aller moralischen Kriegsbegründungen...: Ethische Werte ... gelten für alle Menschen“ – nun aber bewertet man „einzelne Menschen“ und sogar „ganze Menschengruppen“ in ihrem Verhalten als gut oder böse, „ohne sich mit dem Verstehen der Hintergründe weiter aufzuhalten“. Gilt es aber, „die als Übeltäter und Bösewichter Identifizierten ‚auszuschalten‘ und ‚unschädlich‘ zu machen“, besagt das „in der Militärsprache so viel ... wie umbringen und ermorden.“

Drewermann fragt: Sind wir in Deutschland als Teil des westlichen Verteidigungsbündnisses wirklich nur auf der Seite des Guten? Wird (103) unser Volk in seiner „demokratischen“ ... ‚Freiheit‘ bedroht ... von einem Feind, der mit Gewalt und Tyrannei seine nationale Identität und Kultur zerstören will“? Behauptet wird das stän-

dig, und dann „stehen ‚geistige Werte‘ zur Disposition, dann muß man leider sehr ‚ungeistig‘ fremde materielle und kulturelle Werte zerstören, um sich selbst ... unabhängig zu halten von der drohenden Übernahme durch ein fremdes Regime.“ Nach Drewermann stehen jedoch im Hintergrund unserer demokratischen Werte handfeste Interessen und letztlich (99) der „unmoralische ‚Wert‘ der Machtdurchsetzung aus Gewinn gier“. Im Klartext:

Wir brauchen den Zugriff auf die Rohstoffe, Arbeitskräfte und Handelswege der ganzen Welt, weil unser Wirtschaftssystem auf einer wechselseitigen Vernichtungskonkurrenz basiert, die nur einen Sieger zuläßt, und das müssen und wollen wir sein.

Zur Begründung dieser These (103) verweist Drewermann u. a. auf einen Kommentar der FAZ⁶, in dem am 9. März 2003 „wenige Tage vor Eröffnung des zweiten Golfkriegs der USA“ Kanzler Schröders Weigerung, sich am Angriffskrieg der Amerikaner zu beteiligen, scharf kritisiert wurde:

„Wir brauchen das Imperium Americanum... Die Vereinigten Staaten müssen Hegemon der Menschheit werden.“ „Der Mensch ist dann am freundlichsten, wenn er, entwaffnet, zum Bösen keine Gelegenheit bekommt. Für diese schwierige, schreckliche, unlösbare, aber unabdingbare Aufgabe muss sich die Menschheit auf die Suche nach dem Hegemon begeben, dem einen, dem – möglichst – guten. Seine Aufgabe besteht darin, alle A-, B- und C-Waffen zu zerstören, mit List und mit Tücke und mit Waffengewalt“.

Eine solche Hegemonie als Vorherrschaft über alle Völker wurde Jesus vom Satan angeboten, der sich Jesus „in Mt 4,8-10 entschieden verweigert hat“.

Zur moralischen Aufrüstung gehört Drewermann zufolge (117) weiter die militärische Ausbildung junger Rekruten, die mit einer „Umprägung des persönlichen Gewissens von Tötungshemmung zu Tötungsbereitschaft“ einhergeht, und zwar (118) in der Unterwerfung unter „die Autorität des militärischen Vorgesetzten“. Dabei beklagt Drewermann (124) die „konsequente Entleerung des Ichs“. Sie wird

nachgefüllt durch den Ersatz einer Gruppenidentifikation mit dem Gefühl, in eben dieser Einheit, nicht als Einzelner, aber als Wir, etwas Besonderes, etwas Bedeutendes zu sein. Auch so verstärkt sich das Empfinden, nichts falsch machen zu können, wenn man tut, was alle tun. Das Gruppengefühl ersetzt das Gewissen, und genau diese Haltung soll zur zweiten Natur werden.

6 Drewermann zitiert die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 9. März 2003, S. 11, nach Michael Lüders, Die scheinheilige Supermacht, München 2021, 123-124.

Solchem Denken hat sich (113) in der Neuzeit z. B. Leo Tolstoi verweigert, doch schon im 3. Jahrhundert schrieb der Kirchenlehrer Cyprian⁷:

„Es trieft die ganze Erde von gegenseitigem Blutvergießen; und begeht der einzelne einen Mord, so ist es ein Verbrechen; Tapferkeit aber nennt man es, wenn das Morden im Namen des Staates geschieht.“

Anders als Martin Luther (114f.) stellte sein Zeitgenosse Erasmus von Rotterdam⁸ der „Lehre vom ‚gerechten Krieg‘ ... die Lehre Christi entgegen mit ihrem Wissen, daß man Rechtsstreitigkeiten niemals durch Gewalt klären kann, weil dabei stets nur ein Krieg aus einem anderen erwächst.“

Kapitel IV: Passiver Widerstand gegen den „Irrsinn der Gewalt“

Klar ist jedoch nach Drewermann (142) „für einen christlich motivierten Friedensauftrag“: „man muß sich unabhängig machen von politischen Erfolgsaussichten.“ Er erinnert an den Pazifisten Martin Niemöller, der in den 50er Jahren „demonstrativ Moskau“ besuchte und dafür angefeindet wurde, an die „Deutsche Friedensunion (DFU)“, deren Vorsitzender (144) der spätere Bundespräsident Gustav Heinemann war und die „damals als die Partei der ‚nützlichen Idioten Moskaus‘ beschimpft“, so wie heute „Putinverstehher“ und „Friedensengel“ als Schimpfworte verwendet werden. Ein (144f.)

christlich motivierter Pazifist... will nicht innerhalb der bestehenden Regeln den „richtigen“ Zug machen, er kehrt vielmehr die Spielregeln um, – er spielt im Skatdeutsch Null ouvert, nach der Devise: wer verliert gewinnt...

Das heißt: Letzten Endes wird „jeder, der das Vorbild Jesu als vor Gott verbindlich aufgreift, ... in das Schicksal Jesu eintreten. ‚Selig seid ihr...‘ sagt Jesus..., ‚wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und lügnerisch allerlei Böses gegen euch reden‘ ... (Mt 5,11-12)“

Den Grünen (148) hält Drewermann „Selbstverrat“ vor, bei dem sie „nur allzu gut ... begriffen“,

was für die BRD (West) seit ihrer Entstehung im Jahre 1949 gilt und sich 1989 nach der Ausdehnung auf ganz Deutschland nicht geändert, eher verstärkt hat: es darf in der BRD unter den Augen der USA keine linke oder pazifistische Regierung geben...

7 Drewermann zitiert Caecilius Cyprianus: An Donatus (ca. 245), 6, in: BKV Bd. 34, S. 45.

8 Dazu verweist Drewermann auf Erasmus von Rotterdam: Die Erziehung des christlichen Fürsten, 11. Kap., in: Schriften, Bd. 5, 339-357, S. 343; vgl. ders.: Die Klage des Friedens, in: Schriften, Bd. 5, S. 361-451, wo Erasmus auf die physischen und moralischen Schäden eines jeden Krieges hinweist (S. 433-439).

Nach Drewermann sind also (144) die Erkennungsmerkmale von einem „Friedensstifter‘ im Raum der Politik“ nach außen Konsequenz und Unabhängigkeit. Aber was (149) muß innerlich geschehen, um ein Friedensstifter im Raum der Politik zu werden (Mt 5,9)? Dazu nennt er die Stichworte „Selbständigkeit und Angstfreiheit als Bedingung passiven Widerstands“. Man muss „die Angst vor der öffentlichen Meinung aufgeben und auf sich selbst zu hören beginnen.“ Ein solcher passiver Widerstand (150) wurde von „dem tief religiösen Politiker Mahatma Gandhi⁹ „die Macht der Seele“ genannt. Sie besteht unter anderem darin, sich „den Gesetzen, die von unserem Gewissen nicht akzeptiert werden können“, nicht zu „unterwerfen“ und ... „mit Freude die Bestrafung für die Gesetzesübertretungen“ anzunehmen.

Wie kann nach Drewermann (151) die „Sanftmut‘ der Bergpredigt (Mt 5,5) gelebt werden?

Ein ... Pazifist [wird] nicht ‚nur‘ die Rekrutenausbildung für sich selbst verweigern, sondern er wird alles auch im Hintergrund ablehnen, was einen Militär, ‚dienst‘ aus Sicht des Staates notwendig macht, – als da ist: die bürgerliche Zweiteilung in Gut und Böse, in Freund und Feind, in Gruppenzugehörige und Gegner; die Vorstellung eigener wohlverborener oder angeborener Rechte, zu deren Wahrung der Staat bestellt sei...

So gesehen (152) ist die „Ablehnung kriegerischer Gewalt“ letzten Endes „identisch mit der Verweigerung der bürgerlichen Grundeinstellung als ganzer.“

Dabei ist nach Gandhi¹⁰ (153f.) eine Haltung des gewaltfreien Widerstandes nicht etwa

„eine Haltung der Feigheit und der Schwäche... Wer, glauben Sie, ist wahrhaft mutig? Derjenige, der andere Menschen von der Rückseite der Kanone her zerfetzt oder der, der sich mit lächelndem Gesicht zur Kanonemündung begibt und sich in Stücke reißen läßt? Wer ist hier der wahre Kämpfer, der Krieger? Derjenige, der stets den Tod als vertrauten Freund bei sich hat, oder derjenige, der den Tod anderer in seiner Hand hat?“

Umgekehrt sind es, wie Drewermann folgert, gerade „die seelisch Schwachen, die zur Gewalt ihre Zuflucht nehmen“, und als in diesem Sinne schwach (157) sind heute auch

die Großmachtvertreter einer imperialen Hegemonialstrategie, wie in unseren Tagen ‚unipolar‘ die USA, die der schrecklichsten und abscheulichsten militärischen Mittel bedürfen, um sich die Welt mit ständigen Abschre-

9 Drewermann zitiert Mahatma Gandhi: Hind Swaraj or Indian Home Rule (1919), in: „Indian Opinion“, Südafrika; dt.: Wege und Mittel, Baden-Baden/Zürich 1996, 109-112.

10 Ebenda, 112-113.

ckungsmaßnahmen gefügig zu halten; und es sind, wie in der Bergpredigt Jesu, die „Kleinen“ (Mt 5,3; 5,7; Mk 9,33-37), die den Frieden benötigen und Gewalt vermeiden; sie verlieren, sie gewinnen nicht am Krieg.

Allerdings bleiben diese Kleinen „stumm, solange es der herrschenden Macht gelingt, genügend Angst zu verbreiten.“ Einzelne sind notwendig, „die das Bild von den Großen und Mächtigen mit ihrem Mut und mit ihrer Freiheit in Frage stellen“ und die „damit an der Seite der Mehrheit der Menschen“ stehen. „Pazifismus ist Angstüberwindung durch die Kraft des Vertrauens in Gott“. Nach Gandhi¹¹ gibt es daher

„für den passiven Widerstand keinen Schritt vorwärts ohne die Furchtlosigkeit. Nur diejenigen können den Weg des passiven Widerstands gehen, die frei von Furcht sind, frei von Besitz, frei von Ehren, frei von Verwandten, frei von Regierung ... Sie werden einsehen, daß die zusätzlichen Anstrengungen, die ein Schwertkämpfer aufwenden muß, nur aus dem Fehlen der Furchtlosigkeit kommen. Ein Mensch, der frei von Haß ist, braucht kein Schwert.“

An dieser Stelle muss ich aus dem reinen Referat heraustreten und kritisch fragen, ob die Forderung, einen solchen passiven Widerstand zu leben, nicht doch (20) eine „Übermoral“ darstellt, die den einzelnen überfordert. Zumindest von mir kann ich sagen, dass ich weder frei bin von Furcht noch von Besitz und erst recht nicht frei von Verwandten oder anderen Menschen, denen ich in Liebe und Verantwortung verbunden bin. So bestechend folgerichtig Drewermanns Analyse der Angstbekämpfung durch Angstverbreitung auch anmutet – wäre es verantwortbar, verzichten zu wollen sogar auf ein staatliches Gewaltmonopol, das Verbrechen an Leib und Leben einzudämmen versucht?

Drewermann beruft sich auf Jesus, der im Garten Gethsemane (161) den Griff des Petrus zum Schwert zurückweist, den er unternimmt, um seinen Freund und Lehrer zu schützen. Petrus

ist gerade kein „Held“, – sein Dreinschlagen mit dem Schwert ist nichts als eine Reaktion in Angst, kaschiert freilich als eine verantwortungsethische Intervention, begangen aus responsibility to protect (R2P). ... „Steck dein Schwert an seinen Ort““ gebietet Jesus deshalb seinem Jünger; „alle nämlich, die ein Schwert nehmen, werden durchs Schwert umkommen.“ (Mt 26,52)

Es gilt also nach Drewermann (162) von der „Gewalt“ als einem „Irrweg im Prinzip“ Abschied zu nehmen. Diesen Irrweg der Gewalt beschreibt Drewermann unter den Stichworten (163) „Von Sparta bis Amerika“ und (165) „Wider die kirchliche Theolo-

11 Ebenda, 117.

gie nach Kaiser Konstantin“. Während der Kirchenlehrer Tertullian im Jahr 211 in seiner Schrift „Vom Kranze des Soldaten“ noch jeden Kriegsdienst eines Christen kategorisch abgelehnt hatte (170), hat „die konstantinische Machtergreifung den Gott, den der Jude Jesus uns bringen mochte, in den Kriegsgott der Völker zurückverwandelt“. Wenn auch heute wieder (175), wie Kanzler Scholz sagt, „die Menschen in der Ukraine nicht nur ihre Heimat ..., sondern unsere gemeinsamen Werte: Freiheit und Demokratie“ verteidigen, müssen wir fragen: Kommen solche Werte von Gott?

Wenn es absolute Werte im politischen Bewußtsein der Regierenden gar nicht gibt, wie soll sich dann ein militärisches „Eingreifen“ der Nato moralisch rechtfertigen lassen? Wenn es keine vorgegebenen (göttlichen, metaphysischen oder natürlichen) Werte gibt, sondern lediglich gesellschaftlich bzw. sozialpsychologisch sich ergebende Bewertungen, verbleibt eigentlich nur die Aufgabe, das jeweilige Ergebnis des kulturellen Diskurses, eben das sich durchsetzende Narrativ, als richtig zu rechtfertigen. Das aber ist dann sicher nichts weiter als eben: ideologische Propaganda.

Dagegen betont Drewermann (176): „Niemals ist nur der Gegner schuldig“.

Kapitel V: Der Götze Mammon als „der Nerv des Krieges“

Warum, so fragt Drewermann zum wiederholten Male (185), rüsten wir immer noch auf, wenn wir im Grunde keinen Krieg wollen, und (186) warum sind „Demokratien nicht grundsätzlich friedfertiger als Diktaturen“? Dafür hatte er einen psychologischen Grund angeführt: „Angst. Sie treibt im Wechsel von Verteidigung und Angriff in immer neue aggressive Auseinandersetzungen.“

Als den Hauptgrund für die Unaufhörlichkeit der Kriege nennt er jetzt jedoch den Götzen Mammon (203): „Geld ist der Nerv des Krieges!“ und fährt erläuternd fort (204): „Auch das erklärt die Bergpredigt jedem Geschäftsmann und Politiker: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon! (Mt 6,24)“

Ursprünglich (205) ist Geld „ein universales Tauschmittel“, das die Mühsal des „Tauschhandels in Naturalien“ erspart. Aber (206): „Da Geld auf dem Markt als Kaufmittel ‚alles‘ (jede beliebige Ware von entsprechendem Wert) zu bedeuten vermag, verwandelt es sich selber in etwas Allbedeutendes“ und führt „wie von selbst zu der Entwertung aller Werte.“ Und wenn man „Geld von vornherein zur Geldvermehrung einsetzt“ (207), entsteht das Kapital, nämlich Geld als bloßes Mittel, „um mit Geld noch mehr Geld zu ‚machen‘.“ Wer (208) „Produktionsmittel besitzt, an denen er seine Arbeiter Warenwerte herstellen läßt“, erwartet, „mit dem Verkauf der hergestellten Waren weit mehr einzunehmen, als er an Löhnen und Produktionskosten ausgeben muß.“ Und wenn er außerdem noch „Zugriff auf möglichst billige Rohstoffe“ hat, kann er die Kosten noch mehr senken und den Gewinn steigern. In diesem Zusammenhang geht Drewermann (209) auf heute notwendige Bodenschätze ein

„(Aluminium, Bauxit, Coltan, Lithium, Seltene Erden etc.) zur Entwicklung von Drohnen, Handyakkus, Elektroautos oder Chips“. Es ist Neokolonialismus, wenn mächtige Nationen Wirtschaftskriege „gegen nichtwillfähige Regierungen mittels einer erpresserischen Sanktions- und Embargo-Politik“ führen oder „die direkte Absetzung von Regierenden“ betreiben. So ordnet Drewermann auch ein, was „in der Ukraine bei dem Maidan-Putsch 2014“ geschehen ist.

Über (217) „die psychologische Verführungskraft des Götzen Geld“ sagt Drewermann: „Wenn wir selbst nichts sind, bleibt uns nichts anderes, als uns einen Wert durch den Besitz von Geld zu verschaffen. Unser Nichts an Sein muß kompensiert werden durch ein Alles an Haben“. Dazu verweist Drewermann auf Erich Fromm, „der die Alternative von Sein und Haben zum Grundthema der Nekrophilie unserer kapitalismuserkrankten Kultur erklärte.“

Eng zusammen hängt (219) der „Götzendienst des ‚Mammon‘“ mit dem, was Drewermann „Daseinsschuld und Opferzwang“ nennt, „der Schuld jedes Einzelnen inmitten der ihn umgebenden Natur“. Damit meint er erstens (220): „Die Natur braucht uns nicht, in ihr sind wir überflüssig“. Und zweitens (221): „Wir sind bereits im Unrecht dadurch, daß wir sind; wir werden schuldig schon durch die einfache Grundbefindlichkeit unseres Daseins, nur durch das Töten anderen Lebens am Leben bleiben zu können.“ Dafür wird „in so gut wie allen alten Kulturen“ eine „Wiedergutmachung“ in Form „des Opfers“ praktiziert. Dieses Denken ist in der Moderne nicht etwa überholt, denn (223) das „Schuldprinzip“ herrscht auch im „Geldsystem“, in dieser „künstlichen ‚Natur‘, die wir ... als Basis unseres kulturellen Aufstiegs eingerichtet haben“. Statt Göttern rücken (223f.)

menschliche Herrscher über das Wirtschaftsleben eines Gemeinwesens in die gottgleiche Position von Entscheidungsträgern über Leben und Tod ein. In jedem Fall befinden wir uns im Umraum des Geldes, das wir nicht selber besitzen, in der Position von Schuldigen, die mit Opfern die Tatsache ihrer Existenz wiedergutmachen müssen.

Am (224) „klarsten ablesbar“ ist dieser „Übergang von metaphysischer, moralischer und wirtschaftlicher ‚Schuld‘“ daran, dass „die ersten Gotteshäuser als Opferstätten von Tieren und Menschen zugleich auch die ersten Bankhäuser“ waren. Nach Walter Benjamin¹² setzten aber (224f.), „die alten Religionen ihre Opferriten immerhin zum Abbau von Schulden ein“, während „das kapitalistische Wirtschaftssystem nur durch Wachstum Bestand haben“ kann. „Es muß in immer kürzerer Zeit in Produktion, Warenumsatz und Geldbesitz expandieren... Daher besteht sein Prinzip gerade nicht im

12 Drewermann zitiert Walter Benjamin: Kapitalismus als Religion (fr. 74), in: Gesammelte Schriften, Bd. VI, Frankfurt a. M. 1985, 100.

Schuldenabbau, sondern geradezu apokalyptisch in der Vermehrung der Schuld(en).“

Daraus zieht Drewermann den Schluss (226): „Solange wir dem Götzen Mammon dienen, kann es Frieden nicht geben.“ Der „entscheidende Beitrag der Religion zum Frieden“ ist daher, auf dem „Eigenwert des Einzelnen“ zu bestehen:

Jesus streichelte in seinen Worten und in seinen Werken das Bild eines strafenden Gottes den Menschen aus der Seele und ersetzte es durch den Glauben an einen Gott, der in väterlicher Güte alle Schuld vergibt.

Im „Schöpfungsglauben Israels“ (226f.) will

ein gütiger Gott ..., daß der Mensch sei; die menschliche Existenz muß nicht länger einer ebenso blinden wie teilnahmslosen Natur abgetrotzt werden, sie kann erlebt werden als ein Geschenk. Dankbarkeit – nicht Schuld, Vertrauen – nicht Opfer, Erfüllung – nicht Wiedergutmachung kennzeichnen prägend dieses neue Seinsverständnis.

Wer auf diesen Gott vertraut, beantwortet nicht „die Not eines anderen, statt mit Hilfsbereitschaft und tätiger Unterstützung, ... mit der Chancenberechnung möglicher Geldgeschäfte“. Das aber bedeutet „den Zusammenbruch des gesamten kapitalistischen Wirtschaftssystems.“

Eigentlich müsste man, was der Deutsch-Argentinier Silvio Gesell¹³ „in seiner Freigeldtheorie“ vorgeschlagen hat, „dem Geld in bestimmten Zeiten ein ähnliches Verfallsdatum“ zuschreiben wie anderen Waren, um den „Erpressungsvorteil der Geldbesitzer gegenüber den Warenhändlern“ zu unterlaufen. Aber selbst das geht Drewermann nicht weit genug (228), macht es doch „den Kapitalismus als Wirtschaftsform“ nur „krisenfester“. Jesus dagegen verurteilt in der Bergpredigt mit dem Satz: „Wer braucht, dem gib“ (Mt 5,42) „nicht nur die verhängnisvollen Aussichten auf Zinsgewinne“, sondern er „macht das einfache Preisgesetz von Angebot und Nachfrage in sich selbst zunichte“. Jesu Wort „ist das Gegenteil von: Erhöhe bei höherem Bedarf die Preise für dein Warenangebot!“ Erst durch eine solche radikale Umkehr ist „ist das Geld kein Götze mehr“, der (230) letzten Endes die „Kriegstreiberei“ anfeuert.

Auch hier finde ich zwar Drewermanns Analyse überzeugend, aber da er, wie sich gleich zeigen wird, jede Antwort auf die Frage nach politischen Konsequenzen schuldig bleibt, überlässt er anderen die Suche nach gangbaren Wegen der Verwirklichung der so einfach klingenden Forderungen Jesu in der Bergpredigt. Und den

13 Drewermann zitiert Silvio Gesell, Die natürliche Gesellschaftsordnung (1920), in: Gesammelte Werke, Bd. 11, Hann.-Münden-Lütjenburg 2000, 179-181.

mühseligen politischen Wegen einer marktwirtschaftlichen Zähmung des Kapitalismus würde er vermutlich von vornherein eine grundlegende Absage erteilen.

Kapitel VI: Die „Bergpredigt als Weg zum Frieden“

Drewermann sieht (236) die „Bergpredigt als Weg zum Frieden“, indem Menschen es wagen, „jenseits von Angst, Gewalt und Gier“ zu leben. Dabei müssen zwei Teufelskreise vermieden werden, erstens (242) „die prinzipielle Unzulänglichkeit eines nur politischen Denkens“, die er folgendermaßen belegt (242f.):

Wer irgend ein Ende der Waffenlieferungen an die Ukraine fordert, um das grausige und zynische Abschachten von Menschen zu stoppen, wird vorgehalten bekommen, daß ja „Putin“ „angefangen“ habe; wer sich dafür ausspricht, keinen „Siegfrieden“ anzustreben, sondern sich endlich an den Verhandlungstisch zu setzen und die Interessen beider verfeindeter Parteien zusammenzuführen, dem wird entgegengehalten, man dürfe mit Rußland erst reden, wenn es vom ukrainischen Boden vertrieben worden sei; und wer den Ukraine-Krieg gar als einen Stellvertreterkrieg zur Zerstückelung und Schwächung Rußlands mit dem Ziel einer globalen Machtausdehnung der USA beurteilt, wird als „Querdenker“, als Vertreter russischer Propaganda- Lügen und als Verteidiger des Massenmörders Putin diffamiert...

Zweitens spricht Drewermann daher (245f.) vom „Ungenügen auch des nur Moralischen“. Alle „moralisch vorgebrachten Begründungen in Richtung bestimmter programmatischer Festlegungen [sind] aus ihrer propagandistischen Verwendung herauszulösen und auf ihren ernstgemeinten und ernstzunehmenden Inhalt hin zu überprüfen.“ „Es geht also darum, das Modell des vertraglich gesicherten inneren Friedens eines Volkes auf die Beziehung zwischen den Staaten auszudehnen, im Sinne eines ‚freien Föderalismus‘, der sich nach Maßgabe der Vernunft mit dem Völkerrecht verbindet...“ Diese schon von Kant in seiner Schrift „Vom ewigen Frieden“ vertretenen Auffassung widerspricht der sogenannten

„wertebasierten“ westlichen Weltmachtpolitik als eines Mittels zu Frieden und Freiheit... Die Idee bereits einer zentralen Ordnungsmacht, die – etwa in Gestalt der USA – als Weltpolizist auftritt, verwandelt die Grundlage aller Moral: das Prinzip der Freiheit, in ein Diktat äußerer Macht, deren Inhalte mit der Durchsetzung der eigenen Rechts- und Ordnungsvorstellungen identisch sein sollen.

Das heißt (254):

Um Frieden zu ermöglichen, bedarf es einer Verringerung der Angst angesichts der Ungesicherheit des menschlichen Daseins; doch gerade dazu ist

weder die Politik noch die Ethik imstande: die eine antwortet auf Angst mit Angstverbreitung und verschlimmert das Problem dadurch noch in Gestalt immer schrecklicherer Kriege, die andere erzeigt sich außerstande, die Folgen einer fehlgeleiteten Angstverarbeitung mit den Mitteln moralischer Selbstkontrolle abzutragen.

Welche Lösung empfiehlt Drewermann? Allein eine „Religiosität, wie sie die Bergpredigt empfiehlt und als Erlösung anbietet“ ist imstande, „die Kriegsproblematik durch Vermittlung eines angstbesänftigenden Vertrauens zu überwinden“. Schon Kant¹⁴ hat „in seiner Lehre von den ‚Postulaten‘“ die „subjektive Unmöglichkeit eines wahrhaft sittlichen Verhaltens ohne die Voraussetzung des Glaubens an Gott, an die Unsterblichkeit und an die Freiheit“ gesehen.

Und so beschreibt Drewermann (255) folgendermaßen die „rettende Notwendigkeit des Religiösen“. Dazu gehört, dass „die Kirchen sich von ihrer Konstantinischen Selbstverfälschung endlich“ lösen. Zwar (256) kann die „‚Revolution‘ des Jesus aus Nazareth ... nicht ‚von oben‘ herab verordnet werden; sie besteht ja gerade darin, die Welt ‚von unten‘ zu betrachten und die Perspektive der ‚Kleinen‘ ... einzunehmen“. Aber diese Perspektive gilt letzten Endes „auch im Allgemeinen“. „Ihr seid das Salz der Erde ... Ihr seid das Licht der Welt“, sagt Jesus ... zu seinen und von seinen Jüngern (Mt 5,13.14); sie könnten und sollten das Leben vor innerer Fäulnis bewahren und in die Aussichtslosigkeit und Seelenumdüsterung der Zeit Licht und Hoffnung bringen. — Der Kern von allem ist dabei die Umwandlung von Angst in Vertrauen.“

Von daher kann das christliche Gewissen gängigen Thesen widersprechen (258ff.):

„Wir müssen aufrüsten.“ – Nein..., wir müssen der wechselseitigen Angstverbreitung durch Abrüstung entgegentreten und die freiwerdenden ... Ressourcen einsetzen zur Überwindung der vielerlei Formen von Unrecht, Elend und Verzweiflung...

„Wir müssen unsere militärische Macht maximieren und mobilisieren, um abschreckend zu wirken und unsere Sicherheit zu wahren.“ – Nein..., wir müssen im Gegenteil begreifen, daß es Sicherheit für uns nur gibt in der Sicherheit des anderen...

„Wir müssen wehrhaft bleiben...“

Dazu betont Drewermann die kategorische Gültigkeit des Gebots „Du sollst nicht töten“ (Ex 20,13) und beklagt die „hanebüchene Schizophrenie, mit der bereits das

14 Drewermann zitiert Immanuel Kant, Kritik der praktischen Vernunft, Riga 1788; in: Werke in zwölf Bänden, VII, 252-254; 254-264.

Alte Testament gräßliche ‚göttliche‘ Befehle zum Genozid an ganzen Völkern“ verzeichnet hat. Nur Jesu neues „Gebot‘ der Bergpredigt: ‚Liebet eure Feinde‘“ (Mt 5,44) nimmt den Sinn der Zehn Gebote angemessen auf.

„Aber wir müssen doch den Bösewichtern das Handwerk legen...“ – Nein...; wir müssen aus dem Teufelskreis von Angst und Gewalt uns ein für allemal befreien, indem wir die Gründe zu verstehen suchen, die den anderen, unseren Gegner, dahin gebracht haben, etwas zu tun, das moralisch in der Tat als so böse zu bewerten ist wie z.B. der ‚Angriffskrieg‘ gegen die Ukraine...; es bleibt bei der Weisung Jesu: „Leistet dem, der euch Böses tut, keinen Widerstand“ (Mt 5,39)

„Aber wir müssen doch den Bösen bestrafen, sonst kann er ja folgenlos machen, was er will!“ – Nein... Wir alle leben einzig aus Vergebung und Erbarmen. „Richtet nicht!“ (Mt 7,1) Wer dieses Schlußwort der Bergpredigt begreift, für den gibt es nicht mehr die Strafjustiz des Staates, und noch weniger gibt es für ihn die Strafaktion eines ‚gerechten‘ Krieges.

„Aber ihnen gehörten doch ihre Häuser und Ländereien! Es war ihr Recht, sie mit allen Mitteln behalten zu wollen.“ – Nein... Wenn unser ganzes Leben ein Geschenk ist, so gibt es überhaupt keine Rechtsansprüche auf ein „Eigentum“, das wir gewaltsam zu verteidigen hätten; vielmehr gilt: „wer dir deinen Rock nehmen will, dem laß auch noch (freiwillig, von dir aus!) den Mantel.“ (Mt 5,40)

Kann ein „Mensch, der, wie Jesus selber, an die Auferstehung glaubt..., vor Gottes Richterstuhl hintreten wollen mit der Erklärung: ‚Ich mußte meinen Mitbruder umbringen, weil es mir so befohlen wurde...‘“ oder „weil mein Leben mir wichtiger war als das seine...?“

„Doch die Welt ist ja nicht pazifistisch! Die Welt aber ist doch nicht christlich!“ – Richtig... Doch daraus ergibt sich nicht, wie Luther vermeinte, eine Begründung dafür, dem Staat das Recht zuzugestehen, Kriege zu führen gegen die Nicht-Christen (Türken; Papisten, rebellische Bauern ...) ...

„Aber das geht ja nicht! Was soll ein Einzelner schon erreichen gegen so viele andere?“

Dagegen konstatiert Drewermann (264):

du verlörest dich selbst, wenn du als Christ das Gegenteil tust von dem, was dir Christus gebot, als er seinem Jünger befahl, das Schwert (ein für allemal) wegzustecken (Mt 26,52). Der Weg der Gewalt bringt dich selber um, womöglich nicht sogleich physisch, wohl aber ganz gewiß geistig. Nur im Frieden bewahrst du dich selber – als Mensch und als Christ. Nur wenn

du nicht tötest, lebst du. ... Du mußt dich entscheiden ... zwischen Jesus und dem Barabbas (Mk 15,6-10), zwischen Güte und Gewalt, zwischen dir selbst als Person und deiner Verformung zu einer seriellen Funktion im staatlich organisierten und staatlich angeordneten Getriebe des Tötens.

Drewermanns Buch bewegt mich, fordert mich heraus, die Teufelskreise von Angst, Gewalt und Mammon im Auge zu behalten und dem Bergprediger noch genauer zuzuhören. Aber kann Religion als Rezept ausgestellt werden, um jeden Menschen von seiner religiösen Unmusikalität oder gar von seiner Angst zu heilen? Und kann es nicht doch auch notwendig sein, sich die Hände schmutzig zu machen, um einem „Rad ... in die Speichen zu fallen“ (D. Bonhoeffer), das die Menschlichkeit überrollt?

Der Störenfried

Ingo Berghöfer am 6. April 2023

In meiner Betrachtung „Kein Segen für Esau, den Bruder Jakobs?“¹ blieb am Ende eine Leerstelle offen – welche Karfreitagspredigt könnte die noch ausstehenden offenen Fragen beantworten? Beeindruckt hat mich ein im „Freigehege“ des „Gießener Anzeigers“ vom heutigen 6. April 2023 zum Karfreitag veröffentlichter Beitrag des Redakteurs Ingo Berghöfer, den ich mit seiner Erlaubnis hier wiedergeben darf. Herzlichen Dank!

Helmut Schütz

Vor uns liegt das längste Feiertagswochenende des Jahres, liebe Leser. Ostern garantiert einem selbst im arbeitgeberfreundlichsten Jahr stets vier freie Tage am Stück. Da kann man noch mal in Ischgl an seinem Parallelschwung feilen, ein paar Netflix-Serien weg„binschen“ oder – ich traue mich’s kaum zu sagen – sich mit dem Kerl beschäftigen, der wahrscheinlich vor 1996 Jahren von der Weltmacht Rom als Aufrührer ans Kreuz genagelt wurde.

Und er war ein Aufrührer. „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ lautete sein Credo. Das war, wie viele seiner Statements, ein Gleichnis. Seine zahlreichen Feinde haben es liebend gerne wörtlich genommen, um sich seiner zu entledigen. Doch ein Störenfried ist er geblieben, jeder seiner Sätze eine Axt, die das Eis in unseren Herzen spaltet, jedes seiner Worte ein Fußtritt, der eine Wunde in der erstickenden ewigen Nacht der Seele hinterlässt, aus der die Morgenröte eines neuen Tages blutet.

Mitte der 1980er ward mal ein Mann in härenem Gewand mit Wallemähne in Oberammergau festgenommen, der nicht zum Ensemble der Passionsfestspiele gehörte. Er lächelte, sagte kein Wort und hatte keinen Pass. Man war sich schnell einig, ihn in eine Psychiatrie zu bringen. Ich habe die kleine Meldung unter „Vermischtes“ nie vergessen und mich immer gefragt: „Was, wenn ER es war?“

Dostojewski hat das einmal durchgespielt. In seiner Erzählung „Der Großinquisitor“ lässt er Christus auf dem Höhepunkt der Ketzerverfolgung in Spanien des 16. Jahrhunderts erscheinen, wo er mal wieder predigt und Jünger um sich schart. Selbstredend wartet auf ihn der Scheiterhaufen. Gibt es denn eine größere Ketzerei, als zu behaupten, ER zu sein?

1 Helmut Schütz, [Gesammelte Gottesdienste, Band LXXVII: Denkanstöße in Andachten und Grußworten](#), Gießen 2026, S. 28-32.

In der Nacht vor seiner zweiten Hinrichtung besucht ihn der mächtigste Mann der Katholischen Kirche in seiner Zelle. um ihm klar zu machen, dass es sich hier nicht um ein tragisches Versehen handelt. Der Großinquisitor weiß ganz genau, mit wem er es zu tun hat und wirft Jesus vor, bei der Versuchung in der Wüste die falsche Entscheidung getroffen zu haben. Statt für des Teufels Sicherheit habe er sich für die Freiheit entschieden und damit die Menschheit ins Unglück gestürzt. Ein Fehler, den die Kirche seit nunmehr 1500 Jahren korrigiere: „Am Ende werden sie uns ihre Freiheit zu Füßen legen und zu uns sagen: ‚Macht uns zu euren Sklaven, aber füttert uns‘.“ Der Großinquisitor ist sich seiner Sache sehr sicher und Jesus schweigt.

Dennoch endet die Geschichte überraschend. Dieses Ende wird hier nicht gespoilert. Sie finden den Text problem- und kostenlos im Internet, und Sie haben jetzt vier Tage Zeit, sich mal wieder mit dem alten Störenfried auseinanderzusetzen.

Glauben Sie mir, es lohnt sich.

Ingo Berghöfer

Die Mutter Jesu als bittere Anklägerin der christlichen Erlösungsreligion

Helmut Schütz über Colm Tóibins Roman „Marias Testament“ am 10. Juli 2022

In Colm Tóibins Roman, „Marias Testament“, verbindet die Mutter Jesu die Trauer um ihren Sohn mit einer harten Anklage gegen diejenigen, die seinen Tod für ihre Zwecke instrumentalisieren. Das Buch fordert dazu heraus, über das Christentum als Erlösungsreligion nachzudenken, es verstört, stellt in Frage, mahnt zur Umkehr.

Wäre mir das Büchlein von Colm Tóibin, „Marias Testament“, ¹ nicht von einer sehr lieben Pfarrkollegin empfohlen worden, die von meiner intensiven Beschäftigung mit Maria ² wusste, ich hätte es mir nicht besorgt und erst recht nicht bis zum Ende gelesen. Zwei Monate lag es bei mir im Bücherregal, mehrfach habe ich hineingeschaut, angefangen zu lesen, immer wieder fragte ich mich, was hat das mit der Maria zu tun, die ich mit der biblischen Überlieferung verbinde, von welchen Männern, denen sie nichts als Verachtung entgegenbringt, wird sie da verhört, festgehalten, wer sind ihre Aufpasser, worauf läuft das Ganze hinaus?

Gestern habe ich „Marias Testament“ zu Ende gelesen, immer noch an manchen Stellen mit Stirnrunzeln, leisem Unbehagen, das jedoch allmählich von einer Faszination abgelöst wurde, die mich mehr und mehr in ihren Bann zog.

Überrascht war ich, dass die wenigen biblischen Geschichten über Jesus und Maria, auf die der Autor zurückgreift, ausgerechnet aus dem Johannesevangelium stammen, das seit zwei Jahren im Mittelpunkt meiner tagtäglichen Studien steht. Allerdings geht Colm sehr freizügig mit dem erzählerischen Material aus der Bibel um. So verbindet er die Hochzeit zu Kana sehr eng mit der Erweckung des Lazarus, und aus den Jüngern Jesu macht er eine Horde großmannssüchtiger Männer, die wundergeile Massen um Jesus scharen.

Natürlich ist das eine Karikatur Jesu, wie er in der Bibel dargestellt wird. Aber so wie Colm die Überlieferung versteht, ist es genau umgekehrt: dass die Bibel eine geschönte, auf missionarische Wirkung berechnete Darstellung seines Lebens und Sterbens darbietet. Sehr zu denken gibt mir, wie Colms Maria die Gestalt des aufer-

1 Der Roman wurde aus dem Englischen übersetzt von Giovanni und Ditte Bandini, Carl Hanser Verlag, München 2014. Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *The Testament of Mary* bei Viking in London.

2 Helmut Schütz, [War Maria ein missbrauchtes Mädchen?](#) Der umstrittene Aufsatz „... Marie, die reine Magd“ im Deutschen Pfarrerblatt mit seiner Vor- und Nachgeschichte, Gießen 2025.

weckten Lazarus beschreibt: als einen lebenden Toten, der mit dem neu geschenkten Leben nicht zurechtkommt und nur seine Rolle als lebendiger Beweis der göttlichen Wunderkräfte Jesu zu spielen hat.

Maria steht den Ambitionen ihres Sohnes von Anfang an skeptisch gegenüber. In ihren Augen, so wie Colm sie darstellt, scharft ihr Sohn „eine Gruppe von Nichtsnutzen um sich, die wie er selbst bloße Kinder waren, oder Männer ohne Väter, oder Männer, die einer Frau nicht in die Augen sehen konnten“. Dabei ist er selbst durchaus kein Nichtsnutz, sondern „dankbar, wohlerzogen und intelligent“. Er besitzt sogar „die Fähigkeit, die am seltensten ist, mit Leichtigkeit allein sein zu können“, und kann „eine Frau so ansehen, dass sie sich ihm gleichwertig fühlte“ (S. 15f.). Aber wozu setzt er diese Fähigkeiten ein?

Wie fremd ihr Sohn ihr geworden ist, wird am deutlichsten in der Szene bei der Hochzeit zu Kana, als sie ihren Sohn vor der tödlichen Gefahr warnen will, in die er sich begibt. Da rückt er von ihr ab und fragt: „Weib, was geht’s dich an, was ich tue?“ Und als sie sagt: „Ich bin deine Mutter“,

da hatte er schon begonnen, zu anderen zu sprechen, geschwollene Sprüche und Rätsel, und er sprach in seltsamen, anmaßenden Wendungen von sich und seiner Aufgabe in der Welt. Ich hörte ihn sagen – ich hörte es in dem Moment, und ich bemerkte, dass sich Köpfe neigten ringsum, als er es sagte –, ich hörte ihn sagen, dass er der Sohn Gottes sei. (S. 59f.)

Obwohl Maria ihren Sohn vor den Folgen seines öffentlichen Auftretens bewahren will, muss sie einsehen, dass er in dem fanatischen Glauben, tatsächlich der Sohn Gottes zu sein, seine eigene Mutter nur noch wie Luft behandeln kann. Sie kann ihn nicht retten vor dem grausamen Tod, der ihn erwartet. Erst als er auf dem Weg nach Golgatha ebenso verzweifelt wie vergeblich versucht, die Dornen der Krone aus der Haut seines Schädels zu zerren, und ihr einen letzten Blick zuwirft, mag er sie wieder als seine Mutter erkennen, aber sie kann nichts mehr für ihn tun.

Kurz zuvor, als Jesus bereits gefangengenommen ist und Maria sich in einem Haus seiner Anhänger aufhält, meinen dort alle, „dass dies geplant gewesen und Teil der großen Erlösung war, die in der Welt geschehen würde“. Sie versteht den „Wirrwarr von Rätseln“ nicht, dem sie hier ausgesetzt ist, „in der Welt der Narren, Zitterer, Unzufriedenen, Stotterer, jetzt allesamt hysterisch und vor Aufregung schon fast atemlos, noch ehe sie zum Sprechen ansetzten“. Und sie erkennt, dass „innerhalb dieser Gruppe von Männern ... feste Hierarchien“ bestehen: „Es gab etwa Männer, die redeten und denen man zuhörte, oder deren Erscheinen alles verstummen ließ, oder die sich an den Kopf des Tisches setzten, oder ... die Essen von den Frauen forderten, die ins Zimmer hinein- und hinaushuschten wie geduckte, gehorsame Tiere“ (S. 82f.).

Maria steht zwischen zwei Fronten: Fliehen muss sie vor der römischen Geheimpolizei und ihren Kollaborateuren, die ihren Sohn und alle seine Anhänger aus dem Weg räumen wollen. Zur Flucht verhelfen ihr die kaltherzigen Erschaffer einer neuen Religion, die sich aus der grausamen Kreuzigung eines naiven Wundertäters, der sich für den Sohn Gottes hält, eine publikumswirksame Erlösungsreligion zurechtzimmern. Mit ihrer Hilfe gelangt sie nach Ephesus³, und dort bleibt sie im Gewahrsam von Männern, die sie unermüdlich nach den letzten Stunden ihres Sohnes befragen. Aber nicht an dem, was sie tatsächlich erlebt und durchlitten hat, sind ihre Aufpasser interessiert, nicht an den Gefühlen einer Mutter und an den Qualen des Hingetrichteten. Ihr Sinn steht einzig und allein nach einer Bestätigung ihrer festen Überzeugung, dass tatsächlich Jesus als der Sohn des Vaters im Himmel durch seinen Tod am Kreuz die Erlösung der Welt bewirkt hat.

Und „Marias Testament“ ist insofern eine testamentarische Verfügung, als sie diesem Ansinnen eine klare und deutliche Absage erteilt: „Wenn ihr sagt, dass er die Welt erlöst hat, dann sage ich, dass es das nicht wert war“ (S. 125).

Was fängt man als Christ, als Christin an mit einem solchen Testament, das die eigene Religion dermaßen in Frage stellt, der Weltreligion „Christentum“ ihre Grundlage entreißt? Hat Maria Recht, wenn sie dem, „was da langsam in der Welt heranwächst“ (S. 8), nur mit großer Verachtung und Abscheu begegnen kann?

In all dem, was Maria hier beschreibt, tritt ein triumphales Christentum hervor, das davon überzeugt ist, dass nur diejenigen, die an Jesus glauben, erlöst werden können, sonst niemand, kein Jude, kein Angehöriger einer anderen Religion, erst recht kein Ungläubiger. Und dieses Christentum ist verbunden mit dem Bild eines Vatergottes, der mit voller Absicht seinen Sohn am Kreuz der Römer abschlachten lässt, damit alle, die an ihn glauben, aber nur sie, erlöst werden können. Alle anderen werden verdammt. In den Dienst einer solchen Religion will sich Maria nicht stellen lassen, obwohl sie es nicht verhindern kann.

Maria, wie Colm sie darstellt, ist Jüdin, obwohl sie am Ende ihres Lebens „nicht mehr in die Synagoge“ geht (S. 125), sondern lieber in den Tempel der Artemis. An manchen Stellen des Buches scheint etwas von der jüdischen Überlieferung auf, aus der heraus in meinen Augen Jesus zu verstehen wäre. Maria wünscht sich,

dass sich die Zeit zurückdreht. Ich will noch einmal leben, bevor sich meines Sohnes Tod ereignete, oder bevor er von zu Hause wegging, als er noch ein Kleinkind war und sein Vater lebte und es Behagen in der Welt gab. Ich will einen dieser goldenen Sabbattage, Tage ohne Wind, an denen

3 Ephesus gilt als die Stadt, in der wahrscheinlich das Johannesevangelium aufgeschrieben worden ist.

Gebete auf unseren Lippen lagen, an denen ich mich den Frauen anschloss und die Worte anstimmte, die flehentliche Bitte an Gott, Recht zu schaffen dem Armen und der Waisen, dem Elenden und Geringen zum Recht zu helfen, den Bedürftigen zu erretten, sie alle aus der Gewalt der Gottlosen zu erlösen. (119)

Das sind die Spuren, auf denen ich nach dem Sinn der Geschichten frage, die in den Evangelien von Jesus berichtet werden. Ich kann und will nicht mehr glauben, dass Jesus der gekreuzigte Held einer universalen Erlösungsreligion sein wollte, durch die nur diejenigen, die das Werk des Glaubens an ihn zu vollbringen vermögen, das ewige Heil im Himmel erlangen können. Ich vertraue vielmehr auf einen Jesus, der im Vertrauen auf den Gott Israels für die Überwindung der Versklavung unter eine mörderische und ausbeuterische Weltordnung kämpfte. Seine Wunder sind Zeichen, die auf die Macht der solidarischen Liebe hindeuten, die nur von einem Gott ausgehen kann, dessen NAME für Freiheit, Recht und Frieden steht.

Ob eine Maria, wie Colm sie sich vorstellt, unter solchen Vorzeichen das Wirken ihres Sohnes eher hätte akzeptieren können? Ich weiß nicht, ob ihre Trauer um ihn eine andere gewesen wäre, wenn sie den Einsatz seines Lebens aus seiner Liebe zu den „Elenden und Geringen“ begriffen hätte. In den Evangelien fehlt wohl nicht ohne Grund eine Erzählung, in der der Auferstandene seiner Mutter erscheint. Was würde es eine Mutter kosten, um im Tod ihres Kindes einen höheren Sinn zu erblicken oder etwa zu denken, dass die Römer und ihre Kollaborateure mit all ihrer grausam tötenden Gewalt die Liebe nicht töten konnten, die ihr Sohn verkörperte?

Leider muss ich sagen: Selbst wenn Colm den Anfang der Geschichte anders erzählt hätte, also von einem Jesus, der aus seinem jüdischen Wurzelgrund heraus im Namen des Gottes Israels gegen Gewalt und Lieblosigkeit aufgestanden wäre – am Endergebnis hätte das nichts geändert. Waren die Evangelien noch von jüdisch denkenden Messianisten aufgeschrieben worden, die den Anbruch einer neuen Weltzeit des Friedens für Israel inmitten der Völker erhofften, war sogar Paulus ein Jude gewesen, dessen Ziel es war, eine Gemeinschaft zwischen Juden und Menschen aus den Völkern herzustellen, so machte eine heidenchristlich dominierte Kirche schon bald aus der Botschaft Jesu tatsächlich eine Erlösungsreligion nach dem Muster heidnischer Mysterien, gab aber zugleich vor, das Erbe der jüdischen Religion als das wahre Israel anzutreten.

Daher lese ich „Marias Testament“ als Mahnung zum Umdenken, zur Umkehr, zur christlichen Buße.

Christsein in der Nussschale

Dr. Eberhard Martin Pausch am 8. Dezember 2020

Was Paulus in 1. Korinther 13, 13 als „bleibend“ bezeichnet – Glaube, Hoffnung und Liebe –, beschreibt Dr. Eberhard Martin Pausch in einem Gastbeitrag für die Bibelwelt als grundlegende Haltungen christlicher Existenz, die auf ebenso fundamentalen Einsichten beruhen und sich sowohl in „gottesdienstlichen“ als auch in welt-verändernden Handlungen ausdrücken und auswirken.

Christsein in der Nussschale

„Oh God, I could be bounded in a nutshell
and count myself a king of infinite space ...“
(William Shakespeare: Hamlet, II, 2)

Wir Menschen leben in einer Welt, der wir üblicherweise 3 oder 4 Dimensionen zuordnen: drei Raumdimensionen sowie eine Zeitdimension. Die moderne Physik und Kosmologie lehren uns, dass gemäß der sog. „Cosmic-String“-Theorie unser Kosmos 10, 11 oder sogar noch mehr (26?) Dimensionen haben dürfte, von denen wir allenfalls drei oder vier erkennen können. Warum dies so ist, darauf hat der Physiker Stephen W. Hawking (1942-2018) die Antwort gegeben, dass nur vier Dimensionen eine hinreichende Erstreckung haben, um wahrgenommen werden zu können – die übrigen Dimensionen sind wohl so winzig klein, dass sie für unsere Wahrnehmung und unser Leben schlicht keine Rolle spielen.¹

Wenn ich dieses Bild aus der modernen Wissenschaft einmal auf die Theologie übertragen darf – im vollem Bewusstsein, dass es sich um ein Bild handelt –, dann frage ich im Blick auf die biblische Botschaft: **Wie viele Dimensionen hat eigentlich das Leben der Christenmenschen, also die christliche Existenz?** Auf diese Frage kann man in den Briefen des Apostels Paulus und hier insbesondere im 1. Korintherbrief (Kapitel 13) eine klare Antwort finden. Diese Antwort hat im Grund genommen drei Teile:

- ♦ Erstens wissen wir nicht, wie viele Dimensionen die christliche Existenz überhaupt hat, weil wir alles, was wir erkennen, **nur in Teilen** erkennen können. Denn alles, was wir wissen und erkennen, ist **Stückwerk** (1. Korinther 13, 9-12). Folglich auch der Umfang aller Dimensionen unserer Existenz.

1 Vgl. Stephen Hawking: Eine kurze Geschichte der Zeit: Die Suche nach der Urkraft des Universums, Reinbek bei Hamburg 1988. S.204-208. Sowie ders.: Das Universum in der Nussschale, München 2003, S. 62-62, 186ff.

- ♦ Zweitens: Es gibt aber mindestens drei Dimensionen christlicher Existenz, die wir klar und unzweifelhaft erkennen können. Sie heißen **Glaube, Liebe und Hoffnung** (1. Thessalonicher 1, 3; 1. Thessalonicher 5, 8; 1. Korinther 13, 13).
- ♦ Drittens: Unter diesen drei Dimensionen kommt der **Liebe** die größte Bedeutung zu.

Mehr als bloße Tugenden

Wenn wir Glaube, Hoffnung und Liebe² als **Dimensionen** christlicher Existenz betrachten dürfen, dann sind sie jedenfalls weit **mehr als bloße „Tugenden“**, wie die römisch-katholische Sicht der Dinge seit Thomas von Aquin (1225-1274) ist. Ihm zufolge gibt es neben diesen drei „theologischen“ Tugenden, wie er sie nennt, noch vier weitere „Kardinaltugenden“, nämlich Klugheit/Weisheit, Gerechtigkeit, Besonnenheit und Tapferkeit.³ Hierbei schließt er sich an Platon und die antike klassische Philosophie an. Wenn wir aber, Paulus auslegend, von Dimensionen sprechen, dann haben wir nicht nur Tugenden und somit den Bereich der Moral im Blick, sondern sich in das Universum erstreckende Haltungen. Wir schauen damit also auf die ganzheitliche Verfasstheit menschlicher Existenz. Mit Hilfe von Dimensionen lässt sich der Ort einer Person vor Gott bestimmen, also seine Position in der von Gott geschaffenen Welt (nennen wir sie ruhig eine „Nussschale“) lokalisieren.

Im Bühnenstück **„Peer Gynt“** des norwegischen Dichters Henrik Ibsen wird **Solveig**, also die Frau, die den jahrelang auf Reisen durch die Welt befindlichen Protagonisten Peer Gynt über alles liebt, gefragt, wo sich dieser in der Vergangenheit befunden

2 Die Reihenfolge dieser drei Dimensionen variiert Paulus erkennbar: Im 1. Thessalonicherbrief wird jeweils zunächst der Glaube, danach die Liebe und zuletzt die Hoffnung genannt. Im 1. Korintherbrief wird dagegen zuletzt die Liebe genannt, und sie gilt Paulus dort auch als die wichtigste der drei Dimensionen. Diese (scheinbar) unterschiedliche Gewichtung der Dimensionen dürfte wesentlich dem jeweiligen Anlass geschuldet sein, aus dem heraus die Briefe entstanden: Die Thessalonicher fragten Paulus, ob Hoffnung für die Personen bestünde, die vor der erwarteten Wiederkehr Christi verstorben seien – Paulus bejahte dies emphatisch. Die Korinther hingegen pflegten nicht in jeder Hinsicht einen liebevollen Umgang miteinander, was Paulus durch seine ausgedehnte Korrespondenz mit ihnen klar (aber selbst wiederum liebevoll) zu korrigieren versuchte.

3 *Thomas von Aquino: Summe der Theologie*, Bd. 2: Die sittliche Weltordnung, hg. von Joseph Bernhart, Stuttgart 1985, S. 356-362 (61. und 62. Untersuchung). Bernhart bezeichnet die vier „Angeltugenden“ in seiner Übersetzung als „Klugheit“, „Gerechtigkeit“, „Mäßigkeit“ und „Starkmut“ (a.a.O., S.356). Ohne Zweifel erkennt Thomas damit den hohen existenziellen Stellenwert der paulinischen Trias an. Jedoch beschränkt er sie, da er sie eben nur als Tugenden sieht, auf die Ebene der Moral. Das unterschätzt meines Erachtens ihren für die christliche Existenz absolut grundlegenden, kategorialen (und dimensional) Charakter.

habe. Der „Knopfgießer“, eine mythische Misch-Gestalt aus Tod und Teufel, will dem Weltenbummler und Sünder Peer Gynt die Seele rauben. Dessen zeitliches sowie sein ewiges Leben hängen von der Beantwortung der Frage ab, wo er – Peer Gynt – in all den Jahren gewesen sei. Wenn Solveig richtig antwortet, kann sie Peer erlösen und befreien von der Schuld, die er auf sich geladen hat. Solveig meint, dieses Rätsel sei leicht zu lösen und antwortet: „In meinem Glauben, Hoffen und Lieben warst du.“⁴ Peer Gynt sei, so ihre letztlich geniale Auskunft, immer bei ihr gewesen, nämlich in ihrem Glauben, Hoffen und Lieben. Diese Antwort zeigt, dass der Dichter Glaube, Liebe und Hoffnung als Dimensionen der menschlichen Existenz versteht, die den Ort eines Menschen vor Gott und in der von ihm geschaffenen „Nusschale“ eindeutig zu bestimmen vermögen.⁵

Einsichten und Haltungen

Man kann die genannten drei Dimensionen auch als fundamentale **Haltungen** verstehen, die auf drei ebenfalls fundamentalen (aber keinesfalls selbstverständlichen) **Einsichten** beruhen und diesen entsprechen. Im Folgenden habe ich jeweils eine *fundamentale Einsicht* in grüner Farbe dargestellt und eine ihr entsprechende *fundamentale Haltung* in blauer Farbe:

Es gibt mich als Geschöpf Gottes. (I)

Ich habe, allen Grund und Anlass, diesem Gott, der mich geschaffen hat, zu vertrauen bzw. an ihn zu glauben. Dieser Glaube kann nur als Liebe und verbunden mit Hoffnung gelebt werden. (Vertrauen bzw. Glaube).

Es gibt mich als Geschöpf Gottes in der Zeit und auf Zeit. (II)

Ich habe allen Grund und Anlass, eine Hoffnung auf das Reich Gottes zu entwickeln, zu pflegen und zu bewahren. Die Perspektive auf ein sinnvolles und gutes Leben in dieser Welt sowie auf ein ewiges Leben bei Gott kann nur im Glauben und als Liebe gelebt werden. (Hoffnung im Leben und über das Leben hinaus).

Es gibt mich und andere als Geschöpfe Gottes in der Zeit und auf Zeit. (III)

Ich habe allen Grund und Anlass, zu anderen Mitgeschöpfen bzw. Mitmenschen eine liebevolle Beziehung aufzubauen. Diese Liebe kann nur im Glauben und verbunden mit Hoffnung gelebt werden. (Liebe)

4 Henrik Ibsen: *Peer Gynt: Ein dramatisches Gedicht* (1867), Reclam – Stuttgart 2004, S.149.

5 Eine damit zumindest verwandte Argumentation findet sich bei Paulus, der in 1. Korinther 7, 14 festhält, dass ein glaubender Ehepartner den (ungläubigen) anderen und sogar die gemeinsamen Kinder „heilige“.

Es mag zunächst auffallen, dass alle drei hier genannten fundamentalen Einsichten vom Gedanken der Schöpfung der Welt und der Menschen in dieser Welt durch einen transzendenten Schöpfer ausgehen, eine die drei großen monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam verbindende Glaubensvorstellung. Dass die im Christentum diesen Einsichten korrespondierenden fundamentalen Haltungen auch für das Judentum und den Islam gelten, wird hier jedoch nicht behauptet. Wohl aber stehen alle hier genannten fundamentalen Einsichten und Haltungen am Anfang des Christentums und sind in seinen Ursprungs- und Orientierungsdokumenten (also den biblischen Schriften des Alten und Neuen Testaments) hervorragend bezeugt. Sie verdanken sich Personen wie Jesus von Nazareth selbst, aber auch dem Apostel Paulus aus Tarsus, von denen der eine wesentlich mündlich und durch sein zeichenhaftes Handeln, der andere aber wirkungsmächtig schriftlich durch seine an die urchristlichen Gemeinden im Mittelmeerraum versandten Schriften kommunizierte.⁶ Dass auch Frauen ganz entscheidend den Beginn des Christentums prägten und gestalteten, etwa Maria, die Mutter Jesu, Maria Magdalena und – beispielsweise – die Apostelin Junia (Römer 16, 7)⁷, sei hier eigens erwähnt und gewürdigt. Damit ist klar: Der christliche Glaube und die christliche Kirche haben einen identifizierbaren historischen Ursprung. Dieser liegt in der jüdischen Religion. Mit ihr ist das Christentum wesensmäßig am engsten verbunden. Dies zeigt sich nicht nur an den handelnden Personen aus dem Bereich des Judentums (wie Jesus, Petrus, Paulus, Maria Magdalena) und gemeinsamen „Heiligen Schriften“ (nämlich dem so genannten „Alten Testament“), sondern auch am für beide Religionen prägenden Ethos wie dem Gebot der Nächstenliebe (3. Mose 19, 18; Markus 12, 28-34; Römer 13, 8-10) und den „Zehn Geboten“ (2. Mose 20; 5. Mose 5) sowie an gemeinsamen basalen⁸ religiösen Handlungen wie dem Gebet zu dem einen Gott, der Schöpfer der Welt ist, und der Bitte um Segen und das Spenden von Segen.

Haltungen und Handlungen

Den fundamentalen Einsichten entsprechen fundamentale Haltungen. Den Haltungen als ganzheitlichen Verfasstheiten menschlicher Existenz entsprechen wiederum Handlungen. Denn Haltungen setzen sich in Handlungen um. Einer klassischen, auf

6 Was ich in diesem Aufsatz im Anschluss an Paulus darstelle, habe ich im Blick auf Jesus ausführlicher entfaltet in: *Eberhard Martin Pausch: Jesus, Hauptdarsteller Gottes? Inszenierung als Schlüssel für einen vernunftgemäßen Glauben*, Berlin 2019, vgl. dort vor allem S. 57-107.

7 Junia ist die „verleugnete Apostelin“. Da man sich in späteren Zeiten nicht vorstellen konnte, dass in der Urgemeinde eine Frau ein Apostelamt innehatte, änderte man ihren Namen im Text in einen männlichen Vornamen („Junias“). Erst die neuere neutestamentliche Forschung konnte diesen Fehler korrigieren.

8 Basale religiöse Handlungen sind solche, die schlechterdings nicht wegzudenken sind aus der religiösen Praxis einer Religion, ohne diese in ihrem Wesenskern zu beschädigen.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768-1834) zurückgehenden Unterscheidung folgend lassen Handlungen sich ihrerseits in zwei Klassen differenzieren, indem man zwischen dem „darstellenden“ und dem „wirksamen/organisierenden“ Handeln unterscheidet. Wendet man diese beiden Kategorien auf die im Anschluss an Paulus unterschiedenen drei Dimensionen christlicher Existenz bzw. die möglichen fundamentalen Haltungen christlichen Lebens an, dann ergibt sich folgendes Schema, innerhalb dessen ich jeweils die **Dimensionen christlicher Existenz / fundamentale Haltungen** in blauer, **Darstellendes Handeln** in schwarzer und **Wirksames / organisierendes Handeln** in grüner Schriftfarbe hervorgehoben habe:

Glauben an / Vertrauen zu Gott: Ich vertraue Gott als meinem Schöpfer.

Gebet als unmittelbarer Ausdruck des Glaubens: Als zum Ebenbild Gottes bestimmter Mensch spreche ich mit Gott.

Eintreten für die Menschenwürde (da alle Menschen zu Ebenbildern Gottes bestimmt sind).

Ich stehe dazu, dass ich Gott vertraue.

Bekenntnis, Verkündigung und Lehre: Ich spreche von / über Gott.

Eintreten für die Freiheit von Religion und Gewissen.

Hoffnung auf Gottes Handeln in Zeit und Ewigkeit: Ich hoffe auf Gottes Handeln an den Glaubenden und an allen Menschen – hier und heute, allezeit und überall.

Taufe als einmalige, feierliche Eingliederung in die Gemeinschaft der Glaubenden (Galater 3, 27f).

Eintreten für die Gleichheit der Menschen (in rechtlicher und tatsächlicher Hinsicht).

Liebe als konstruktive Proexistenz im Blick auf andere Menschen (und Geschöpfe): Ich lebe mit anderen und will konstruktiv mit ihnen leben.

Abendmahl als Bestätigung und Erneuerung der Gemeinschaft der Glaubenden (mit Kant: nach den „Gesetzen der Gleichheit“).

Eintreten für materielle Teilhabe und soziale Gerechtigkeit („Brot für die Welt“).

Weil ich die Menschen liebe, will ich in Frieden mit ihnen leben und Frieden stiften – soweit es an mir liegt.

Friedensgruß als symbolische Bekräftigung der Nächstenliebe („Aus Gottes Frieden leben“).

Eintreten für den irdischen Frieden („für gerechten Frieden sorgen“).

Weil ich die Menschen und Geschöpfe liebe, gebe ich ihnen den Segen Gottes weiter, den Gott mir geschenkt hat und weiterhin schenkt.

Zuspruch des Segens als Weitergabe des Segens Gottes an andere Menschen (und Geschöpfe).

Eintreten für die **Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen aller Menschen und Geschöpfe („Bewahrung der Schöpfung“)**.

Es liegt nahe, die mittleren (schwarz geschriebenen) Teile dieser Liste, also das darstellende Handeln, mit „gottesdienstlichen Handlungen“ im engeren Sinne des Wortes zu identifizieren, während die grün geschriebenen Teile, also das organisierende Handeln, die ethischen Grundpflichten des christlichen Lebens umschreibt.⁹ Christenmenschen sollen daher im Alltag ihres Lebens eintreten für die Wahrung der Würde aller Menschen, für die Freiheit der Religion und des Gewissens¹⁰, für die Gleichheit der Menschen – insbesondere auch für die Gleichheit der Geschlechter, für die materielle Teilhabe und soziale Gerechtigkeit auf der Welt, für die Förderung und Erneuerung des irdischen Friedens und für die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen aller Menschen und Geschöpfe. Es ist verständlich, dass nicht zu allen Zeiten alle diese ethischen Grundpflichten in gleichem Maße wahrgenommen und akzentuiert werden. Im Jahr 2019 ist es für viele Menschen in unserem Land die Klimafrage, die im Vordergrund steht („Fridays for Future“). Es dürfte aber einleuchtend sein, dass keine der genannten Pflichten von nachrangiger Bedeutung ist und vieles dafür spricht, dass die mit ihnen verbundenen Ziele nur erreicht werden können, wenn sie alle im Blick sind und keines dieser Ziele die anderen vollkommen dominiert und von der Tagesordnung verdrängt. An diese prinzipielle Gleichwertigkeit und Interdependenz ethischer Pflichten und Handlungsziele zu erinnern, ist eine wichtige Funktion der „17 Sustainable Development Goals“, die für das politische Handeln der in den Vereinten Nationen zusammengeschlossenen Staaten in der Gegenwart Verbindlichkeit beanspruchen.¹¹

Binnendifferenzierungen der drei Dimensionen christlicher Existenz

Abschließend möchte ich in die drei grundlegenden Dimensionen christlicher Existenz noch einige Binnendifferenzierungen einzeichnen, um die Phänomene noch etwas genauer zu umreißen und Missverständnisse zu vermeiden:

9 Man könnte vielleicht auch vom „Gottesdienst im Alltag der Welt“ sprechen. In der mittleren Spalte ist dagegen der Gottesdienst als Bildungsinstitution der Kirche gemeint.

10 Und zwar gerade auch für die Freiheit der anders Denkenden und anders Glaubenden. Vgl. hierzu meinen Aufsatz: „Frau, links, – gläubig? Eine theologische Erinnerung an Rosa Luxemburg“, in: Hessisches Pfarrblatt 3 (2019), 64-69.

11 [Ziele für nachhaltige Entwicklung](#) (Wikipedia, abgerufen am 3.7.2019).

Erstens: Was Paulus als „**Glaube**“ bezeichnet, also das unbedingte Vertrauen zu Gott, der mich und alle Kreaturen geschaffen hat, kann in anderen Semantiken auch anders genannt werden und doch das identische Phänomen meinen. Wenn Martin Luther davon spricht, dass ich mein „Herz“ an Gott hänge, wenn Friedrich Schleiermacher das „Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit“ thematisiert und wenn Paul Tillich von dem redet, „was mich unbedingt angeht“ (the ultimate concern), dann sind dies sprachliche Wendungen, die wenn nicht synonym, so doch mindestens äquivalent sind mit dem, was bei Paulus „Glaube“ heißt. Glaube, als interpersonales Vertrauen verstanden, ist nicht identisch mit einer Meinung über etwas (das wäre „doxastischer“ Glaube: „doxa“ = Meinung), und er ist schon gar nicht eine unkritische Akzeptanz von Gegebenheiten. Christlicher Glaube jedenfalls schließt die Möglichkeit des Zweifels ebenso ein wie die Notwendigkeit kritischen Denkens und Überprüfens.

Zweitens: Was Paulus „**Hoffnung**“ nennt, bezieht sich auch bei ihm selbst schon (und erst recht in späteren Zeiten) einerseits auf die irdisch-weltliche Hoffnung, also die Zuversicht, dass es in diesem Leben bessere und glücklichere Zeiten geben kann als manche, die vergangen sind, andererseits aber auch auf die eschatologische Hoffnung, der zufolge es ein Ende der Zeiten, eine Auferweckung der Toten und das ewige Reich Gottes geben wird, in dem alles Irdische sich vollenden wird. Die irdische und die eschatologische Hoffnung sind voneinander zu unterscheiden, auch wenn sie nicht völlig voneinander getrennt werden können. Welcher dieser beiden Hoffnungsaspekte überwogen hat, das hat die Kirchengeschichte und auch die Weltgeschichte jeweils unterschiedlich geprägt. Problematisch ist es aber stets dann gewesen, wenn beide Hoffnungsaspekte identifiziert wurden und ein „Ende der Welt“ zu einem bestimmten Zeitpunkt „x“ erwartet wurde, welches dann nicht eintrat.

Schon Paulus hatte im 1. Thessalonicherbrief, der wohl ältesten Schrift des Neuen Testaments¹², die Christinnen und Christen in Thessaloniki trösten müssen, weil deren Erwartung einer raschen Wiederkehr Christi und eines nahen Weltendes enttäuscht wurde. Einige von ihnen waren verstorben, und nun fragten sich die übrigen Gemeindemitglieder in Thessaloniki, ob diese denn nun verloren gehen würden, da sie die Wiederkehr Christi nicht erlebt hatten. Paulus argumentiert (1. Thessalonicher 4, 15-18)

mit einem Wort des Herrn, dass wir, die wir leben und übrig bleiben bis zum Kommen des Herrn, denen nicht zuvorkommen werden, die entschlaf-

12 Der 1. Thessalonicherbrief wurde nach allgemeiner Auffassung um das Jahr 50 nach Christus in der griechischen Hafenstadt Korinth verfasst. Alle anderen Paulusbriefe sind später entstanden, erst recht die vier Evangelien, deren ältestes, das Markusevangelium, vermutlich um 70 nach Christus geschrieben wurde.

fen sind. Denn er selbst, der Herr, wird, wenn der Ruf ertönt, wenn die Stimme des Erzengels und die Posaune Gottes erschallen, herabkommen vom Himmel, und die Toten werden in Christus auferstehen zuerst. Danach werden wir, die wir leben und übrig bleiben, zugleich mit ihnen ent-rückt werden auf den Wolken, dem Herrn entgegen in die Luft. Und so werden wir beim Herrn sein allezeit. So tröstet euch mit diesen Worten untereinander.

Wenn auch in für uns heute fremdartige mythologische Bilder verpackt, ist doch die Absicht des Apostels klar erkennbar: Er will trösten und Hoffnung machen. Zugleich aber macht er auch im weiteren Verlauf der Argumentation deutlich, dass es für Menschen schlechterdings nicht möglich ist, den Zeitpunkt „x“ des Weltendes vor-herzusehen. Es empfiehlt sich also, das Hoffnungsphänomen auch intern differen-ziert zu betrachten: Es gibt Hoffnung auf ein sinnvolles und gutes Leben in dieser Welt, und es gibt eine Hoffnung über diese Welt und über den Tod hinaus.

Drittens: Auch für das Paulus so zentrale Phänomen der „**Liebe**“ (Agape) gilt, dass man es differenziert betrachten muss.¹³ Nicht nur, weil „Agape“ etwas völlig anderes ist als „Eros“ oder „Philia“. Sondern auch, weil die Liebe zu den Mitgeschöpfen allge-mein von der besonderen Liebe zu den Mitmenschen unterschieden werden muss. Sicherlich ist es geboten, sowohl Menschen als auch nicht-menschliche Geschöpfe in ihrem Status als Geschöpfe Gottes zu achten und gegenüber Tieren und Pflanzen so etwas wie eine „**Ehrfurcht vor dem Leben**“ (Albert Schweitzer) zu entwickeln und zu vertreten.¹⁴

Die Liebe zu den Mitmenschen besagt wiederum schon nach dem neutestamentli-chen Zeugnis etwas Anderes, je nachdem, ob sie den „Geschwistern“ (Geschwister-liebe, wobei unter „Geschwistern“ diejenigen Menschen zu verstehen sind, die im Glauben an Gott miteinander verbunden sind), den „Nächsten“ (Nächstenliebe) oder sogar den „Feinden“ (Feindesliebe) gilt. Und noch ein Wesenszug eignet der Liebe in der Gestalt der Nächstenliebe: Sie gilt auch dem Liebenden selbst, denn wer den

13 Immer noch lesenswert zum ganzen Umfang des vielgestaltigen und komplexen Phänomens der irdischen Liebe ist der aus psychoanalytischer Sicht verfasste Bestseller von *Erich Fromm: Die Kunst des Liebens* (1956), 60. Aufl. Frankfurt am Main 2003. Was die Bibel unter „Agape“ versteht, ist eine kleine Teilmenge all dessen, was in diesem Buch als „Liebe“ beschrieben wird.

14 Der Begriff der „Ehrfurcht vor dem Leben“, den Albert Schweitzer (1875-1965) im Kriegsjahr 1915 so wirkungsmächtig geprägt hatte, ist in den letzten Jahrzehnten leider etwas in Verges-senheit geraten. Ich halte ihn immer noch für leistungsfähig. Schweitzer war seiner Zeit den-kerisch weit voraus. Auf ihn gehen sowohl wesentliche Einsichten der Ökologiebewegung als auch Impulse für die Entwicklungshilfe – ganz besonders im Blick auf den Kontinent Afrika – zurück.

Nächsten lieben soll „wie sich selbst“, der muss ja auch fähig und in der Lage sein, sich selbst zu lieben – und zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger als den oder die Nächsten. Innerhalb der einen, großen Dimension „Liebe“ gibt es also offenbar mehrere kleine Winkel- oder Binnendimensionen, die den von ihr eröffneten weiten Raum wiederum zu strukturieren erlauben.

Das führt zurück zur (als Analogon gemeinten) kosmologischen Eingangsthese, die ich im Anschluss an Stephen Hawking formulierte: Selbst wenn unser Universum in Wahrheit aus 10, 11 oder gar 26 Dimensionen bestehen sollte, ist es für unser Leben und Handeln in ihm durchaus hinreichend, von „nur“ 3 oder 4 Dimensionen auszugehen. Für das Leben der Christenmenschen in der ihnen gegebenen Nussschale sind jedenfalls diese drei Dimensionen fundamental: Glaube, Hoffnung und Liebe.

Dr. Eberhard Martin Pausch (Pfarrer und Studienleiter)

Fragwürdige Rezepte gegen Kirchenmitgliederschwund

Leserzuschrift an das Hessische Pfarrblatt von Helmut Schütz am 19. Oktober 2020

Mit Skepsis betrachte ich Vorschläge von Michael Heymel, Eberhard Martin Pausch und Gerhard Wegner im Hessischen Pfarrblatt, die den Schrumpfungsprozess der evangelischen Kirche aufhalten sollen. Auf Wegners Analysen aufbauend plädiere ich dafür, die Stärken einer kleiner werdenden Volkskirche der Vielfalt mit ihrer Verantwortung für das Gemeinwesen ernst zu nehmen und sich gerade darin vom Heiligen Geist leiten zu lassen.

Vorbemerkung

Immer wieder fallen mir in letzter Zeit im Hessischen Pfarrblatt Beiträge mit Rezepten gegen den Mitgliederschwund unserer evangelischen Kirche auf, die mit einem Pathos vorgetragen werden, als ob jetzt endlich der Weisheit letzter Schluss gefunden worden sei, der die Kirche doch noch retten könne.

1.1 Dr. Michael Heymels Zwölfpunkteplan zur Generalüberholung der Kirche

So weiß etwa Dr. Michael Heymel¹ zwar genau, dass sich (S. 193f.) durch einen „selbstkritischen Blick auf gewachsene Formate und Strukturen“, wie ihn der EKD-Ratsvorsitzende angekündigt hat, „der weiteren massenhaften Abkehr von der Kirche nichts entgegensetzen lässt“, und er scheint der FAZ Recht zu geben, wenn sie die „Erosion der Institution Kirche“ für einen Prozess hält, der „auch durch noch so ambitionierte Reformen nicht aufzuhalten, ja vielleicht ... nicht einmal mehr zu verlangsamen“ ist. Dennoch versucht er, der (S. 193) „Plastiksprache“ der kirchenamtlichen „Planungsstrateg*innen“ (S. 194-196) „Zwölf Sätze für die Erneuerung der Kirche“ entgegenzusetzen, durch die in seinen Augen offenbar (S. 194) eine „Generalüberholung und alles einbegreifende Besserung“ der Kirche zu erreichen sein soll.

Allerdings enthalten die meisten dieser Sätze nichts als selbstverständliche dogmatische Richtigkeiten: Die Kirche (**Satz 3**) gehört Jesus Christus, soll sich nicht (Satz 4) dem Zeitgeist anpassen, sondern (**Satz 5 und 6**) die Botschaft Christi in die moderne Welt hinein verkündigen. Sie soll (**Satz 9**) auf das Gebet vertrauen, (**Satz 10 und 11**) mit Freude Gottesdienst feiern und (**Satz 12**) Worten der Verkündigung Taten folgen lassen. Alle Prediger*innen, die ich kenne (und an deren Gottesdiensten ich als Ru-

1 Dr. Michael Heymel, „Wohin sollen wir gehen?“ – Kirche am Scheideweg, in: Hessisches Pfarrblatt Nr. 5, Oktober 2020, S. 193-196. Die nachfolgend angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf Zitate aus diesem Artikel.

heständler auch teilnehmen kann), würden dem zustimmen und sind sogar nach Kräften bemüht, dementsprechend zu handeln.

Wo Heymel konkreter wird, wird er auch fragwürdiger. So haben nach **Satz 3** dafür, dass die Kirche öffentlich erkennbar zu Jesus Christus gehört, „alle Glieder der Kirche zu arbeiten“. Was soll ein derart leerer Satz? Wie würde Heymel das konkret durchsetzen wollen? Er denkt ja wohl nicht an eine missionarische Dienstverpflichtung jedes Kirchensteuerzahlers.

Und wieso sind es (**Satz 1**) „ganz unten..., in den Gemeinden vor Ort“ zu allererst die „Pfarrpersonen“, bei denen die Erneuerung der Kirche beginnt? Es mag ja sein, dass die Pfarrerzentriertheit unserer Kirche unüberwindbar ist, aber für mich selber bin ich gewiss, dass weder ohne ehrenamtliche Kräfte noch ohne das Wirken des Heiligen Geistes aus meinem Tun in vierzig Pfarrerdienstjahren viel Kirchenerhaltendes herausgekommen sein dürfte.

1.2 Was ist eine „verbindliche Kultur des Gottesdienstes“?

Als Armseligkeit und Kleinmut beurteilt es Heymel in **Satz 11**, jedem Christen den sonntäglichen Kirchgang freizustellen. Stattdessen plädiert er in **Satz 10** für eine „verbindliche Kultur des Gottesdienstes“, womit er nicht die Wiederherstellung der althergebrachten Sonntagspflicht meint, sondern die „Liturgie als Ordnung des Lebens“ und (wiederum **Satz 11**) die einladende Werbung für „nichts Schöneres, als gemeinsam Gottesdienst zu feiern“.

Dazu darf ich sagen: Bereits in meiner ersten Pfarrdienstzeit in drei ländlichen Gemeinden, wo schon in den Achtziger Jahren manchmal buchstäblich nicht mehr als zwei oder drei in Jesu Namen versammelt waren, wurde mir irgendwann die Einsicht geschenkt: Ich bereite Gottesdienst und Predigt zwar auch für andere vor, aber zunächst erst einmal, um ihn mit Freude und Gewinn für mich selbst zu feiern. Jede*r, der/die dazu kommt, darf auch etwas davon haben, wer nicht kommt, hat etwas verpasst. Das hat mich vor dem Jammern über leere Kirchenbänke bewahrt, eröffnete mir die Erfahrung, manchmal auch im Gottesdienst mit ganz wenigen Beteiligten spürbar großen Segen zu erfahren und nicht in dem Bemühen nachzulassen, Gottesdienste zu einer herausfordernden, tröstend-ermutigenden und aufbauenden Erfahrung für die jeweils ansprechbare Teilnehmerschaft (und, wie gesagt, auch mich) zu machen. Dennoch ist ein verbindlich in die Mitte des Gemeindelebens gestellter Gottesdienst keine Garantie für steigende Kirchenmitgliederzahlen.

Dasselbe gilt (**Satz 7**) für den „Gemeindeaufbau ... in Haus-, Gebets- und Bibelkreisen“, gegen den ich zwar nichts einzuwenden habe, aber: Wie will Heymel auch nur eine große Anzahl der derzeitigen Kerngemeindemitglieder zur Teilnahme an derartigen Kreisen bewegen? In meiner Dienstzeit lag mir ein Bibelkreis immer am Herzen, sowohl in der ersten Landgemeindezeit als auch in der Psychiatrieseelsorge und

zuletzt in der Gießener Stadtrandgemeinde, aber meist bestand dieser Kreis aus nicht mehr als 3 bis 10 Personen, in dem ich mich zugleich geistlich beheimatet und herausgefordert fühlte, da offen auch Zweifel geäußert und umstrittene Themen angesprochen werden konnten. Wiederum ist zu sagen: Auch mit diesem Mittel kann der große Trend des Mitgliederschwunds nicht aufgehalten werden.

1.3 In die Welt hineingehen, aber sich vom Säkularismus verabschieden?

Am spannendsten werden Heymels zwölf Sätze dort, wo er von der Welt spricht. Nach **Satz 6** sollten „Kirchenleute“ sozusagen unter cover „in andere Milieus und Lebenswelten“ hineingehen, „zu Menschen, die mit Kirche und Christentum sonst nichts zu tun haben“. In meiner Wahlheimatstadt Gießen gibt es säkulare Fünfteiler-Vereinigungen, zu denen man eingeladen wird, wenn der 50. Geburtstag bevorsteht, und ich bin seit 18 Jahren Mitglied in meinem Jahrgang. Tatsächlich kommt es auch mit den Kameraden oft zu Gesprächen über religiöse Themen, der eine oder andere war auch schon in einem meiner Gottesdienste; es wäre aber illusorisch zu meinen, ich könnte allein durch den Kontakt mit kirchenfernen oder längst ausgetretenen ehemaligen Kirchenmitgliedern irgendjemanden zum aktiveren Christsein oder zum Wiedereintritt in die Kirche bewegen. Hat Heymel da andere Erfahrungen?

Was sich in Satz 6 schon andeutet, nämlich dass Heymel zufolge „Kirchenleute“ nicht etwa selber der säkularen Welt angehören, sondern ihr in irgendeiner Weise gegenüberstehen, wird offenbar, wenn er in **Satz 8** Martin Niemöllers Einschätzung, der „fortschrittliche Protestantismus habe ‚sich vom christlichen Glauben längst losgelöst‘ und würde ‚deshalb besser als ‚Säkularismus‘ bezeichnet‘,“ zitiert. Er preist demgegenüber diejenigen als „wahre Protestant*innen, die sich vom Säkularismus verabschieden und in der erfahrbaren Kirche die Gemeinschaft der Heiligen wahrnehmen.“ Dieses Heymelsche Rezept müsste meines Erachtens sogar zu einer Beschleunigung des Kirchenmitgliederschwundes führen, da säkular denkende Protestanten, die ihre Kirchensteuer gerne zahlen, um kirchliche und diakonische Angebote aufrechtzuerhalten, mit einer Abwertung als „unwahre“ Protestant*innen vor den Kopf gestoßen werden.

Abgesehen davon verträgt sich eine differenzierte Definition von „säkular“ sogar sehr gut mit einem christlich-biblischem Selbstverständnis. Im Herbst eines schon ganz schön langen Pfarrerlebens neige ich selbst immer mehr dazu, die Diesseitigkeit schon des biblischen Glaubens an die Weltzeit der Befreiung und Gerechtigkeit, die kommen soll, zumindest nicht geringer zu achten als die Jenseitigkeit eines vergeistigten Heils der Seele – die zudem noch in der Gefahr steht, mit ihrem Exklusivismus Menschen anderen Glaubens auf unbarmherzige Weise in die Hölle zu verdammen. Übrigens denkt ja auch Heymel in diesem Sinne „säkular“, wenn er (S. 196) „zur Umkehr..., das heißt zur Selbstbesinnung und zum Aufbruch zu einer umweltfreundlichen, nachhaltigeren und sozialverträglicheren Lebensweise“ mahnt.

1.4 Rundumschlag eines Kirchenbeamten gegen die Beamtenkirche

Zu Recht plädiert Michael Heymel in **Satz 2** dafür, sich nicht an den Mängeln „der sichtbaren Kirche (und denen ihres Leitungspersonals) festzubeißen“, woran er sich aber selbst keineswegs hält, zieht er doch in seinem Artikel eingangs (S. 194) pauschal gegen die „Beamtenkirche“, der er selbst als langjähriger beamteter Diener seiner EKHN angehört, zu Felde. Sie habe in der Corona-Krise auf ganzer Linie versagt, da es angeblich niemand wagen würde, „Kernbegriffe christlichen Glaubens“ wie „Sünde, Glaube, Vergebung, neues Leben ... menschnah zu erschließen“. Diese Menschnah scheint er weiterhin mit einer Offenheit fürs Jenseits zu verbinden, da er die (wiederum angebliche) Verkommenheit der Predigt-Sprache mit der Klage einer Schriftstellerin über die (angebliche) Diesseitsfixierung „der“ Kirchen verbindet.

Solche Pauschalkritik, die lediglich durch einzelne Statements aus Funk und Presse belegt wird, ärgert mich schon deswegen, weil eine der Stärken unserer evangelischen Kirche gerade ihre Vielfalt und Buntheit ist. Da gibt es neben ausgesprochen gemeinwesenorientierten und sozialdiakonisch orientierten Prägungen, die die Sorge für das Jenseits (frei nach Helmut Gollwitzer²) getrost dem Herrn unserer Kirche überlassen, auch Gemeinden, in denen das Heil der Seele oder meditative Andachtsformen im Mittelpunkt stehen; und wenn die EKD sich beispielsweise mit interreligiösen Statements oder Aktionen für Flüchtlinge im Mittelmeer aus dem Fenster lehnt, was doch durchaus vorkommt, erntet sie dafür sowohl Zustimmung als auch Ablehnung. Letzteres zeigt, dass ein gesellschaftskritisches Profil der Kirche jedenfalls nicht automatisch die Mitgliederbindung stärkt.

2.1 Fünf kirchenleitungskritische Punkte von Dr. Eberhard Martin Pausch

In einem „Zwischenruf“ im selben Heft des Pfarrblattes drückt Dr. Eberhard Martin Pausch³ (S. 207) sowohl die Liebe zu seiner evangelischen Kirche aus als auch den Wunsch, dass sie „eine gute Zukunft hat“. Auch er kritisiert „kirchenleitende Überlegungen“, die seiner Ansicht nach einer solchen Zukunft entgegenstehen. Bei ihm sind es nicht zwölf, sondern fünf Punkte, die er besonders unter die Lupe nimmt.

Und auch er rennt (S. 208) unter **Punkt 1** mit seinem Plädoyer für „qualitätvolle öffentliche Gottesdienste“ offene Türen ein. Oder will er andeuten, dass kirchenleitende Organe „unter den Pandemie-Bedingungen seit Beginn des Jahres 2020“ nicht ausreichend dafür gesorgt haben, dass „Gottesdienste öffentlich wahrnehmbar

2 Helmut Gollwitzer, Politische Predigten. Veränderung im Diesseits, München 1973, S. 177f.

3 Dr. Eberhard Martin Pausch, EKD und EKHN auf gutem Grund?, in: Hessisches Pfarrblatt Nr. 5, Oktober 2020, S. 207-210. Die nachfolgend angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf Zitate aus diesem Artikel.

stattfinden“? Wäre er sogar einig mit Dekan i. R. Rainer Staege⁴, der sich in einem anderen Zwischenruf des Pfarrblatts Nr. 4 (2020) unter Berufung auf Jesu fehlende „Berührungsängste“ gegenüber Kranken angesichts der einschränkenden Hygienemaßnahmen offenbar wünscht, wieder „risikobereiter“ zu werden wie in den Zeiten, als „Kirchgänger*innen auch mit Schnupfen und Husten kamen und eng nebeneinander sitzen durften“ – ohne zu bedenken, dass Covid-19-Erkrankungen weitaus ernstere Folgen haben können als Erkältungen?

2.2 Abschaffung der mittleren Ebene der Dekanate und ihrer Einrichtungen?

Pauschs Vorschlag (**Punkt 2**), die Gemeinden (S. 208) als „Elementarbausteine“ der Kirche dadurch zu stärken, dass man die „mittlere Ebene“ der Dekanate und ihrer Einrichtungen zurückbaut oder gar abschafft, halte ich für keine gute Idee. Soll es wirklich zwischen den Kirchengemeinden und der EKD als kirchenleitende „mittlere Ebene“ nur noch die EKHN als Gegenüber geben? Müsste dann nicht sämtliche übergemeindliche Arbeit in den Regionen zentral von Darmstadt aus organisiert werden? Würden nicht wegen jeder strittigen Bauangelegenheit, wie ich es aus der Zeit vor der Stärkung der dekanatsbezogenen „mittleren Ebene“ kenne, Kirchenvorstände bittstellerisch oder fordernd zur Kirchenverwaltung reisen? Gäbe es noch Jahresgespräche der Pfarrer*innen – die aber in der Kirchenverwaltung stattfänden?

2.3 Pfarrerzentriertheit als wichtiger Baustein für das Überleben der Kirche

Gemäß (S. 209) **Punkt 3** wird in den Augen von Pausch der für das Überleben der Kirche wesentliche Pfarrerberuf durch die „egalitäre Einbettung“ von Pfarrer*innen „in Mitarbeitenden-Teams und ... die ‚Ordination‘ von Prädikant*innen“ geschwächt. Aber kann der Pfarrerberuf dadurch nicht auch entlastet werden, indem beispielsweise Verwaltungsarbeit von Verwaltungsfachleuten oder Öffentlichkeitsarbeit von Journalisten verantwortet wird? Und wenn es zusätzlich zu Pfarrern mit Theologiestudium von A bis Z Quereinsteiger mit Erfahrungen aus anderen beruflichen Bereichen gibt, die dafür etwas weniger Alt-Hebräisch oder -Griechisch können, wäre das nicht sogar eine Bereicherung für die kirchliche Landschaft eines Dekanats?

2.4 Gewinnung der Jugend mit virtuellen Kommunikationsräumen?

Skeptisch beurteile ich auch die (S. 209f.) unter **Punkt 4** vorgeschlagenen „Systemveränderungen, die die Kirche finanziell dauerhaft sichern“ sollen und eng mit der

4 Rainer Staege, Zwischenruf I: Hygiene in der Kirche, in: Hessisches Pfarrblatt Nr.5, Oktober 2020, S.164f.

Gewinnung der Jugend für die Kirche (**Punkt 5**) verknüpft sind. Wie soll beispielsweise Bildungsarbeit mit Kindern, Konfirmanden und anderen Jugendlichen funktionieren, wenn man die dafür nötigen Gemeinderäume verkauft oder vermietet? Trifft man sich dann nur noch im schlecht beheizbaren Kirchengebäude oder in einem der neu zu errichtenden digitalen „Kommunikationsräume“?

Gemeindehäuser sind nicht einfach nur Vereinshäuser, die den von Pausch pauschal abgewerteten Gemeindekreisen als Treffpunkt dienen (und die Michael Heymel wiederum als überlebenswichtig für die Kirche einschätzt), sondern sie dienen weitaus vielfältigeren Zwecken. Natürlich muss eine kleiner werdende Kirche auch darüber nachdenken, was mit denjenigen Gebäuden oder Räumen geschehen soll, die nicht mehr bewirtschaftet werden können; die Gießener Gemeinde, deren Pfarrer ich bis zu meinem Ruhestand war, entschied sich dafür, einen Großteil des Gemeindezentrums als zusätzliche Räume für ein (übrigens von der „mittleren Ebene“ des Dekanats aus vorbildlich verwaltetes) Kinder- und Familienzentrum abzugeben.

3.1 Prof. Dr. Gerhard Wegners Plädoyer für eine mitgliederfreundliche Kirche

Sehr viel ausführlicher befasst sich Prof. Gerhard Wegner⁵ (S. 140) mit dem „massiven Rückgang an Mitgliedern“ der evangelischen Kirchen in Deutschland. Auch er scheint es für möglich zu halten, diesem Trend entgegenzuwirken, und zwar indem die Kirche eine (S. 144) „mitgliederfreundliche – oder gar konfessionslosenfreundliche – Organisation“ wird.

Nun wird zwar jede Kollegin und jeder Kollege im Pfarramt ein Lied davon singen können, wie verheerend sich pfarramtliche Mitgliederunfreundlichkeit, sogar wenn sie vor Jahrzehnten erfahren worden ist, auf die Beziehung zur Institution Kirche auswirken kann, aber grenzt es nicht an pfarrherrlichen Allmachtswahn (der auch bei Pfarrerinnen korrekt so auszudrücken sein mag), zu meinen, man könne durch vorbildliche Mitgliederpflege das seit langem erlebte und weiterhin vorausgesagte Schrumpfen unserer Volkskirche aufhalten?

Ich gebe zu: Bei einem ersten flüchtigen Lesen seines Artikels (bei dem es sicher geblieben wäre, wenn ich mir nicht als Ruheständler mehr Zeit dafür hätte nehmen können) sind mir auch bei ihm nur eine Reihe von fragwürdigen Zustandsdiagnosen und Vorschlägen zur Mitgliedergewinnung für die Kirche aufgefallen (siehe 3.2 bis 3.5). Bei genauerem Studium seiner Analyse der gegenwärtigen Situation unserer Kirche sind mir schließlich allerdings doch einige Gesichtspunkte aufgegangen, die

5 Prof. Dr. Gerhard Wegner, Die nicht-missionarische Anstalt – Von der Kirche und ihrer Eigenresonanz, in: Hessisches Pfarrblatt Nr. 4, August 2020, S. 140-159. Die nachfolgend angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf Zitate aus diesem Artikel.

wahrhaft bedenkenswert und weiterführend sind – wenn auch nicht im Sinne eines Patentrezeptes gegen den Verlust von Kirchenmitgliedern. Darauf gehe ich in den letzten Abschnitten 4.1 bis 4.3 ein.

3.2 Soll die Kirche

sich auf die Begegnung mit jüngeren Menschen konzentrieren?

Durchaus auch selbstkritisch fragt Wegner rückblickend nach der Verantwortung seiner und meiner Pfarrergeneration (S. 140): „Was haben wir falsch gemacht, dass es zu einem solch massiven Rückgang an Mitgliedern gekommen ist?“ Und konkret im Blick auf die kürzlich erfolgte Legalisierung der Beihilfe zum Suizid (S. 141): „Haben wir keinen Mut mehr gehabt, unseren Glauben davon, dass wir von Gott Gezeugte sind, zu vertreten? Solche Vorstellungen sind uns selbst wohl immer weniger plausibel erschienen.“

In die Zukunft gewandt, hält Wegner es für sinnvoll und „notwendig, sich ... mit Energie daran zu machen, Menschen für die Bindung an die Kirche zu gewinnen und die Plausibilität christlicher Kommunikation wieder zu erhöhen.“ Grundsätzlich positiv klingt sein Plädoyer (S. 145) für „die Wahrnehmung und Verarbeitung der aktuellen heutigen menschlichen Situation in die christliche Verkündigung und gemeindliche Aktivität hinein“ und (S. 146) für die „Förderung religiöser Autorschaften: die Arbeit an und mit christlichem Glauben und christlicher Religion im Angesicht der Menschen, wie sie heute sind.“ Mit Recht spricht er davon, dass sich eine solche religiöse Autorschaft nur entwickeln kann, wenn man sich auf Begegnungen einlässt, innerhalb derer ich sogar „durch die andern ‚verletzt‘ werde“, etwa durch „Ängste und Sorgen, die Menschen angesichts von Migrant*innen und Geflohenen artikulieren“. Auch nach meiner Erfahrung gehören solche Begegnungen zu den Sternstunden des Christenlebens.

Aber wo kommt man ganz konkret als Gemeindepfarrer auf diese Weise mit Menschen in Kontakt, die nicht schon zur Kerngemeinde gehören? Aus seiner eigenen Gemeindepraxis in den Achtziger Jahren (S. 144) erinnert Wegner an den höheren Energieaufwand für Kranken- und Geburtstagsbesuche bei jüngeren Gemeindemitgliedern, der aber „im Blick auf die Mitgliederbindung sehr viel besser investiert [war] als bei den älteren Gemeindemitgliedern.“ Dagegen „war und bleibt“ seiner Ansicht nach die „Kommunikation mit Älteren ... am einfachsten und führt am leichtesten zu Erfolgserlebnissen.“

Ich habe allerdings dreißig Jahre nach den Achtziger Jahren im städtischen Umfeld die Erfahrung gemacht, dass auch die Kirchenbindung der heutigen Älteren (die jetzt bald 70-Jährigen gehören immerhin zur 68er-Generation) spürbar nachlässt. Zugleich hielte ich es für verfehlt, die vereinsamten noch älteren Menschen zu vernachlässigen, um stattdessen verwunderte 40-Jährige mit einem möglicherweise als

skurril empfundenen Geburtstagsbesuch der Kirche zu überraschen – es sei denn, die verfügbare Zeit der haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter würde gesteigert, um zusätzliche Angebote zu ermöglichen.

3.3 Leidet die Kirche unter der zu großen Zufriedenheit der Pfarrer mit sich selbst?

Da sich Wegner zufolge (S. 142) wir Pfarrer „von unserer Zufriedenheit ... mit dem gegenwärtigen Zustand unserer Kirche“ hinreißen lassen, die auf eine (S. 152) „eigenresonante Zufriedenheit“ zurückgeht („Ich bin mit mir selbst zufrieden“ bzw. mit meiner eigenen Arbeit), denkt er (S. 148) über äußere „Anreize für Mitgliederbindungsaktivitäten“ nach, etwa „Gehaltszuschläge für diejenigen, denen es gelingt die Zahl der Kirchenaustritte zu reduzieren oder gar die der Eintritte zu maximieren“.

Die in meinen Augen sehr sinnvollen „Jahresgespräche“ der Pfarrer*innen mit dem Dekan, um mit seinen Kräften hauszuhalten und die Gemeindearbeit den eigenen Stärken entsprechend zu gestalten, karikiert er in diesem Zusammenhang als Orte der Bestätigung dafür, „dass doch im Grunde genommen alles in Ordnung ist, auch wenn vieles nicht klappt“.

Schließlich meint Wegner (S. 152) hinter der „Hauptklage der Pastorinnen und Pastoren..., dass sie zu wenig Zeit und Muße zur theologischen Arbeit hätten“, nicht unbedingt den „Wunsch nach einer Verarbeitung der Situation des modernen Menschen“ zu entdecken, sondern er unterstellt ihnen eher „die Sehnsucht nach mehr Zeit für sich selbst, ohne darin von den Mitgliedern der Kirche oder gar von anderen belästigt zu werden“ (auch wenn er darin „nichts Verwerfliches“ sieht).

Ob allerdings mit noch mehr Druck auf vielfach ohnehin überlastete Mitarbeitende dem Kirchenmitgliederschwund entgegengewirkt werden kann, bezweifle ich stark.

3.4 Soll missionarisches Versagen von Kirchengemeinden sanktioniert werden?

Sodann hält Wegner (S. 152) auch „den Leitungsgremien der Kirchengemeinden“ vor, dass sie sich weniger für „die Verstärkung religiöser Aktivitäten und die Verbesserung der Plausibilität religiöser Kommunikation“ interessieren, sondern viel eher für „soziale Aktivitäten“. Und er stellt (S. 153) auch unter Ehrenamtlichen eine ähnliche „systemische Eigenresonanz“ wie bei den Hauptamtlichen fest, indem „die Frage, ob Kirchenvorstände eine erfolgreiche oder nicht erfolgreiche Arbeit liefern, nicht so sehr über eine genaue Evaluation der Gemeindearbeit beantwortet wird, sondern vor allem durch die Beschreibung des Klimas in den Kirchenvorständen selbst.“ Um dem entgegenzuwirken, denkt er allen Ernstes darüber nach, dass „Kirchengemeinden ... die finanziellen Folgen von Ein- und Austritten erfahren können“ müssten:

Dies dürfte nicht nur in abstrakter Hinsicht der Fall sein, sondern müsste mit Folgen für die Arbeit in die Kirchengemeinden und deren Finanzierung verbunden sein. Anders gesagt: Kirchengemeinden die sich bemühen, Kirchenbindung zu verstärken und Austritte zu verringern, müssten davon konkret etwas haben. Dann könnte man erkennen, welche Bedeutung der kirchengemeindliche Kindergarten für die Mitgliederbindung hat und er würde besser in das Leben der Kirchengemeinde eingebunden, sofern die Gemeinde überhaupt noch auf ihn Einfluss hat.

Meiner Erfahrung nach hat aber die Anzahl der Kirchenaustritte sehr wenig mit der Qualität der Arbeit einer Kirchengemeinde zu tun – wenn ich nur daran denke, wie viele Evangelische wegen des katholischen Bischofs Tebartz-van Elst oder anlässlich des Abzugs eines Kirchensteueranteils von ihrem Kapitalertrag ausgetreten sind.

Das von Wegner angeführte Beispiel des Kindergartens macht außerdem noch eine andere Klärung notwendig. Er beklagt ja (S. 142), dass wir Pfarrer „tief von einem ‚Überwältigungsverbot‘ geprägt“ sind. Würde er also eine Kirchengemeinde durch den Entzug von Mitteln dafür bestrafen wollen, wenn in ihrem Kinder- und Familienzentrum etwa in der Gießener Nordstadt die Zahl der evangelischen Familien gegenüber den anderschristlichen, muslimischen oder konfessionslosen auf weniger als ein Viertel fällt (wie dies angesichts der dortigen Bevölkerungsstruktur geschehen ist)? Ich hingegen halte es für unverantwortlich, in einem solchen von einer evangelischen Kirchengemeinde getragenen multireligiösen Kindergarten die nichtchristlichen Kinder mit ihren Familien ausschließlich als Gäste oder sogar Missionsobjekte zu behandeln⁶.

3.5 Ist der „Verfall der sozialen Nötigung, Kirchenmitglied zu sein“, bedauerlich?

Schließlich halte ich Wegners Überlegungen (S. 146) zu einem Kirchenaustritt, der statt beim Standesamt oder Amtsgericht im Pfarramt zu beantragen ist, für unvereinbar mit dem Selbstverständnis unserer evangelischen Kirche im demokratischen Rechtsstaat. Im interreligiösen Dialog pochen wir doch mit Recht darauf, dass die Mitgliedschaft in religiösen Vereinigungen auf Freiwilligkeit beruht. Daher sollte ein Austrittswilliger sich nicht genötigt sehen müssen, sich für seinen Schritt vor dem Pfarrer seiner Kirchengemeinde zu rechtfertigen.

Apropos Nötigung: Wegner beklagt (S. 147) den „Verfall der sozialen Nötigung, Kirchenmitglied zu sein,“ und wirft evangelischen Theolog*innen das „Vordringen insti-

6 Vgl. die Ergebnisse meiner dreimonatigen Studienzeit: Helmut Schütz, [Geschichten teilen im multireligiösen Kindergarten](#). Kindern von Gott erzählen nach biblisch-koranischen Traditionen als Baustein für eine Konzeption inklusiver Religions-Bildung, Gießen 2012.

tutioneller Indifferenz“ vor. „Dass es wirklich nötig, lebens- und heilsnotwendig, ist, Mitglied der Kirche zu sein, hört man heute – zumindest evangelisch – nicht mehr.“ Immerhin verzichtet Wegner auf die weitere Engführung, dass außerhalb der evangelischen Kirche kein Heil zu erwerben sei. Aber meint er tatsächlich, dass mehr Menschen für unsere Kirche zu gewinnen seien, wenn man ihnen sagen würde: Wenn du aus der Kirche austrittst, gehörst du zu den Heiden, kommst du in die Hölle? Unter den Kriterien Jesu für das Bestehen im Weltgericht war meiner Erinnerung nach nicht die Kirchenzugehörigkeit zu finden, sondern das Tun der Barmherzigkeit.

Es dürfte damit deutlich geworden sein, dass auch Wegners Denkanstöße, um unsere evangelische Kirche zum missionarischen Erfolg zu führen, mich nicht wirklich überzeugen.

4.1 Die evangelische Kirche in Deutschland ist immer noch eine Anstalt

Überzeugend finde ich Prof. Gerhard Wegner allerdings durchaus in seiner Analyse der grundlegenden Ursache für den Mitgliederschwund der Kirche. Sie geht ihm zufolge (S. 149) letztlich auf ein mittelalterliches Verständnis von Kirche zurück, in dem „an keiner Stelle von Mitgliedern die Rede“ ist. Die Kirche „dient einem letztlich transzendent definierten Zweck: der Verkündigung des Evangeliums und der Spendung der Sakramente“, aber Mission im Sinne von Mitgliederwerbung ist letzten Endes unnötig, denn

alle mittelalterlichen Sozialgebilde funktionieren stets als alle inkludierende Körperschaften (abgesehen von den „Sekten“, den innovativsten Formen von Kirche), oder in der neueren Fassung des Begriffs als Anstalten

Ich füge hinzu: Zwar gibt es seit der Reformationszeit in Deutschland mehrere konkurrierende kirchliche Anstalten, doch halten es die „großen“ Kirchen bis in die heutige Zeit hinein nahezu für selbstverständlich, dass immer noch möglichst die gesamte oder ein erklecklicher Prozentsatz der Bevölkerung ihnen angehört. Letztlich reicht dieses kirchliche Selbstbewusstsein wohl bis in die Zeit Kaiser Konstantins zurück, der, als die Untergrundbewegung des Christentums nicht mehr unterdrückt werden konnte, gerne auf eine starke Einheitskirche zurückgriff, um in der Zeit der Völkerwanderungen die Einheit des Kaiserreiches zu festigen.

Das bedeutet: Auch 100 Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, mit dem die Zeit der Staatskirche in Deutschland formal beendet wurde, sind die Kirchen noch immer „Anstalten“ oder „Körperschaften des Öffentlichen Rechts“, in die mehrheitlich nicht durch bewusste Entscheidung eingetreten wird. Vielmehr akzeptieren offenbar immer noch erstaunlich viele Menschen die althergebrachte Übung, dass Kinder in die Kirche hineingetauft werden – aus welchen Gründen auch immer. Viele tun es sicher aus bewusster Glaubensüberzeugung, andere mögen es als eine Art staatsbürgerlicher Pflicht betrachten, die Kirche wegen ihrer sozialen und seelsorgerlichen Arbeit

sowie ihres Beitrags zum Bildungswesen zu unterstützen. Nicht gering war früher aber auch die Zahl derer, die zur Konfirmation gingen, ihre Kinder taufen ließen und in der Kirche blieben, „weil das einfach so dazu gehört“, und vielleicht auch, um später einmal kirchlich getraut oder beerdigt zu werden, wobei sowohl das ehrenvolle Begräbnis als solches als auch die Angst eine Rolle gespielt haben mag, als Ungläubiger möglicherweise nicht in den Himmel zu kommen.

4.2 „Bewusst ... und mit erhobenem Kopf kleiner werden“

Die entscheidende Frage ist nun: Muss man es unbedingt bedauern, dass die zuletzt dargestellte Einstellung zur Kirche im 21. Jahrhundert anscheinend immer seltener anzutreffen ist? Kann es nicht auch entlastend sein, einen als schmerzhaft empfundenen Prozess, der in bestimmten Hinsichten durch noch so viel persönlichen und institutionellen Einsatz nicht umkehrbar ist, als Realität zu akzeptieren? Ähnlich geht es ja derzeit auch den so genannten „großen“ Volksparteien bezüglich der Wählergunst. Und die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten können gegen die Konkurrenz des Privatfernsehens und der Internetangebote nur deswegen bestehen, da derzeit noch der politische Wille besteht, sie als Institutionen zu erhalten, aus denen man nicht austreten kann.

Zwar ist auch Gerhard Wegner letzten Endes realistisch genug, um sein Ziel zwischendurch bei allem Selbstbewusstsein doch recht bescheiden zu formulieren (S. 141): „Wie kann unsere Kirche, unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen, bewusst und sozusagen mit erhobenem Kopf kleiner werden?“ Denn: „Nüchtern betrachtet wird die Kirche nicht in der Lage sein, gegen sie gerichtete gesellschaftlichen Trends umkehren zu können.“

Aber indem auch er (S. 156) die Kirchen mit den „öffentlich-rechtlichen Medienbetreibern“ vergleicht, ruft er zugleich die Kirchen dazu auf, von einer quasi „planwirtschaftlich“ orientierten Verwaltung der „Religion in der Gesellschaft“ Abschied zu nehmen und auf den „religiösen Märkten“ der „Sinnstiftung“ eine „bessere marktwirtschaftliche Aufstellung“ anzustreben und „sich wirklich der Konkurrenz zu stellen“. Dazu braucht die Kirche in seinen Augen „Ekklesiopreneure“, also „Personen, die sich unternehmerisch auf die veränderten religiösen Nachfrage- und Angebotsstrukturen einlassen und innovative Angebote entwickeln“, und zwar (S. 156f.) im Sinne „resilienter, nachhaltiger und sich selbst tragender Strukturen..., die nicht mehr von der kirchlichen Finanzkraft abhängig sind“. Das klingt gut, wenngleich damit – wie gesagt – keineswegs ein Schrumpfen der Anstalt Kirche garantiert werden kann, da es auf dem religiösen Markt eben nicht mehr nur zwei oder drei Programme gibt wie noch im Fernsehen des späten 20. Jahrhunderts⁷, sondern eine Vielfalt

⁷ Dass nichts so schnell veraltet wie Geschichten, die über die Zukunft geschrieben werden, fand ich bestätigt, als ich kürzlich wieder einmal Ota Hofmanns Buch aus dem Jahr 1983 über

von Glaubensgemeinschaften und auch säkularen Weltanschauungsformen bis hin zur weltanschaulichen Indifferenz.

4.3 Chancen auch einer kleiner werdenden Anstalt Kirche

Kaum setzen sich Heymel, Pausch und Wegner mit den Chancen auseinander, die eine Kirche, die sich als Anstalt oder Volkskirche versteht, nach wie vor hat, auch wenn sie kleiner wird und bewusst auf den Exklusivitätsanspruch der einstigen Staatskirche verzichtet, außerhalb derer angeblich kein Heil zu finden war.

Noch hat unsere Kirche im Gegensatz zu vereinsmäßig aufgebauten religiösen Vereinigungen viel breit gefächeltere Möglichkeiten des Hineinwirkens in die Gesellschaft; noch trauen zahlreiche Kirchensteuerzahler ihrer Kirche zu, seelsorgerliche, pädagogische und soziale Angebote zu verantworten, selbst wenn sie selber an Veranstaltungen der Kirche kaum teilnehmen und mit ihren Dogmen im Clinch liegen. Auch viele kommunale Verantwortliche sähen es gar nicht gerne, wenn die Kirche als subsidiärer Träger von Kindergärten, Beratungsstellen oder diakonischer Einrichtungen ausfallen würde.

Diesen Aspekt betont mit Recht auch Wegner (S. 158f.) in seinem

Wort zum Thema Sozialraumorientierung. Damit ist gemeint, dass sich die parochialen Kirchengemeinden gemeinsam mit der Diakonie, anderen Wohlfahrtsverbänden, Akteur*innen der Zivilgesellschaft und den Kommunen aufmachen, um für eine Verbesserung von Lebensqualität in ihren Gemeinwesen, Quartieren, Stadtteilen und Dörfern zu sorgen. Es ist erstaunlich, dass solche Aktivitäten, nachdem sie lange wenig Aufmerksamkeit fanden, nun in allen Landeskirchen und von der EKD gefördert werden.

Auch mich erstaunt weniger der schleichende Niedergang des einstigen Staatskirchentums als das anhaltende Vertrauen eines immer noch großen Teils der Bevölkerung, dass die evangelische Kirche eine unterstützenswerte Arbeit leistet. Dieses Vertrauen scheint auf einer Art von Religiosität zu beruhen, die man nicht ernst genug nimmt, wenn man von einer nur missionarisch ausgerichteten Kirche träumt oder meint, auf eine gewisse Nötigung zur Kirchenmitgliedschaft nicht verzichten zu können, und die Kristian Fechtner⁸ als Kultur der Unaufdringlichkeit beschrieben hat:

„Die Besucher“ las, die sich aus dem Jahr 2484 ins Jahr 1984 aufmachen. Ganz selbstverständlich wird im Roman (S. 21) davon ausgegangen, dass das „erste abendliche dreidimensionale Videoprogramm“ noch 500 Jahre später lediglich mit den Sendungen „des Zweiten und Dritten Programms“ konkurriert, wie es in den Achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts üblich war. Der Autor ahnte nicht, welche Programmviefalt durch das Privatfernsehen schon bald über die Menschheit hereinbrechen würde.

8 Kristian Fechtner, Diskretes Christentum. Die Volkskirche ermöglicht ihren Mitgliedern Di-

Lebensweltlich steht die Volkskirche für ein diskretes Christentum, das ermöglicht, sich zur Kirche zu halten, indem man sich distanziert zu ihr verhält. Das diskrete Christentum ist gleichsam die religionskulturelle Innenseite des volksskirchlichen Christentums. In einer Kultur der Aufdringlichkeit erscheint es immer auch als Schonraum einer Religiosität, in der die Grenzen der Scham sorgsam gewahrt werden. Es erlaubt, Religion auch in Halbdistanz und mit Vorbehalt zu leben, vielfältig, situativ und, ja auch – eigensinnig.

In einer so beschriebenen Volkskirche der Vielfalt haben auch missionarische Ansätze ihren Platz – aber nicht im Sinne einer Aufnötigung von Glaubenshaltungen. Dass Menschen individuell sehr unterschiedlich glauben, auch dogmatisch inkorrekt, schließt aber nicht aus, dass einige von ihnen durchaus bereit sind, sich in Gottesdiensten, Bibelkreisen und anderen Veranstaltungen kirchlicher Bildung darüber zu vergewissern, wer oder was Gott ist und was die Bibel noch heute zu sagen hat. Insofern ist den abschließenden Aussagen Gerhard Wegners zuzustimmen (S. 159):

Gott schafft beständig etwas Neues – und er lässt auch beständig Altes vergehen und sterben. ... Deswegen wird die Gestalt unserer Kirche vergehen und andere Gestalten von Kirche werden wachsen. Niemand kann letztlich wissen, was die richtigen Wege sein werden. Aber klar ist, dass wir nicht mehr abwarten können, sondern uns auf den Weg machen Jesus Christus zu folgen – hin zu den anderen, die ihn vergessen haben oder vielleicht noch gar nicht kennen, bei denen er aber lange lebt. Wenn wir das tun, werden sich neue Horizonte eröffnen, von denen wir noch gar nichts wissen.

An Heiligabend über Hesekei 37, 24-28 predigen?

Ein Leserbrief an das Deutsche Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt am 15. Februar 2020

Ist es sinnvoll, an Heiligabend über einen Text aus dem Buch Hesekei zu predigen, der mit den Worten beginnt: „Und mein Knecht David soll ihr König sein und der einzige Hirte für sie alle...“? Der Leserbriefschreiber Klaus Nürnberger hält die von Hesekei proklamierten Gottesworte für völlig überholt, für zementierte Tradition. Ich widerspreche ihm meinerseits in einer Zuschrift ans Deutsche Pfarrerblatt.

Heute lag das neue Deutsche Pfarrerblatt (Februar 2020) in meinem Briefkasten. Beim Durchblättern fiel mir auf S. 107 sofort eine Leserschrift von Klaus Nürnberger mit dem Titel „Wie Tradition sich zementieren kann“ ins Auge, an dem sich meine Aufmerksamkeit sogleich regelrecht „festbiss“.

In dem Artikel regt sich Nürnberger darüber auf, dass die seit dem Advent 2018 geltende neue evangelische Perikopenordnung (mit Predigttextvorschlägen für jeden Sonntag des Kirchenjahres in einem sechsjährigen Turnus) für die Christvesper an Heiligabend 2019 einen in seinen Augen völlig überholten und unpassenden Text aus Hesekei 37,24-28 vorgesehen hat.

Seine Begründung: In dem Propheten Hesekei sieht er einen „der Vordenker und Wegbereiter der priesterlichen Restauration, die nach der Heimkehr der Exilanten in Jerusalem stattfinden sollte“, im Text selbst findet er nur „die alten Erwartungen“ des Volkes Israel auf eine Wiederherstellung des Großkönigreichs Davids „aufgereiht“, und das wiederum versteht er als das Festklammern an einer „versteinerten Hoffnung“, die „hoch über der Lebenswirklichkeit“ schwebt: „Nichts, absolut nichts Neues kann und wird geschehen. Das idealisierte Alte wird wieder hergestellt und ‚für immer‘ stabilisiert.“

Zwei Predigten hat er am letzten Heiligabend gehört, in denen auf diesen Text mit keinem Wort Bezug genommen wurde, und er hält das auch nicht für verwunderlich, denn, so meint er: „Der Text selbst hat nicht das Geringste mit der Christnacht zu tun. Der einzige Ausweg ist, dass man die Behauptung der frühen Christen, dass Jesus der legitime Thronfolger Davids sei, zur zentralen Botschaft der Christnacht erhebt!“ Das aber hält er für „nicht nur geschichtlich, sondern auch theologisch problematisch.“ Und „ein tröstliches Wort“ für Kirchgänger am Heiligen Abend sei einem solchen Text schon gar nicht zu entnehmen.

Diese Äußerungen eines Pfarrerblattlesers veranlasste mich nun meinerseits zu einer spontanen Antwort im folgenden Leserbrief, den ich vorhin an die Schriftleitung

des Deutschen Pfarrerblatts gesendet habe. (Die im Folgenden eingefügten Bibelzitate habe ich im Leserbrief selbst weggelassen. Alle Zitate in Anführungszeichen, deren Herkunft nicht durch einen hinzugefügten Namen belegt ist, stammen aus dem Text von Klaus Nürnberger.)

Sehr geehrter Herr Nürnberger,

als Ruheständler werde ich zwar kaum in die Verlegenheit kommen (wie Sie es vielleicht ausdrücken würden), noch einmal in einer Christvesper über Hesekiel 37,24-28 predigen zu müssen:

24 Und mein Knecht David soll ihr König sein und der einzige Hirte für sie alle. Und sie sollen wandeln in meinen Rechten und meine Gebote halten und danach tun.

25 Und sie sollen wieder in dem Lande wohnen, das ich meinem Knecht Jakob gegeben habe, in dem eure Väter gewohnt haben. Sie und ihre Kinder und Kindesinder sollen darin wohnen für immer, und mein Knecht David soll für immer ihr Fürst sein.

26 Und ich will mit ihnen einen Bund des Friedens schließen, der soll ein ewiger Bund mit ihnen sein. Und ich will sie erhalten und mehren, und mein Heiligtum soll unter ihnen sein für immer.

27 Meine Wohnung soll unter ihnen sein, und ich will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein,

28 damit auch die Völker erfahren, dass ich der HERR bin, der Israel heilig macht, wenn mein Heiligtum für immer unter ihnen sein wird.

Aber Ihrer Kapitulation vor der Herausforderung dieses Wortes aus der Heiligen Schrift, die wir mit den Juden teilen, möchte ich doch widersprechen. Ich kann es mir durchaus als Gelegenheit vorstellen, vorweihnachtsgehetzte Kirchgänger „ein tröstliches Wort“ hören zu lassen und dem „Hauptfest des weltweiten Kapitalismus“ die Botschaft des biblischen NAMENS entgegenzusetzen. Ich sage bewusst nicht „Jahwe“, als ob JHWH auf einen jüdischen Nationalgott reduzierbar wäre; in der Unaussprechlichkeit des NAMENS ist ja angedeutet, wie unverfügbar die Macht dieses Gottes für uns ist und dass er für eine Befreiung, eine Gerechtigkeit und einen Frieden steht, deren Kommen und Verwirklichung wir nicht **machen** können, die wir aber nichtsdestoweniger beständig „**tätig erwarten**“¹ dürfen.

1 Ton Veerkamp und Peter Winzeler, Was verstehen wir unter „Gemeinde Jesu Christi“? Entwurf zu einem verbindlichen Kommentar zur Präambel zur Satzung der Evangelischen Studentengemeinden in der BRD und Berlin (West), S. 15. In: ESG/KSG Göttingen, Alternatives Christsein, Dokumente, Materialien, Diskussionsbeiträge, Heft 6, Göttingen 1975, S. 14-19.

Sie jedoch scheinen (wenn nicht das gesamte Alte Testament, so doch wenigstens) die Prophetie Hesekiels als überholtes Dokument der aussichtslosen jüdischen Hoffnungen auf ihren Nationalgott Jahwe zu verstehen. Und Sie mögen Recht damit haben, dass Hesekiel faktisch der „priesterlichen Restauration“ in Jerusalem nach dem babylonischen Exil den Weg bereitet hat, indem er im Gegensatz zu Amos, Hosea, Micha und Jeremia nicht auf einen Tempelkult verzichten, sondern einen solchen Kult allein für den Freiheit und Recht schaffenden NAMEN zulassen wollte.

Die Frage ist einfach: Ist in Predigttexten wie Hesekiel 37,24-28 etwas zu spüren von der befreienden Wucht, die allein von der Stimme dieses Gottes Israels ausging, und ist von ihr her eine Linie zu ziehen zu den Hoffnungen, die Matthäus und Lukas auf ihre Weise mit dem Davidsson Jesus verbanden, und letztlich zu der verfahrenen Art und Weise, wie wir Christen heutzutage unser von Kitsch und Kommerz überwuchertes Weihnachtsfest feiern?

Ich idealisiere keineswegs die Geschichte Israels, gehe aber davon aus, dass genau das auch schon die Propheten Israels nicht getan haben, und zwar, indem sie immer wieder im Namen des NAMENS ihre Stimme gegen politische, soziale und kultische Irrwege ihres Volkes erhoben haben. Und in den Büchern Esra und Nehemia ist immerhin etwas davon zu spüren, dass neben restaurativen Tendenzen doch der Wille da zu sein scheint, so etwas wie eine „Torarepublik“ (Ton Veerkamp) aufzubauen, in der nicht die Gewalt und Ausbeutungsmacht des Stärkeren, sondern allein die befreiende Wegweisung des NAMENS herrschen soll (Nehemia 8,2-3):

2 Und Esra, der Priester, brachte das Gesetz vor die Gemeinde, Männer und Frauen und alle, die es verstehen konnten, am ersten Tage des siebenten Monats

3 und las daraus auf dem Platz vor dem Wassertor vom lichten Morgen an bis zum Mittag vor Männern und Frauen und wer's verstehen konnte. Und die Ohren des ganzen Volks waren dem Gesetzbuch zugekehrt.

(Zur befreienden und Recht schaffenden Wirkung des Gesetzes, der Tora, siehe vor allem das Kapitel Nehemia 5.)

Ohne jetzt eine komplette Predigtmeditation vorlegen zu wollen, finde ich in Hesekiel 37,24-28 eine Menge Anknüpfungspunkte für eine schrift- und zeitgemäße, also in vielfachem Sinne kontext-aufmerksame Predigt:

Bestkomponierte Zukunftsmusik

Dem Propheten Hesekiel liegt, recht verstanden, nicht daran, das „idealisierte Alte“ zu stabilisieren. Ihm schwebt etwas vor, das es sicher auch seines Wissens noch nie gegeben hat, nämlich bestkomponierte Zukunftsmusik, die er vom Himmel her hört, dass nämlich (Vers 24) die Menschen in einem wieder zusammengeführten Israel

„wandeln in meinen Rechten und meine Gebote halten und danach tun.“ Um eine solidarische Gesellschaft geht es da, in der man füreinander einsteht und in der Ausbeutung und Unterdrückung abgeschafft sind, eine Gesellschaft des Friedens, des Schalom (Vers 26).

Ein Haus für den Gott mit dem befreienden NAMEN

Hesekiel ist, anders als andere Propheten, der Ansicht, dass es wichtig ist, ein Heiligtum zu haben, in dem der NAME Gottes seine Wohnung mitten unter seinem Volk hat und heilig gehalten wird, also wo man sich klarmacht, welchem Gott man folgen will – dem befreienden NAMEN oder Göttern, von denen man sich versklaven lässt und in dessen Namen man andere versklavt. Nur zu diesem Zweck ist nach Hesekiel der Tempel da – und ich würde einen solchen Gedanken auch auf Synagogen, Kirchen, Moscheen und andere Heiligtümer und Gotteshäuser beziehen wollen.

Ein Herrscher wie David, der auf den NAMEN hört

Dass Hesekiel keine Priesterherrschaft, wie sie später etabliert wurde, im Sinn hatte, zeigt sich gerade darin, dass er die politische Herrschaft über Israel in den Händen eines Königs wie David sehen wollte – also eines Herrschers, der trotz seines Fehlgehens sich von einem Propheten auf den geraden Weg des NAMENS zurückrufen lässt. Er verbindet seine Befreiungs- und Friedensvision mit der Hoffnung auf einen wahrhaft Guten Hirten aus dem davidischen Königshaus im Sinne eines Regenten, der – sozusagen mit der Tora in der Hand – ein vereinigt Israel regiert, „ohne sich über seine Brüder zu erheben“, der also nur dem wahren König Israels, dem NAMEN, und seinem Schalom dient (5. Mose 17, 18-20):

18 Und wenn er [der König Israels] nun sitzen wird auf dem Thron seines Königreichs, soll er eine Abschrift dieses Gesetzes, wie es den levitischen Priestern vorliegt, in ein Buch schreiben lassen.

19 Das soll bei ihm sein, und er soll darin lesen sein Leben lang, damit er den HERRN, seinen Gott, fürchten lernt, dass er halte alle Worte dieses Gesetzes und diese Rechte und danach tue.

20 Sein Herz soll sich nicht erheben über seine Brüder und soll nicht weichen von dem Gebot weder zur Rechten noch zur Linken, auf dass er verlängere die Tage seiner Herrschaft, er und seine Söhne, in Israel.

Auch die Völker sollen ERKENNEN, wie der NAME Freiheit und Recht schafft

Das alles scheint sich zunächst nur auf das Volk Israel zu beziehen. Aber in Vers 28 wird deutlich, dass das, was der befreiende NAME mit Israel vorhat, auch von den Völkern der Welt (den Gojim) in seiner ganzen Tragweite „erkannt“ werden soll. Das heißt – wenn Israel heilig gemacht ist, wenn der NAME tatsächlich unter ihnen

wohnt, dann lassen sich auch die Völker von dem Geschehen anstecken, das dort zur Freiheit, zum Recht, zum Frieden geführt hat.

Die Vision des Paulus vom Leib des Messias Jesus

Diese Visionen des Hesekiel lassen sich in der Folgezeit zwar rein innerjüdisch als Begründung für eine zelotische Politik des Aufstands gegen jeweils herrschende Fremdvölker nutzen. Nach dem Völkerapostel Paulus bewahrheiten sich aber Visionen wie die des Hesekiel gerade darin, dass der NAME Israels durch Tod und Auferstehung des Messias Jesus auch zum befreienden Gott der Völker geworden ist, der Juden und Gojim im Frieden des Leibes Christi zusammenschließt.

Der Davidssohn Jesus bringt Befreiung und Frieden auch zu den Völkern

Ob man „die Behauptung der frühen Christen, dass Jesus der legitime Thronfolger Davids sei, zur zentralen Botschaft der Christnacht“ erheben sollte, das hängt davon ab, wie die Rede vom Davidssohn etwa bei Matthäus und Lukas einzuschätzen ist. Jedenfalls sind ihre Stammbäume nicht einfach „apologetische Konstruktionen“, als ob es nur darum ginge, die Stellung Jesu gegenüber Anfeindungen von außen zu verteidigen. Vielmehr wollen beide Evangelisten auf jeweils ihre eigene Weise deutlich machen, dass nur durch ein Wunder von oben her sich in Jesus die befreiende Macht des NAMENS verkörpern konnte, die messianische Bewegungen mit dem Namen „David“ verbunden hatten. Für beide Evangelisten ist außerdem klar, dass die Davidssohnschaft nicht im Sinne eines zelotisch-nationalistischen Programms zu begreifen ist, sondern dass Befreiung und Frieden durch Jesus sowohl den Juden als auch allen Völkern gilt.

So ist bei Matthäus davon zu lesen, wie die Schüler Jesu auch die Völker in der befreienden Wegweisung Gottes unterrichten sollen (Matthäus 28, 18-20):

18 Und Jesus trat herzu, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.

19 Darum gehet hin und lehret alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes

20 und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Und Lukas beendet seine Apostelgeschichte (28, 23-24.28) damit, dass die Worte der Befreiung durch den Messias Jesus sowohl den Juden als auch den Völkern verkündet werden:

23 Und als sie [die Juden in Rom] ihm [dem Paulus] einen Tag bestimmt hatten, kamen viele zu ihm in die Herberge. Da erklärte und bezeugte er ihnen das Reich Gottes und predigte ihnen von Jesus aus dem Gesetz des Mose und aus den Propheten vom frühen Morgen bis zum Abend.

24 Die einen ließen sich überzeugen von dem, was er sagte, die andern aber glaubten nicht.

28 So sei es euch kundgetan, dass den Heiden dies Heil [= Befreiung] Gottes gesandt ist; und sie werden hören.

Ob ich mich wirklich an einem Heiligabend trauen würde, über Hesekiel 37, 24-28 zu predigen, weiß ich nicht. Spannend würde ich es schon finden, zu schauen, wie sich wohl ein Wort wie Lukas 1,30-33 auf seine Wurzeln im Hesekieltext zurückverfolgen lässt:

30 Und der Engel sprach zu ihr: Fürchte dich nicht, Maria! Du hast Gnade bei Gott gefunden.

31 Siehe, du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben.

32 Der wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden; und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben,

33 und er wird König sein über das Haus Jakob in Ewigkeit, und sein Reich wird kein Ende haben.

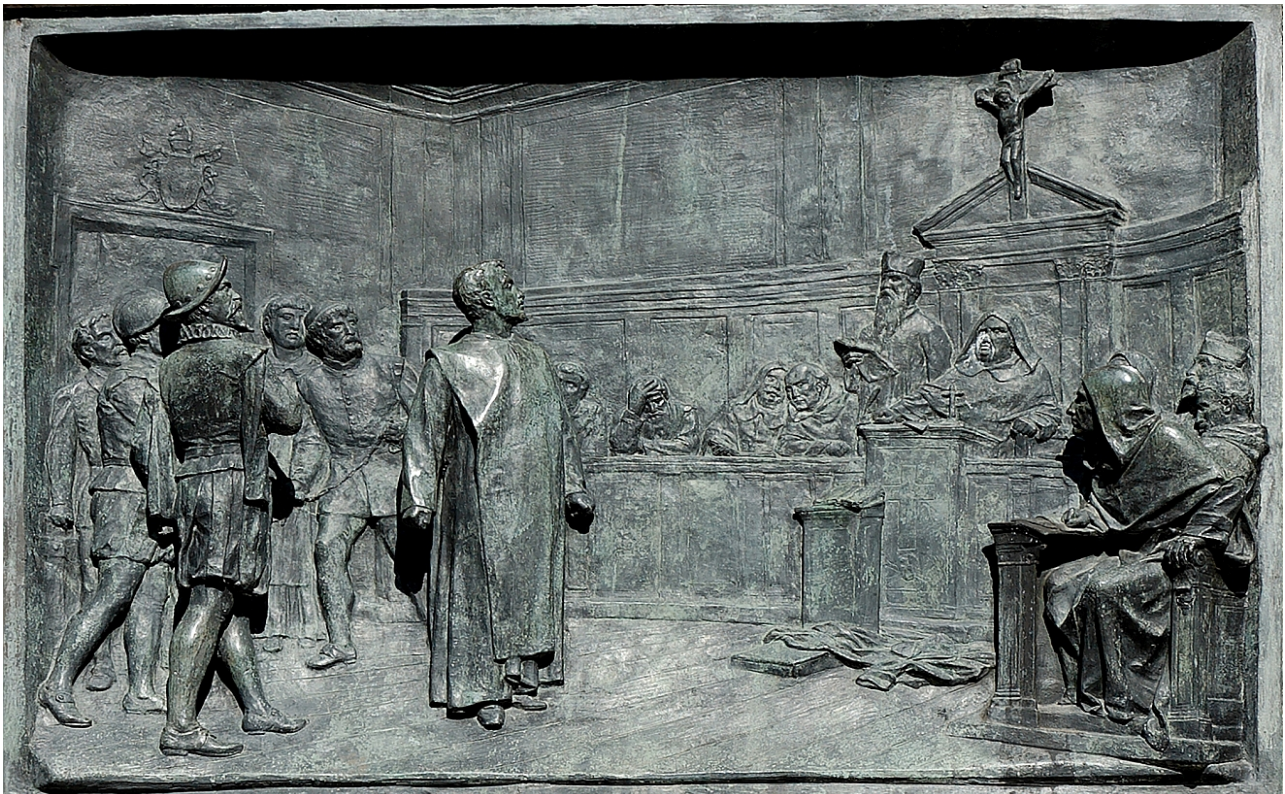
Mit herzlichen Grüßen und Segenswünschen

Pfarrer i. R. Helmut Schütz, Gießen

Giordano Bruno, der Golem und die Zellbiologie

Eine Auseinandersetzung mit Nicolas Benzin von Helmut Schütz am 18. Juli 2019

Durch Eugen Drewermann wurde ich auf Giordano Bruno (1565-1600) aufmerksam. Nicolas Benzin will zellbiologische Einsichten in seinem Werk entdeckt haben.



Der Prozess gegen Giordano Bruno vor der Römischen Inquisition. Bronze-Relief von Ettore Ferrari (1845-1929), Campo de' Fiori, Rome (Bild: [Jastrow](#), [Relief Bruno Campo dei Fiori n1](#), als gemeinfrei gekennzeichnet, via Wikimedia Commons)

Sehr geehrter Herr Benzin,

zu Ihrem Buch „Giordano Bruno und die okkulte Philosophie der Renaissance“ (Groß-Gerau 2016), das von Wilhelm Kaltenstadler sehr positiv rezensiert wurde, habe ich selbst erhebliche Einwände. Aber ich will mit dem Positiven beginnen.

Zum Werdegang und zu den Prägungen von Giordano Bruno

Den Lebenslauf des großen Denkers Giordano Bruno, der seiner Zeit in vielem voraus war – zum Beispiel darin, dass er als erster seinen Blick auf eine Vielzahl von Welten in einem unermesslich großen Universum von Milliarden von Galaxien mit Milliarden von Sonnensystemen gerichtet hat – haben Sie so dargestellt, dass man einen guten Eindruck von seinem Werdegang und der Entwicklung seines Denkens bekommt.

Ebenso aufschlussreich finde ich die vielen Hinweise auf Zeitgenossen oder Vorläufer seines Denkens, mit denen er in Kontakt gestanden, auf denen er aufgebaut oder von denen er sich abgegrenzt hat.

Ich stimme auch zu, dass Giordano als Mensch der Renaissance sowohl durch Einflüsse der griechisch-römischen Antike wie der arabischen und jüdischen Kultur geprägt wurde. Anders als etwa die „Hamburger Neue Historische Schule“ sehen Sie die Renaissance auch als ein Zeitalter der „Wiederentdeckung des Wissens der Alten, das oftmals höher steht als die ganze Entwicklung der vorangegangenen Jahrhunderte im christlichen Abendland“, und verdächtigen Sie die „antiken Handschriften der griechisch-römischen Epoche“, die vor allem „in den Klöstern“ gefunden werden und „ab 1453 nach der Eroberung Konstantinopels (Byzanz) durch die Osmanen, mit dem anschließenden Untergang des oströmischen Reiches, ... in den Westen Europas“ strömen, nicht in Bausch und Bogen der Fälschung (S. 12). Im Blick auf das „übermittelte Wissen der Araber“ und den „Einfluss der jüdischen Tradition auf die Renaissance-Kultur“ (S. 13) vertreten Sie einen ausgewogenen Standpunkt.

Warum Giordano Bruno „die hebräische Sprache“ Ihrer Ansicht nach nicht „im Konvent von Neapel“ (S. 21) gelernt haben kann, erschließt sich mir nicht ganz; immerhin hat er als 23-Jähriger bei seiner Audienz vor Papst Pius V. bereits profunde Hebräisch-Kenntnisse. Und warum sollte es auf einer Universität, die von Friedrich II. gegründet wurde, nicht auch Hebräisch-Unterricht gegeben haben, wenn doch gerade dieser König für seine Sprachkenntnisse auch im Hebräischen bekannt war?

Dass Bruno sich zeitlebens für Kabbalistik, Hermetik und Alchemie interessiert hat, insbesondere „ein Freund altägyptischer Weisheitslehren“ (S. 17) war, ist ebenfalls unbestritten; wenn Sie allerdings die Datierung der „hermetischen Schriften in die ersten Jahrhunderte nach Christus“ anzweifeln und in ihnen ein „Wissen, dessen einzelne Elemente aus einer viel älteren Epoche stammen“ (S. 15), vermuten, dann beginne ich mich zu fragen, auf was Sie letztlich wohl hinaus wollen.

Vollends skeptisch stimmen mich in Ihrem Buch zahlreiche Formulierungen, die eine Spurensuche nach geheimgehaltenen Quellen verborgenen Wissens in Kabbala, Hermetik und Alchemie unterstellen, von denen nur Sie etwas ahnen oder wissen, die aber von der gesamten offiziellen Wissenschaft übersehen oder als Hirngespinnste rückwärtsgewandter Denker abgetan werden. Das beginnt bereits mit dem kryptischen Satz Dieter Vogls im Vorwort, „dass Bruno über Sachverhalte schreibt, die er gar nicht gekannt haben kann“ (S. 7).

Sie sehen Giordano Bruno in „Südfrankreich“ als einem „Zentrum der Gnostiker ..., die außerbiblische Überlieferungen bewahrt haben“, möglicherweise „auf der Suche nach alten Handschriften ..., die sein Wissen über die ägyptisch-hermetische Überlieferung haben vertiefen sollen. Bedenken müssen wir auch, dass in Südfrankreich

verschiedene kabbalistische Bücher entstanden sind und auch noch heute in dortigen Bibliotheken zu finden sind.“ (S. 30) Dass Bruno nicht „ohne Umwege nach Paris“ gegangen ist, sehen Sie als Indiz dafür, dass er „genau festgelegte Stationen für seine Studienreisen gehabt“ haben könnte (S. 31) und dass er „zwar auf der Flucht vor der Inquisition gewesen ist, insofern ein Getriebener, dass er aber ganz gezielt die Orte an denen das alte alchimistisch-hermetisch-kabbalistische Wissen noch lebendig gewesen ist, aufgesucht hat.“ (S. 33)

Weiter halten Sie es nicht für ausgeschlossen, dass er – wie es auch für Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (1486-1535) vermutet wurde, „Mittelpunkt eines Geheimbundes gewesen sein [könnte], der sich mit Alchimie und der Erforschung hermetischer, neuplatonischer und kabbalistischer Texte befasst habe“, und dass „jene Gruppen von Eingeweihten ..., die Träger der alchimistisch-hermetisch-kabbalistischen Tradition, die er in jeder größeren Stadt seiner Reisen hat antreffen können“ (S. 44), vielleicht sogar den Druck seiner Werke finanziert haben.

Dass Kaiser Rudolf II. im Jahr 1588 in Prag „Giordano Bruno mit der Summe von dreihundert böhmischen Talern für seine Dienste“ entlohnt, nach eigener Aussage „für seine dem Kaiser gewidmeten ‚160 Thesen gegen die Mathematiker‘“, werten Sie als ein Indiz dafür, dass „der Nolaner dem Kaiser schon etwas mehr aus seinem reichen Wissensschatz geboten haben“ muss (S. 61).

Verfügten bereits Girolamo Fracastoro, John Dee und Giordano Bruno über zellbiologische Einsichten?

Worin besteht nun Ihrer Meinung nach der Kern des Wissens von Giordano Bruno?

Bereits im Vorwort bezieht Dieter Vogl Brunos Lehre von der Monade „auf den biologischen Bereich“, indem „aus der Ursache, dem Prinzip und dem Einen, lediglich eine äußerst detaillierte Beschreibung des Lebens“ wird (S. 8). Sie führen diesen Gedanken noch einen Schritt weiter, indem Sie zu Giordano Bruno formulieren (S. 24):

Alle lebendigen Organismen im biologischen Sinne sind seiner Meinung nach aus „Monaden“ aufgebaut, was wir heute als Ur- oder Stammzelle deuten können.

Dazu möchte ich allerdings sogleich kritisch fragen, ob eine solche Deutung nicht zu viel in Brunos Monadenlehre hineinliest, denn er persönlich spricht eben nicht ausdrücklich von Zellen, und erst recht beschreibt er sie nicht im Sinne der modernen Biologie.

Zu belegen versuchen Sie Ihre Deutung, indem Sie vermuten, dass Bruno während seines Studiums in Neapel auch die Schriften des Mediziners Girolamo Fracastoro kennengelernt haben kann. Der hatte nämlich „mit seiner Schrift ‚De contagione et

contagiosis morbis' 1546 als erster ... eine zusammenfassende Darstellung der Infektionskrankheiten verfasst“, und Sie fragen sich, ob Fracastoros für die moderne Medizin bahnbrechenden Erkenntnisse über „Infektionsträger“ oder „Infektionskeime“ (S. 23) allein auf ein „totes Universum“ wie „die Atomistik des Griechen Demokrit zurückzuführen sein“ können. Das halten Sie für unwahrscheinlich; stattdessen unterstellen Sie ohne weitere Belege als bewiesen: „Fracastoro als auch Bruno müssen noch andere gemeinsame Quellen für ihre Vorstellung von lebendigen Mikroorganismen gehabt haben.“ (S. 24)

Auch mit John Dee bringen Sie Bruno in Verbindung, da beide nach einem Aufenthalt in Zürich jeweils ein Buch über die „Monas“ veröffentlichen – John Dee im Jahr 1564 seine astrologisch- alchemistische „Monas hieroglyphica“, Giordano Bruno im Jahr 1591 sein Werk „Von der Monas, der Zahl und der Figur“. In diesem Zusammenhang erläutern Sie im Blick auf John Dee folgende „gewagte Hypothese“ (S. 41f.):

Was mag wohl die „Monas hieroglyphica“ darstellen? Wenn man Monas als den „Urgrund allen Seins“ übersetzt und hieroglyphisch mit „heiliges Zeichen darstellend“, die Abbildung mit uns heute geläufigen Symbolen vergleicht, dann kommen wir zu dem Schluss, dass es sich um eine Urzelle gehandelt haben muss. Somit liegt bereits 1564 ein Buch zur Zellbiologie vor.

Das belegen Sie aber nur mit Hilfe fragwürdiger Rückschlüsse. Beschreibt denn John Dee mit Hilfe seines Begriffs der Monade tatsächlich winzigste Bausteine der Lebewesen und weiß er über ihren Aufbau Bescheid?

Sie bringen alles, was er über die Monade als „heiliges Einheitszeichen“, als „Einheit natürlichen und göttlichen Wissens“, als „alchemistisches Gefäß“ für die „Transmutation“, als „Speicher“ für die „ganze Vielfalt des Universums“ sagt, auch dass sie „für Zeugung und Tod des Lebewesens verantwortlich“ ist, mit modernen Erkenntnissen über die DNS zusammen und behaupten, dass er damit ausdrücklich etwas über die „Funktionen einer Urzelle“ zu sagen weiß. Dabei unterläuft Ihnen aber der Denkfehler, dass Sie von etwas Allgemeinerem einen beweiskräftigen Schluss auf etwas sehr Spezielles ziehen wollen.

Natürlich laufen in einer Zelle Transmutationen ab, und den Raum „innerhalb der abgegrenzten Einheit der Zelle“ kann man von heute aus gesehen rückblickend mit einem alchemistischen Gefäß vergleichen. Aber wie soll damit bewiesen sein, dass John Dee damals schon alles gekannt hat, was man später einmal mit einem alchemistischen Gefäß seiner Zeit würde vergleichen können? Um zu beweisen, dass John Dee schon über den Aufbau der Zelle Bescheid wusste, müssten Sie schon Belege dafür beibringen, dass er diesen Aufbau tatsächlich im einzelnen beschreibt.

John Dees Gedanken der Monade als „Speicher“ für die „ganze Vielfalt des Universums“ beziehen Sie übrigens nicht korrekt auf die Gedankenwelt Brunos, indem Sie schreiben (S. 43):

Wenn am Anfang der Schöpfung eine Urzelle mit dem universellen Code der DNS gestanden hat, dann sind aus ihr alle Lebensformen des Universums hervorgegangen. Die Zelle stellt so den Speicher dar, in dem sich auf geringstem Raum die ganze spätere (biologische) Vielfalt des Universums verdichtet. Ein Gedanke, den Giordano Bruno in seinen Schriften aufgreifen wird, wenn er von einem homogen aufgebauten Universum schreibt, das eine unendliche Vielzahl von belebten Welten beherbergt, die von Lebewesen und Menschheiten der unterschiedlichsten Entwicklungsstufen bevölkert werden.

Wo steckt der Fehler?

Erstens ist schon einmal die Voraussetzung Ihres Satzes, dass „alle Lebensformen des Universums“ aus einer einzigen Urzelle hervorgegangen sind, bestenfalls ein Axiom und keine bewiesene Tatsache. Und selbst wenn dieser Satz für die Erde stimmt, hatte nicht schon die Urzelle selbst die Information für die ganze Vielfalt aller späteren Lebewesen enthalten, sondern diese gingen durch ein Wechselspiel von Umweltfaktoren und Gen-Mutationen im Laufe der Zeit auseinander hervor.

Zweitens ist Bruno zwar wegweisend als erster Denker, der den Makrokosmos als eine Vielzahl von Galaxien denkt, die Milliarden von Sternsystemen enthalten, auf deren Planeten es Leben geben kann, das dem Leben auf der Erde vergleichbar ist. Aber man kann nicht den Rückschluss beweisen, dass Bruno das auf Grund von Einsichten über die Struktur einer Urzelle herausgefunden haben soll. Zum Gegenbeweis müssten Sie konkrete Belege dafür in seinen Schriften vorweisen.

Enthält die Bibel in Psalm 139,13-16 zellbiologische Informationen?

Im Zusammenhang mit Giordano Brunos Aufenthalt in Prag erwähnen Sie den angeblich von Rabbi Löw geschaffenen Golem, „einen künstlichen Menschen“ (S. 51), und beschäftigen sich sehr ausführlich mit der einzigen Erwähnung des Wortes „Golem“ in der hebräischen Bibel, „und zwar in Psalm 139, Vers 16“ (S. 52).

Dabei stellen Sie bedauernd fest:

die einzelnen Übersetzungen sind recht unterschiedlich. Ja gibt es denn nicht nur eine verbindliche Text-Überlieferung, wird man vielleicht fragen? Nein, zumindest nicht außerhalb des hebräischen Urtextes.

Damit wiederum begründen Sie den Vorwurf, dass die „Theologen der einzelnen Konfessionen“ in ihre Übersetzungen „theologische Interpretation – ganz nach dem jeweiligen Glaubensverständnis“ hineinpacken:

Diese Art der Textausdeutung führt natürlich zu schwerwiegenden Verfälschungen der eigentlichen Aussagen.

Diese Ausführungen lassen erkennen, dass Sie den grundlegenden Unterschied zwischen Urtext und Übersetzung nicht begreifen. Den Urtext kann die philologische Wissenschaft mit den Mitteln, die ihr zur Verfügung stehen, an Hand der vorhandenen Handschriften einigermaßen verbindlich rekonstruieren. Aber jede Übersetzung dieses Urtextes in eine andere Sprache ist immer außerhalb des übersetzten Urtextes, sonst wäre es ja einfach eine Kopie und keine Übersetzung.

Und verschiedene Übersetzungen, auch solche in dieselbe andere Sprache, müssen immer unterschiedlich sein, da keine Übersetzung vollständig in den Sprach- und Kulturraum einer anderen Sprache übertragen werden kann, schon deswegen, weil sich beides fortwährend im Fluss befindet. Daher auch die immer wieder notwendig werdenden Neu-Übersetzungen, um sowohl dem Sprachempfinden der neuen Zeit als auch neuen Forschungsergebnissen über den Urtext und seine Überlieferung gerecht zu werden.

Schließlich ist es auch völlig unvermeidlich, mit einem eigenen Vorverständnis an eine Übersetzung heranzugehen. Jede Übersetzung ist immer auch eine Interpretation. Das geht gar nicht anders. In der Gefahr, bei einer Übersetzung Aussagen des Urtextes zu verfälschen, stehen also nicht nur Theologen mit ihrem „jeweiligen Glaubensverständnis“, sondern zum Beispiel auch Sie mit Ihrem alternativen Ansatz. Am deutlichsten lassen Sie Ihre persönliche Voreingenommenheit erkennen, wenn Sie beiläufig den „Schöpfer des künstlich zu erschaffenden Menschen“ (S. 54) erwähnen. Das bedürfte zumindest mal einer Erläuterung, denn ich kenne niemanden außer Ihnen, der den Psalm 139 als Lobpreis der künstlichen Menschenschöpfung interpretiert.

Im einzelnen begreifen Sie nicht, warum die meisten „Übersetzer von der Erschaffung der Nieren schreiben“, während „die Übersetzer der ‚Bibel in heutigem Deutsch‘ diesen Aspekt wegfallen“ lassen. Sie meinen (S. 54):

Zu unklar ist die Bedeutung dieses Details. Theologischem Wunschdenken gemäß wird daraus „Du hast mich geschaffen mit Leib und Geist“. Also „vollkommen“ oder „ganz und gar“. Das ist zwar auch in unserem Gesamtzusammenhang nicht falsch, trifft aber nicht den Kern der Sache einer wörtlichen Übertragung ins Deutsche.

Auch hier irren Sie in mehrfacher Hinsicht. *Erstens* ist überhaupt nicht unklar, warum im Urtext wortwörtlich die Nieren erwähnt werden. Denn für hebräisch denkende Menschen waren die Nieren oder die Eingeweide der Sitz der Gefühle, was nach dem deutschen Sprachempfinden nicht der Fall ist. Darum irren Sie *zweitens* auch darin, dass in jedem Fall eine wörtliche Übersetzung den Sinn des Urtextes am besten

wiedergibt. Übersetzt man wörtlich mit „Nieren“, dann kann der Sinn des Urtextes damit nicht in vollem Umfang ins Deutsche übertragen werden. Deswegen hat die „Bibel in heutigem Deutsch“ den Weg einer weniger wörtlichen und mehr sinngemäßen Übertragung gewählt, um mit der Formulierung „mit Leib und Geist“ das ursprünglich Gemeinte besser herauszustellen. Letztlich kann nur ein Zusammenspiel verschiedener Übersetzungen, verbunden mit zusätzlichen Erläuterungen, dem Urtext einigermaßen gerecht werden.

Kommen wir nun zur Übersetzung von „meinen GoLäM“. Die Grundbedeutung dieses Wortes ist tatsächlich „formlose Masse“. Da es hier um das Werden eines Menschen im Mutterleib geht (siehe Vers 13), könnte man auch „meinen Embryo“ übersetzen, die Elberfelder Revision von 2006 übersetzt mit „meine Urform“. Die sinngemäße Übersetzung der „Bibel in heutigem Deutsch“ trifft eigentlich ganz gut, worum es geht: „Du sahst mich schon fertig, als ich noch ungeformt war.“ Weiter hergeholt ist das jedenfalls nicht als Ihre Überlegungen, dass mit diesem „GoLäM“ bereits ein detailliertes Wissen über „die genetischen Tatsachen“ der Teilung und Reifung von Keimzellen vorweggenommen würde. Ihre Spekulationen, auf Grund welcher „Technik“ oder „Überlieferung“ der Psalmdichter wohl zu seinen Erkenntnissen gekommen sein könnte, sind jedenfalls völlig überflüssig, da er einfach in schlichten poetischen Worten den natürlichen Ursprung des Menschen im Mutterleib beschreibt.

Aus der Übersetzung der von Ihnen zitierten Elberfelder Bibelausgabe vom Jahr 1990 schließen Sie weiterhin, dass die (S. 55f.)

einzelnen Gebeine, inneren Körperbestandteile oder Organe „... während vieler Tage gebildet“ [wurden] ... und dass diese Vorgänge der Organbildung in das Buch des Schöpfers eingetragen waren oder wurden. Welches Buch kann hier gemeint sein? Sicherlich das „Sefer Jezira“, das „Buch der Schöpfung“ oder „Buch der Formung“. Inhaltlich führt es die in Psalm 139 kurz angedeuteten Vorgänge detailliert aus – und ist Grundlage und „Betriebsanleitung“ bei der Erschaffung eines Golems (Hilchoth Jezira = Vorschrift für die Schöpfung).

Diese gesamte Argumentation bricht schon deswegen zusammen, weil selbst die revidierten Elberfelder Übersetzungen von 1993 und 2006 (wie alle anderen Bibelausgaben) davon abgegangen sind, die in Vers 16 erwähnten „vielen Tage“ auf die Bildung der Gebeine des Menschen zu beziehen. Auch sie übersetzen nun: „Und in dein Buch waren sie alle eingeschrieben, die Tage, die gebildet wurden, als noch keiner von ihnen da war.“ Denn erstens kann sich der Plural von „eingeschrieben“ nicht gut auf das Wort „Gebein“ beziehen, das im vorvorigen Satz im Singular steht; zweitens fehlt vor dem Wort „die Tage“ eine Präposition, die man mit „während vieler Tage“ übersetzen könnte.

Tatsächlich stellt sich also der Psalmdichter vor, wie Gott alle zukünftigen Tage der Menschen in sein Buch des Lebens aufschreibt, das u. a. genau in diesem Sinne in Psalm 69,29, Philipper 4,3, Offenbarung 3,5; 17,8; 20,12.15 erwähnt wird (vgl. auch Lukas 10,20).

Aber selbst wenn der Psalmdichter die Tage der Bildung der Gebeine meinen würde, könnten diese sicher nicht schon vor Urzeiten in das „Sefer Jezira“ eingetragen worden sein, da dieses Buch allerfrühestens im 1. Jahrhundert n.Chr. entstanden ist. Und selbst wenn man den Autoren des „Sefer Jezira“ glauben dürfte, dass ihr Buch bereits auf Abraham und Melchisedek zurückgeht, wäre es immer noch mindestens 1400 Jahre zu spät entstanden, als dass die Schöpfer des Adam ihre ursprünglichen Informationen über seine Erschaffung in das „Sefer Jezira“ hätten eintragen können.

Gelang es Paracelsus, einen künstlichen Menschen zu erschaffen?

Weiterhin ist es Ihnen wichtig, dass Giordano Bruno in seiner Prager Zeit auch Schülern des Paracelsus begegnen konnte, die Kaiser Rudolf II. an seinen Hof holte. Es mag erfolgversprechend sein, die Heilmethoden des Paracelsus einer intensiven Würdigung durch die moderne medizinische Wissenschaft zu unterziehen. Ihnen liegt aber noch mehr daran, dass bereits Paracelsus die „Schaffung eines Homunculus“, also eines künstlichen Menschen, für möglich gehalten hat (S. 57):

„Ob auch der Natur und Kunst möglich sei, dass ein Mensch außerhalb weiblichen Leibs und einer natürlichen Mutter möge geboren werden? Darauf geb ich die Antwort, dass es der Kunst spagirica und der Natur in keinem Weg zuwider, sondern gar wohl möglich sei.“ (so Paracelsus, Vom Licht der Natur und des Geistes: Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk, Stuttgart: Reclam 1993, S. 169).

In diesem Zusammenhang weisen Sie darauf hin, dass Paracelsus die gleichberechtigte Beteiligung von Mann und Frau bei der Entstehung eines Kindes betont:

„Merket, dass der Mann einen halben Samen hat und die Frau einen halben. Also die zween machen einen ganzen Samen.“ (Paracelsus, Vom Licht der Natur und des Geistes: Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk, a.a.O. , S. 169)

Daraus folgern Sie allerdings wieder kurzschlüssig und ohne weitere Belege, dass er bereits den Aufbau der Chromosomen gekannt hätte, und fragen sich (S. 58):

Woher hatte Paracelsus sein Wissen? Kann er bereits Hochleistungsmikroskope gekannt haben – oder hat er in einer Tradition uralten überlieferten Wissens gestanden?

Indem Sie in einer Anmerkung zu diesen Fragen auf einen von Ihnen verfassten Beitrag über „Das Paläo-SETI-Patent“ verweisen, wird deutlich, dass Sie annehmen, Pa-

racelsus schöpfe aus uralten Überlieferungen, die der Menschheit von Wesen außerirdischen Ursprungs hinterlassen worden waren.

An dieser Stelle kommen Sie zum eigentlichen Kern dessen, was Sie an der Beschäftigung mit dem Umfeld Giordano Brunos interessiert. Es ist der Satz des Paracelsus:

„Denn alles das, das ein besonderes Stück ist im Leib, das hat einen besonderen Samen“ (Paracelsus, Vom Licht der Natur und des Geistes: Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk, a.a.O., S. 169).

Aus diesem Satz schließen Sie, dass schon Paracelsus gewusst habe, „dass genau bestimmbare Chromosomen für die Ausbildung eines Organs oder Körpersystems zuständig sind“. Und es ist dieser Zusammenhang, der Ihren Mitstreiter „Dieter Vogl, Dozent am Institut für angewandte Paläo-SETI-Forschung der Giordano-Bruno-Gesellschaft e.V.“ zur Erfindung eines „mikrobiologischen Verfahrens zur genetischen Rekonstruktion von menschlichen Organen unter Verwendung von körpereigenen Zellen und der darin enthaltenen Erbinformation“ (S. 58f.) inspiriert hat (vgl. das von Ihnen mitverantwortete Werk „Die Entdeckung der Urmatrix“¹).

Ob ein solches Verfahren überhaupt umsetzbar ist, lasse ich an dieser Stelle dahingestellt sein. Sie selbst weisen darauf hin, dass bereits Paracelsus zur Erschaffung eines Homunculus den Vorschlag mache, „männliche Samenzellen zu verwenden, die es auf besondere Weise zu verarbeiten gilt, um ein Retortenbaby entstehen zu lassen“ (S. 58). Schaut man aber einmal in [Wikipedia](#) nach, wie diese „besondere Weise“ der Verarbeitung konkret ausgesehen hat, so scheint sie mir nicht sehr erfolgversprechend gewesen zu sein:

In De natura rerum wird aus der Tatsache der Putrefaktion (dem Verfaulen und Verwesen organischer Stoffe) in warm-feuchter Umgebung abgeleitet, dass auch die Entwicklung des bebrüteten Vogeleies und die Entwicklung des männlichen Samens in der Gebärmutter eine solche Putrefaktion darstelle. Somit ließe sich eine künstliche warm-feuchte Umgebung für das Wachstum eines Lebewesens schaffen. Paracelsus gibt eine konkrete Anleitung für die Erzeugung eines Homunkulus: Man müsse menschliche Spermien 40 Tage in einem Gefäß im (wärmenden) Pferdemist verfaulen lassen. Was sich dann rege, sei „einem Menschen gleich, doch durchsichtig“. 40 Wochen lang müsse man dieses Wesen dann bei konstanter Wärme mit dem Arcanum des Menschenbluts nähren, und schließlich werde ein menschliches Kind entstehen, jedoch viel kleiner als ein natürlich geborenes Kind.

1 Dieses monumentale Werk habe ich in Helmut Schütz, [„Urmatrix“ – eine faszinierende Nicht-Entdeckung](#), Gießen 2019, ausführlich besprochen.

Nebenbei: Gab es im Prag Kaiser Rudolfs II. bereits die Television?

Merkwürdig finde ich es, wenn Sie im Zuge der Beschreibung der „Atmosphäre im Prag der Spätrenaissance“ anzudeuten scheinen, dass es bereits damals so etwas wie das Fernsehen gegeben haben könnte: „Aus dem Prag Kaiser Rudolfs II. erreicht uns das Gerücht, dass Hieronymus Scotus einen ‚magischen Spiegel‘ besessen habe, mit dem man Dinge in weiter Ferne sehen könnte. Es würde sich lohnen, auch dieser Sache einmal auf den Grund zu gehen.“ (S. 59f.) Nach einem Eintrag in Wikipedia handelte es sich dabei allerdings schlicht um Taschenspielertricks bzw. Hypnose.

Was ist die Kernaussage von Giordano Brunos Werk „Über die Monas, die Zahl und die Figur“?

Ausführlich beschäftigten Sie sich mit dem Werk „Über die Monas, die Zahl und die Figur“, das Bruno im Jahr 1591 in Frankfurt am Main veröffentlicht hat. Sie bestreiten, dass es lediglich eine Abhandlung über „Mathematik und die Konstruktion von geometrischen Figuren“ ist (S. 65), sondern reihen es in die Tradition „von Kabbala, Hermetik, Alchimie und Magie“ ein, deren „praktischen Nutzen“ die „moderne Philosophie in ihren traditionellen Strömungen“ Ihnen zufolge noch immer nicht erkannt hat (S. 70). Nach Brunos eigenen Worten waren „die Zahlen dieser Art für Pythagoras, Aglaophemus, Zarathustra und Hermes Babylonius Prinzipien ..., durch die die Menschen Kooperatoren der operierenden Natur sein können.“ (Giordano Bruno [1591], Über die Monas, die Zahl und die Figur, a.a.O., S. 14) Das ist also das „Kernthema“ dieses Buches: „Wie kann der Mensch Kooperator der operierenden Natur werden?“ (S. 69)

Und wieder versuchen Sie, in Giordano Brunos Werk Indizien aufzuweisen, die belegen, dass bereits er über zellbiologisches Wissen verfügt hat (S. 71):

Grundlage aller biologischen Lebensformen ist die natürliche Zelle. Und das Leben auf der Erde soll unseren Wissenschaftlern zufolge ja auch mit den Einzellern in den Urozeanen seinen Anfang genommen haben. Betrachten wir die Figuren in dem Buch „Über die Monas“, dann könnten einige als idealisierte Graphiken einem modernen Buch über Zellbiologie entnommen sein.

Diese Vermutung ist allerdings nicht wirklich beweisbar, weil man, wie Sie sagen, in späteren Ausgaben seiner Schriften „die Abbildungen im Geiste der damaligen Zeit ‚geschönt‘ ... [d.h.] den mathematisch-mechanistischen Vorstellungen angeglichen hat.“ (S. 71f.)

Dass die „Monas“ bereits in den „hermetischen hermetischen Schriften ... als Kreis mit einem Punkt in der Mitte dargestellt“ (S. 72) wird, kann allerdings ebenfalls nicht beweisen, dass man sie mit dem modernen Begriff einer Zelle als dem „kleinsten Teil

alles Lebendigen“ (S. 73) identifizieren muss. Dafür sind Brunos Sätze, die Sie zur Begründung zitieren, viel zu allgemein gefasst:

„Das erste Prinzip für alles Hervorgehende ist eines. Die erste Ursache für jede Wirkung ist eine. Eines ist das Element für alles Zusammengesetzte.“ (Giordano Bruno [1591], Über die Monas, die Zahl und die Figur, a.a.O., S. 26)

Nach Ihrer Methode der Beweisführung müsste man aus diesen Sätzen ebenso schließen können, dass Bruno bereits sämtliche Bausteine der Atome bis hinunter zu den letzten Quarks gekannt haben müsste.

Vollends abwegig werden Ihre Schlussfolgerungen, die Sie auf den folgenden Satz Brunos aufbauen (S. 74):

„Eines ist das Zentrum im Mikrokosmos, das Herz, von dem durch das ganze Lebewesen die Lebensgeister ausgehen, in ihm ist der universale Lebensbaum angeheftet und angewurzelt, und auf seine erste Bewahrungs- und Erhaltungskraft wenden sich jene Geister wieder zurück.“ (Giordano Bruno [1591], Über die Monas, die Zahl und die Figur, a.a.O., S. 28)

Alle Begriffe in diesem Satz interpretieren Sie so, als ob Bruno bereits den Aufbau des „Mikrokosmos der Zelle“ gekannt hätte (S. 74f.):

Das Herz, von dem die Lebensgeister ausgehen, wird der Zellkern sein. ... Bei den Lebensgeistern, die aus- und eingehen, mag es sich um Botenstoffe handeln... : Die Engel, griechisch angeloi – Boten. In der Genetik kennt man die sogenannte Messenger-RNS, das sind Stränge der Ribonukleinsäure, die eine Boten-Funktion haben. ... Im Herzen, dem Zellkern, befindet sich auch der universale Lebensbaum. ... Und wenn man sich die Kunststoffmodelle der Struktur der DNS aus der Schulzeit wieder ins Gedächtnis ruft, die wie eine Wendeltreppe nach oben strebende Doppelhelix (Watson-Crick-Modell), dann erkennt man, was poetisch ausgedrückt einen ‚Lebensbaum‘ darstellt.

So geheimnissen Sie sehr phantasievoll spätere Erkenntnisse in einen Satz des Giordano Bruno hinein, und zwar ohne jeden Beleg, dass Bruno wirklich über genau diese Erkenntnisse schon verfügte.

Als Bestätigung Ihrer Behauptungen führen Sie allerdings den Anfang des Johannes-evangeliums (1,1) an: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Dieses war im Anfang bei Gott. Alles ward durch dasselbe, und ohne dasselbe ward auch nicht eines, das geworden ist.“ Diese Gleichsetzung des Wortes mit Gott bringt Bruno in einen Zusammenhang mit dem Namen Gottes, der

„bei den Völkern nach altem Brauch vier Buchstaben hatte. Besonders aber bei den Kabbalisten gab es den unaussprechlichen Namen Gottes aus dem zehnten, dem fünften, dem zehnten und dem sechsten Buchstaben des hebräischen Alphabets, an dessen Stelle allerdings ein Name aus dem ersten, vierten, vierzehnten und zehnten [Buchstaben des Alphabets] ausgesprochen wird.“ (Giordano Bruno [1591], Über die Monas, die Zahl und die Figur, a.a.O., S. 66)

Nebenbei ist hier anzumerken, dass an dieser Stelle die von Ihnen zitierte Ausgabe des Werkes von Bruno selber einen Fehler enthält, denn der jüdische Gottesname lautet ja JHWH und nicht JHJW, das heißt, die beiden letzten Buchstaben sind nicht der zehnte und sechste, sondern der sechste und fünfte Buchstabe des hebräischen Alphabets.

Die Vierzahl der Buchstaben des Gottesnamens wiederum bringen Sie in einen Zusammenhang mit dem genetischen Code (S. 75f.):

Wie ist nun der genetische Code aufgebaut? Er besteht aus Sequenzen, die durch die Basen Adenin, Cytosin, Guanin und Thymin gebildet werden. Vier Basen, vier Buchstaben, die das Wort Gottes bilden. „Alles ward durch dasselbe, und ohne dasselbe ward auch nicht eines, das geworden ist.“ Die Idee, dass hinter dem Wort Gottes, dem Tetragrammaton, der Aufbau der DNS-Struktur und damit der Code des Lebens verborgen ist, müsste eigentlich für Kabbalisten nahe liegen. Und so ist es nicht verwunderlich, wenn bereits 1995 Donald Tyson die Sache angedacht hat und die DNS-Doppelhelix mit dem Tetragrammaton und dem Stab des Hermes Trismegistos (u. a. zwei ineinander verschlungene Schlangen) vergleicht.

Ich kann dazu nur sagen: Blühende Phantasie! Nichts davon ist bereits für die alten Kabbalisten und speziell für Giordano Bruno wirklich belegbar, auch wenn Sie annehmen, dass die „letzte Abbildung im Buch ‚Über die Monas‘ ... eine Zelle mit mehreren Chromosomenknäueln symbolisieren“ mag.

Die Urkraft des Lebens entzieht sich wissenschaftlicher Betrachtung

Insgesamt kreide ich Ihnen also an, dass Sie die vielschichtige Ideenwelt des Giordano Bruno an vielen Stellen sehr einseitig im Sinne nicht wirklich beweisbarer Annahmen der Paläo-SETI-Forschung interpretieren und ihm die Vorwegnahme detaillierter Kenntnisse der modernen Genetik und Zellbiologie unterstellen.

Der Verfasser Ihres Vorworts, Dieter Vogl, scheint Bruno differenzierter zu beurteilen, wenn er schreibt (S. 9):

„er musste verbrannt werden, weil durch ihn Gott nicht mehr außerhalb des Kosmos stand, sondern in das All hinein versetzt wurde. Er wurde

durch Bruno zum innerlichen Prinzip gemacht, zur natura naturans, zur Weltseele. Nicht mehr transzendente, sondern immanente Ursache.“

Das heißt, er wurde letztlich als Leugner des theistischen Schöpfungsgedankens verurteilt, weil nämlich (S. 10)

„Bruno den veralteten aristotelisch-scholastischen Begriff des Kosmos überwunden hat, in dem das All als ein wohlgeordnetes Ganzes von Ursachen und Wirkungen gedacht wurde, welches zufälliger- nicht notwendigerweise, eine unendliche Ursache als ersten Beweger oder Schöpfer gehabt hat.“

Ob diese Beurteilung berechtigt ist, lasse ich offen; die abschließende Einschätzung Brunos durch Vogl teile ich allerdings, insofern sie offen lässt, wie letzten Endes die Urkraft des Lebens zu benennen wäre (S. 10f.):

„Bruno hat den Menschen in seinem Denken freier gemacht und auch wenn manche heute Widersprüche in seiner Lehre sehen, dann doch nur deshalb, weil er mystisch-kabbalistische und theistisch-biblische Aspekte in seine Überlegungen hat einfließen lassen. Aber gerade deshalb ist das Werk Brunos für uns heute so wichtig, denn es zeigt uns, dass der ehrgeizigste aller Renaissance-Wissenschaftler den Brückenschlag vollbrachte, aufzuzeigen, dass das Leben wissenschaftlich betrachtet werden muss, aber sich letztlich gerade einer wissenschaftlichen Betrachtung entzieht, weil wir nicht in der Lage sind jenes Eine, jene alles bewirkende Urkraft mit Namen zu nennen, welche das Prinzip des Lebens ist.“

Vogl beansprucht an dieser Stelle jedenfalls nicht, die Existenz Gottes beweisen oder widerlegen zu können (das sieht allerdings in dem hauptsächlich von ihm verantworteten Buch „Die Entdeckung der Urmatrix“ ganz anders aus). Was Bruno noch nicht möglich war, in einem freien, offenen Diskurs theologische und wissenschaftliche Aussagen so voneinander zu unterscheiden, dass theologische Deutungen auf einem ganz anderen Blatt stehen als naturwissenschaftliche Beweisführungen, das sollte heute selbstverständlich sein.

Ich beanspruche nicht, Ihrem Buch über Giordano Bruno insgesamt gerecht geworden zu sein. Ich hoffe aber, dass Sie bereit sind, sich meinen kritischen Anfragen zu stellen.

Mit freundlichen Grüßen
Helmut Schütz

Wie plausibel war „Toleranz“ im 16. Jahrhundert?

Leserzuschrift von Helmut Schütz
zu einem Artikel im Hessischen Pfarrblatt im April 2019

Dr. Hendrik Stössel schreibt:

Für die Reformation und ihre Epoche lag der moderne Toleranzgedanke genauso außerhalb des Plausibilitätshorizonts wie das Telefon, die Glühbirne oder der Computer. Staatliche Toleranzpolitik hat eigentlich erst im 18. Jahrhundert begonnen. (S. 33)

Dieser Satz in seinem aufschlussreichen Artikel über Toleranz im Protestantismus regte mich zu mancherlei Fragen und Gedanken an. Denn nur auf den ersten Blick klingt dieses gedankliche Bild bestechend. Vergleicht es nicht naturwissenschaftlich-technische Äpfel mit gesellschaftspolitischen Birnen? Natürlich ist es kurzschlüssig und anachronistisch, historische Gestalten wie Martin Luther wegen seiner hass-erfüllten Intoleranz gegenüber den Juden oder Philipp Melanchthon wegen seiner Mitwirkung an Folter und Todesurteilen für „Täufer“ aus heutiger Sicht in Bausch und Bogen zu verurteilen.

Andererseits erfuhren schon damals seit Jahrhunderten ausgerechnet im Kulturkreis des Islam

„Gemeinden, die einer anerkannten Religion angehörten, ... die Toleranz des islamischen Staates. Sie durften, unter bestimmten Bedingungen, ihre Religion ausüben und genossen ein gewisses Maß an kommunaler Autonomie.“ (Bernard Lewis, Die Juden in der islamischen Welt, München 1987, S. 28).

Und im Frankreich des 16. Jahrhunderts versuchte die heute vor 500 Jahren geborene Katharina von Medici Frieden zwischen den Konfessionen zu stiften. Dass gerade sie auf tragische Weise für das Massaker an den Hugenotten in der Bartholomäusnacht verantwortlich wurde (Theodor Kissel, „Die Blut-Regentin“, Wochenend-Magazin, S. 1, im „Gießener Anzeiger“ vom 13.04.2019), zeigt allerdings, dass schon in der Reformationszeit eine ähnliche Zerrissenheit der Gesellschaft zwischen fanatischen und duldsamen, gesprächsbereiten und ausgrenzenden Kräften in den verschiedenen Ländern Europas existierte wie heute.

Auch Stössel selbst stellt in seinem Artikel durchaus dar, dass bereits im 13. Jahrhundert katholische Theologen wie Thomas von Aquin

die Duldung von Heiden und Häretikern ... erwägen, wenn auf diese Weise größeres Übel vermieden werden könnte (S. 32)

oder dass sich ab Mitte des 16. Jahrhunderts

abseits vom Mainstream der Reformation ... im multikonfessionell geprägten damaligen ungarischen Siebenbürgen eine erste Form verbriefter Religionsfreiheit entwickelt [hat] (S. 36).

Weiterhin gebe ich zu bedenken, dass in einer süddeutschen Stadt wie Isny in den Jahren 1540-42 der evangelische Pfarrer und Reformator Paulus Fagius gemeinsam mit dem jüdischen Rabbi und Philologen Elias Levita eine Druckerei betrieb und hebräische Studien herausgab. Konnte es unter diesen Umständen nicht doch auch im „Plausibilitätshorizont“ eines Martin Luther gelegen haben, über die Beziehung zu Juden anders zu denken, als sie lediglich als hartnäckig verstockte, unbelehrbare und dem Zorn Gottes auszuliefernde Missionsobjekte abzuurteilen?

Auch mir liegt ein Toleranzverständnis nahe, das Konflikte nicht ausklammert und nicht mit Gleichgültigkeit identisch ist, sondern an „substantieller Begegnung“ interessiert ist (S. 34). Aber wenn Martin Luthers Unduldsamkeit gegenüber den Juden darin begründet war, dass ihm die reformatorisch erkannte Wahrheit von Jesus Christus über alles ging, während religiös indifferentere christliche Realpolitiker und auch besonnene Muslime in ihren Herrschaftsbereichen schon damals zu einer menschenfreundlicheren Politik fähig waren, sollten wir vielleicht auch barmherziger über Menschen urteilen, die heute bereits damit zufrieden sind, sagen zu können: „wir glauben doch alle an irgendwas.“

Helmut Schütz

Die Zukunft des Christentums in Mitteleuropa

Leserzuschrift von Helmut Schütz
zu einem Artikel im Hessischen Pfarrblatt im Juni 2013

Sehr geehrter Herr...

Recht gebe ich Ihnen, wenn Sie in Ihren Ausführungen im Hessischen Pfarrblatt 6/2013 über das zukünftige Christentum in Mitteleuropa eine „religiöse Unschärfe“ kritisieren, die es Kritikern des christlichen Glaubens westlicher Prägung leicht macht, seinen baldigen Untergang zu prognostizieren. Aber krankt Ihr Vortrag nicht am gleichen Übel? Schon im Titel bleibt unklar, ob es Ihnen um allgemeine „Bedingungen für Religion“ oder um das auch in Zukunft Unverzichtbare am christlichen Glauben geht.

Werden die Menschen das Christentum auch in Zukunft brauchen, weil sie ein Bedürfnis nach Religion haben und Antworten auf die Sinn- und Todesfrage suchen? Nicht unbedingt, denn auch andere Religionen geben solche Antworten. Und umgekehrt muss gefragt werden, ob die Jenseitshoffnung wirklich das zentrale Anliegen der biblischen Botschaft ist. Wenn konfessionslose Menschen die Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tod als „Wunschdenken“ abtun, könnten sie unseren Blick dafür schärfen, dass in der Bibel der Glaube an die Auferstehung gerade den von Marcel Reich-Ranicki vermissten „Blick auf die Wirklichkeit“ ermöglicht, weil er nicht auf ein Jenseits vertröstet, sondern zum Aufstand gegen den Tod mitten im Leben ermutigt.

Auch ich vermute allerdings, dass die Religion nicht untergehen wird, aber in welchem Sinne ist der christliche Glaube überhaupt eine Religion? Karl Barth oder Dietrich Bonhoeffer bestritten das ja und gingen davon aus, dass Gott sich den Menschen quer zu ihren religiösen Bemühungen offenbart. So gesehen, ist der „Transport des Christentums in die Zukunft“ (so sinngemäß Ihre Anforderung an die Kirchen) sowieso keine menschenmögliche Aufgabe, sondern eine Unmöglichkeit, die nur Gott selber möglich machen kann.

Wo die Religion über die Sinn- und Todesfrage hinaus darum bemüht ist, „das alltägliche Leben und Zusammenleben in den Völkern zu strukturieren und zu gestalten“, sehen Sie das Christentum einerseits in Konkurrenz zu „islamischen und nichtchristlich-konfessionslosen oder atheistischen Gruppierungen“, andererseits sehen Sie „auch in Zukunft die Kirchen als Institutionen“, die „als repräsentative Ansprechpartner trotz aller Schwächen und Mängel für eine Dimension des Lebens, eben die Religion, stehen, die alle anderen Institutionen nicht wahrnehmen.“ Letzteres kann nicht zugleich mit Ihrem Vordersatz stimmen: andere Religionsgemeinschaften nehmen doch wohl die Dimension der Religion ebenfalls wahr, genau wie Menschen, die sich als religiös empfinden, ohne einer Konfession anzugehören.

Sollte Ihre Formulierung, dass „die Grundfragen des menschlichen Lebens ... bei den Konfessionslosen ... nicht mehr im Geist des Christentums sozusagen kirchenamtlich behandelt und gelöst, sondern in die Verantwortung des einzelnen gelegt“ werden, verräterisch sein? Verrät sie nicht ein Unbehagen, das viele Zeitgenossen angesichts einer Amtskirche empfinden, die das Evangelium zuweilen eher zu verwalten scheint, als es beherzt zu verkünden? Nur in der Verantwortung des einzelnen kann die Entscheidung liegen, ob die Stimme des befreienden Wortes Gottes beider Testamente – in Tora und Evangelium – gehört und ihr nachgefolgt wird. Ähnlich meinen ja auch Sie, dass der „Protestantismus besser in die Moderne“ passt, „weil er mit seinem Konzept vom ‚Priestertum aller Gläubigen‘ die Verantwortlichkeit jedes einzelnen für die Erhaltung des Christentums heraushebt und unterstreicht“ (wobei inzwischen Ihre Infragestellung der Zukunftsfähigkeit der römisch-katholischen Kirche durch den frischen Wind, den Papst Franziskus durch seine Kirche wehen lässt, wiederum in Frage gestellt worden ist). Jedenfalls sollte die Frage, die Konfessionslose und die Existenz anderer Religionen an die Kirche stellen: „warum noch Kirche, wozu ist Kirche heute noch gut?“, vom Kern der biblischen Botschaft her sehr ernst genommen werden.

Leider nehmen Sie gerade die Anfragen von Muslimen nicht wirklich ernst. An keiner Stelle setzen Sie sich inhaltlich mit Glaubensvorstellungen des Islam auseinander. Stattdessen spekulieren sie über Unter- bzw. Überlegenheitsgefühle der „islamischen Völker“ und stellen den Islam in Deutschland ausschließlich als „aggressiven Islam, der sich durch Einwanderung und Geburtenüberschuss immer mehr ausbreitet“ dar. So ist es natürlich einfach, „den“ Islam als unsere Konkurrenz zu betrachten, die man „für den christlichen Glauben“ gewinnen muss, und wenn das nicht gelingt, „für unsern Glauben stärker zu kämpfen“. Sie kritisieren „Nachgiebigkeit“, „religiöse Appeasement-Politik“, in denen sich „Schwäche und Unsicherheit, aber nicht religiöse Kraft“ zeigt. All das setzt ein Verhältnis zum Islam voraus, das von vornherein durch Gegnerschaft, durch ein Machtgefälle, durch Misstrauen geprägt ist.

Dieser undifferenzierten Betrachtung ist schon deshalb zu widersprechen, weil es nicht „den“ Islam gibt, sondern eine Vielfalt unterschiedlicher Ausprägungen des islamischen Glaubens. Fanatismus und Dialogunfähigkeit gibt es sowohl in Teilen des Islams als auch des Christentums. Aber nach meinen persönlichen Erfahrungen ist die überwiegende Mehrheit der Muslime genau so wenig fanatisiert wie die Christen in unseren Gemeinden.

Die Muslime, die ich aus dem interreligiösen Dialog in unserer Stadt und aus dem persönlichen Zusammenleben in unserem zu 30 Prozent von muslimischen Familien besuchten Kinder- und Familienzentrum kenne, wünschen sich von uns Christen nicht nur Respekt und Offenheit für ihre Religion, sondern auch, dass wir unseren christlichen Glauben nicht verstecken, sondern selbstbewusst vertreten. Dem würde

das entsprechen, was ja auch Sie sich wünschen, nämlich „eine einladende Kirche, die die Botschaft von der Liebe Gottes an alle Menschen weitergibt – an Mitglieder genauso wie an Atheisten, Zweifler, Muslime. Es sollte eine Kirche sein, die in Wort, Tat und als Institution nicht auf Zwang und nicht auf Macht setzt, sondern im Geist Jesu Christi auf Geschwisterlichkeit.“

Aber was ist, wenn eine Begegnung mit Muslimen in dieser Geschwisterlichkeit nicht dazu führt, dass „die Konkurrenten für den christlichen Glauben“ gewonnen werden können? Wie würden Sie dann für den christlichen Glauben kämpfen wollen? Kann es nicht auch ein Ziel des Eintretens für die biblische Botschaft sein, dass uns zum Beispiel bestimmte Gemeinsamkeiten der abrahamitischen Religionen aufgehen? Oder dass wir Glaubensunterschiede, die nicht einzuebnen sind, im respektvollen Aufeinanderhören sowohl ernstnehmen als auch aushalten? Wir konnten in der Vorbereitung und Durchführung interreligiöser Feiern gemeinsam für die Ernte und die Schöpfung Gottes danken, und wir konnten darüber staunen, dass wir den Glauben an die Barmherzigkeit und Gnade Gottes miteinander teilen. Interessant finde ich auch, wie unser Kollege Helmut Moeller im selben Hessischen Pfarrblatt ein paar Seiten weiter eine gemeinsame Frontstellung der abrahamitischen Religionen gegen Götzen der modernen Welt in den Blick nimmt: „Müssen wir heute dafür eintreten, dass der Gott des Abraham, des Jesus und des Mohammed eine Einheit bilden in Abgrenzung gegen ein Umfeld aus Kapitalisten, Kommunisten, Opportunisten, Utilitaristen, Nihilisten, Defätisten und anderen -isten?“

Pfarrer Helmut Schütz

Sehnsucht nach dem „Großen Bruder“

Von Helmut Schütz nach zehn Jahren fertiggestellt am 26. Dezember 2010

Mehr oder weniger bedeutende Medienereignisse sorgten schon immer nicht nur für Begeisterung, sondern auch für Empörung, man denke nur an die Erfindung des Buchdrucks, die einen nicht unerheblichen Beitrag zur Verbreitung der für die katholische Amtskirche „ketzerischen“ Gedanken Dr. Martin Luthers leistete, oder an die ersten sexuell freizügigen Filmszenen im Deutschen Fernsehen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Einführung des Privatfernsehens vor zwanzig Jahren wurde schon damals mit Skepsis seitens bildungsbürgerlicher und auch kirchlicher Kreise betrachtet; man befürchtete eine Verflachung des Niveaus der Inhalte von Fernsehsendungen und fühlte sich bestätigt durch eine Fülle täglicher Talkshows und ähnlicher Produktionen, die mit geringem Aufwand großen Anklang bei einem Publikum finden, das weniger an Information und Kultur als an schlichter Unterhaltung interessiert ist.

Seit Beginn des neuen Jahrtausends macht sich Empörung an einer neuen Gattung von Fernsehproduktionen fest, die meiner Einschätzung nach mit „Big Brother“ im Jahr 2000 begann. Man sperrt eine Reihe von Personen, die sich vorher persönlich nicht kennen, für eine gewisse Zeit unter bestimmten Bedingungen und Spielregeln zusammen, sei es im „Big-Brother“-Container oder auch in „Dschungel-Camps“, und stellt sie unter Dauerbeobachtung des Fernsehpublikums.

Szenarios und Spielregeln müssen zwar geändert werden, das Publikum will nicht immer das Gleiche sehen, aber seit mittlerweile fünf (... sechs, zehn...) Jahren wird diese Grundidee immer wieder (meist erfolgreich – mit Ausnahme vielleicht einer Gewichtsreduktions-Show mit Margarete Schreinemakers) neu aufgelegt. „Das ist doch sowieso vorbei!“ meinte der Studienleiter im Religionspädagogischen Amt Gießen, als ich im August 2000 nach Material für meinen Konfirmandenkurs: „Big Brother oder guter Vater im Himmel?“ fragte; damit irrte er sich jedenfalls, was das Genre insgesamt anging.

Ich verstehe, dass viele in der Kirche solche Sendungen am liebsten verbieten bzw. ihren Erfolg bei den Zuschauern totschweigen würden. Ich war zunächst auch für ein Verbot, als Anfang 2000 die Idee von „Big Brother“ veröffentlicht wurde, denn wie konnte man den Persönlichkeitsschutz dieser zehn jungen Menschen derartig missachten, die sich 100 Tage in einen Container sperren ließen? Der Ratsvorsitzende der EKD und rheinische Präses, Manfred Kock, nahm in der Mainzer „Allgemeinen Zeitung“ vom 24. Juni 2000 Stellung zur geplanten Fortsetzung der Big-Brother-Serie und brachte die Kritik auf den Punkt. Jeder Mensch verdiene Schutz vor Ausbeutung,

Bloßstellung, Voyeurismus und Selbsterniedrigung: „Wenn Menschen anonym und willkürlich bewertet werden, beschädigt man ihren Ruf und nimmt ihnen ihre Würde. Das ist kein Spiel mehr.“ Kock warf dem Sender RTL II „zynisch inszenierte Unfairness“ vor. Zudem würden den Zuschauern Spontaneität und Natürlichkeit nur vorgegaukelt. Die Zuschauer und die Akteure im Container würden gegeneinander ausgespielt. „Die Programmierer des Senders werden für ihre Kreativität bezahlt. Sie könnten dafür Besseres bieten“, erklärte Kock. Er appellierte auch an die Kandidaten, den Spieß umzudrehen und die Zuschauer zum Wegzappen aufzufordern, wenn einem von ihnen übel mitgespielt werde.

Aber die öffentliche Empörung und auch die kirchliche Kritik liefen ins Leere. Im Familiengespräch meinte einer unserer Söhne: „Die haben sich das doch selber ausgesucht!“ Und im Linienbus war „Big Brother“ zeitweise das aktuellste Thema. Gesprächsfetzen junger Leute bekam ich mit: „Der Zlatko darf nicht rausgewählt werden!“ „Ich rufe an, damit der Jürgen rauskommt!“

Warum tun sich Teilnehmer so etwas an? Warum schauen so viele Zuschauer zu? Stecken hinter der Beliebtheit solcher Fernsehsendungen wirklich nur niedrigste Motive, krankhafter Voyeurismus und das Motto: „Jeder mobbe, so gut er kann!“?

Nein. Es geht um unbefriedigte Bedürfnisse, durchaus auch religiöse. Da suchen vor allem junge Menschen nach Halt und Orientierung – ohne dass eine Institution wie die Kirche sie bevormundet oder in institutionelle Zwänge hineinpresst.

Wer bin ich? – Ich will gesehen werden!

Woher weiß ein Kind, wer es ist? In einer Therapiestunde meiner Eigentherapie ließ mich mein Therapeut einmal mein Spiegelbild in seinen Augen anschauen, und mir ging auf (nicht ohne dass mir die Augen „über“gingen), dass ich gesehen werde und ich mir meine Identität nicht krampfhaft selber geben muss.

Als ich Gedanken für diese Betrachtungen sammelte, fuhr ich im Sommer 2000 mit dem Zug durch die Mecklenburgische Seenplatte. Was ich da konkret sah, weiß ich nicht mehr, ich schrieb allerdings den Gedanken nieder: „Was beobachtet wird, verändert sich.“ Im gleichen Urlaub las ich in einem Buch über Quantenphysik den Gedanken: „Beobachtet werden = wirklich sein. Unbeobachtet sein = sich verändern können.“ Hm. Sind wir wirklich, indem Gott uns sieht? Erlaubt uns Gott, uns zu ändern, indem er mit den Augen zwinkert? Jedenfalls ist Gott selber nicht beobachtbar außer durch Symbole (analog zur Quantenbeobachtung, wir können ihn nie so wahrnehmen, wie er wirklich ist), in denen er selbst sich uns zu erkennen gibt. Der Feuerbach-Kritik können wir als Christen mit der glaubenden Zuversicht begegnen, dass

nicht wir unser eigenes Bild in den Himmel projizieren, sondern dass wir die von Gott Beobachteten sind, denen Gott sich selber offenbart. Nehmen wir Gottes Angesicht im Segen wahr, dann spüren wir, wie wichtig es ist, von Gott gesehen zu werden.

Es gibt seelische Störungen, die darauf beruhen, dass man als Kind von den Bezugspersonen nicht in der Weise „gesehen“ wurde, wie ein Kind das braucht, um sich psychisch gesund entwickeln zu können. Es gibt „übersehene“ Kinder, es gibt vor allem aber auch Kinder, die, sobald sie gesehen werden, gestraft, ausgelacht, bloßgestellt werden, so dass sie es bald lernen, sich so unsichtbar wie möglich zu machen. In der transaktionsanalytischen Ausbildung lernte ich dieses psychische Erscheinungsbild als „paraphren“ zu bezeichnen, ein Kunstwort aus „hebephren“ und „paranoid“, entwicklungspsychologisch angesiedelt im Säuglingsalter, in dem es nacheinander um Grundängste geht, die im Extremfall, wenn sie nicht bewältigt werden, zu schizophrenen Störungen führen können: Hebephrene haben Angst, ausgesetzt zu werden, Paraphrene haben Angst, ausgelacht zu werden, Paranoiker haben Angst, zurückgewiesen zu werden. Paraphrene Menschen sind diejenigen, an die man sich nicht erinnert, wenn man die Teilnehmer einer Gruppe aufzählen will. Sie brauchen es am nötigsten, gesehen zu werden, haben aber Angst davor, weil für sie jedes Gesehenwerden ein Gefühl hervorruft, als ob sie an den mittelalterlichen Pranger gestellt werden sollten. Ist eine Gesellschaft, die „BigBrother“ hervorbringt, eine Gesellschaft von Paraphrenen, die zu einer hilflosen Form der Therapie greift?

Die Ambivalenz des Wunsches und der Angst, gesehen zu werden, spiegelt sich wider in der Faszination einer Sendung wie BigBrother: Einerseits identifiziert man sich mit den dort Eingesperrten, die sich Tag und Nacht beobachten lassen; andererseits ist man froh, nicht selber so beobachtet zu werden.

Braucht unsere heutige Gesellschaft solche Sendungen, weil nicht nur die Eltern zu wenig Aufmerksamkeit für ihre Kinder übrig haben, sondern auch Gott nicht mehr die Funktion dessen erfüllt, „der alles sieht“? Die Erzählung „Lisa mit dem großen Hut“ von Renate Schupp (Vorlesebuch Religion 3, S. 331) handelt von einem Mädchen, das sich unter ihrem großen Hut versteckt, damit Gott sie nicht sieht. Sicher ist es schrecklich, Gott nur als den strafenden Weltpolizisten zu erfahren, der vor allem auf meine Untaten achtet, aber was ist, wenn Kinder überhaupt keinen Gott mehr über sich wissen, der sie wahrnimmt und auf sie achtet, in irgendeiner Weise wichtig nimmt, was sie tun oder nicht tun? Die verbreitete Haltung, sich nur dann an Regeln zu halten, wenn man sich beobachtet fühlt, und die oberste Regel, dass man alles tun darf, außer sich erwischen zu lassen, bestätigt den Eindruck, dass Gott zumin-

dest nicht als ein Beobachter des Geschehens auf dieser Erde und der eigenen Person erlebt wird, der wirksam eingreifen könnte.

Der strafende Gott, vor dem Lisa Angst hat, ist natürlich nur das Zerrbild des Gottes, der mich sieht, um mich anzunehmen, zu bejahen, und eben damit auch mit dem zu konfrontieren, was an mir nicht in Ordnung ist, damit ich es verändern kann. Indem ich angenommen werde, wie ich bin, kann ich mich verwandeln. Aus der Ermutigung „Nimm dich, wie du bist!“ erwächst die Zumutung: „Werde, der du werden kannst!“, um es mit zwei Buchtiteln von Rüdiger Rogoll zu formulieren.

BigBrother ist eine Anfrage an unsere Kirche und an den gelebten Glauben von uns Christen, ob wir Gott als den erleben und erlebbar vor Augen stellen, der uns sieht, dem die Schicksale der Völker und der Einzelmenschen nahegehen. Die Bibel ist voll von Schilderungen, wie Gott das Leid seines Volkes sieht und eingreift. Wo er zu schlafen scheint, erheben Propheten und Psalmdichter ihre Klage, wo Jesus schläft, wecken ihn die Jünger. Wenn Gott uns sieht, brauchen wir keinen BigBrother.

Mobbing? – Ich will Wertschätzung erfahren!

Viele werfen Sendungen wie BigBrother vor, dass hier das Mobbing salonfähig gemacht wird. Wer gesehen und wertgeschätzt werden will, muss auch in Kauf nehmen, dass er gemobbt, nominiert, verletzt, rausgewählt, verleumdet oder mit seinen wahren negativen Seiten „geoutet“ wird. Verkraftet das jeder Teilnehmer? Darf man Menschen derartig bewerten, wie es in BigBrother der Fall ist? Aber Tatsache ist: negative Bewertungen finden überall statt, selbst in der Kirche, wenn Kirchenvorsteher nicht gewählt werden, wenn über Taufscheinchristen und Fernstehende geredet wird, wenn wegen bestimmter Taten oder fehlender Rechtgläubigkeit ein Mensch sozusagen für die Hölle nominiert wird.

Im Container geschieht im Grunde dasselbe wie draußen, mit der Lupe betrachtet und so, dass „alle“ daran Anteil nehmen können. Für viele Kids scheint darum „Big Brother“ eine Möglichkeit des sozialen Lernens darzustellen, mehr als die eigene Familie. Natürlich sieht man da, wie sich viele durchs Leben im Container mobben. Sie wollen ja nicht rausgewählt werden und handeln nach dem Motto: Was den anderen schadet, nützt mir selber. Aber wenn das alles wäre, würde es bald langweilig, und es entspräche auch nicht den wirklichen Wünschen der meisten Zuschauer. Bei BigBrother oder ähnlichen Sendeformaten wird durchaus auch Gemeinschaftsgefühl und Verantwortung gelebt, und über die „Zicken“ und „Machos“, die sich am meisten über die Gefühle anderer hinwegsetzen, regt man sich als Zuschauer in der Regel am meisten auf.

Offenbar gehört zum Grundbedürfnis, gesehen zu werden, auch der Wunsch, sich seines eigenen Wertes gewisser zu werden: Wie sehen mich die anderen, welche Wertschätzung genieße ich, wie wichtig, wertvoll, liebenswert bin ich wirklich, und wer hat das letzten Endes zu bestimmen? Nach dem christlichen Glauben bin ich wertvoll als von Gott geschaffenes und geliebtes Geschöpf nach seinem Ebenbild; wenn ein solcher Glaube nicht mehr vorgelebt und ein solches Selbstbewusstsein nicht mehr vermittelt wird, suchen Menschen nach Ersatz-Wertschätzungen auch fragwürdiger Art.

Bevormundung? – Lebe echt!

Eine der zentralen Botschaften von BigBrother war die Aufforderung: „Lebe echt, mach dir und anderen nichts vor, denn im Container kannst du nichts vor den anderen verbergen.“ Eine gewisse Verwandtschaft zu biblischen Aufforderungen, sich mit dem eigenen Leben dem „Licht“ zu öffnen, statt es zu scheuen, und sich bewusst zu machen, dass wir dem göttlichen Gericht nicht entgehen können, lässt sich nicht leugnen. Dabei macht es natürlich einen Unterschied, ob ich im häufig auch gnadenlosen Licht der Öffentlichkeit einer anonymen Zuschauerschaft stehe oder ob mir als Weltenrichter der barmherzige Menschensohn Jesus Christus gegenübersteht. Dass allerdings ausgerechnet kirchliche Moralapostel, die anderen vorschreiben wollen, wie sie ihr Sexual- oder Gebetsleben zu gestalten haben, sich über die Beobachtung des Privatlebens im BigBrother-Container aufregen, hat etwas Paradoxes.

Anonymität? – Suche nach Vertrautheit!

Die wachsende Anonymität, in der vor allem die Bevölkerung der Städte nebeneinander her lebt, bietet den Vorteil weitgehender Freiheit von der Enge und dem sozialen Druck festgefügtter dörflicher oder großfamiliärer Strukturen. Man kann sich seine Freunde selber aussuchen, trägt aber auch viel größere Verantwortung für den Aufbau tragfähiger sozialer Netze. So mag ein Überschuss an Vertrautheitsbedarf entstehen; man sehnt sich nach Menschen, deren Bekanntschaft man nicht erst auf Grund eines eigenen Vertrauensvorschlusses sozusagen „erwirbt“, sondern über die man ganz selbstverständlich Bescheid weiß, wie im Dorf, wo jeder jeden kannte und man sich sowohl das Maul über andere zerreißen konnte, als auch an ihrem Leben positiv Anteil nehmen konnte. Man braucht gar nicht oft die Sendung zu sehen, schon gehören die Protagonisten fast zur eigenen Familie, mindestens zur guten Bekanntschaft. Kein Wunder, dass BigBrother-Container-Insassen zeitweise bekannter waren als alle evangelischen Bischöfe zusammen; sie boten ein willkommenes gemeinsames Smalltalk-Thema im Bundesdorf Deutschland.

Eine ähnliche Funktion üben die Klatschspalten der Boulevard-Presse aus, dort allerdings sind es Prominente, an deren Privatleben man sozusagen als Zaungast teilnimmt. Neu an BigBrother und ähnlichen Formaten ist sozusagen die Demokratisierung des Prominentseins; man muss nicht mehr zum Adel gehören, um rund um die Uhr für ein neugieriges Publikum interessant zu sein. „Zlatko“ beweist, dass der kleine Mann prominent werden kann, während scheinbar Große in der Publikumsgunst abstürzen.

Kunstfiguren zur Identifikation!

Trotz ihrer Vertrautheit bleiben die neuen Alltags-Fernsehstars in gewisser Weise anonym, als klischeehafte, symbolträchtige „Kunstfiguren“. Man kennt sie nur mit Vornamen, schon darin liegt eine gewisse Anonymität, wie bei den Anonymen Alkoholikern. Man weiß, da ist auch etwas Künstliches dabei, ganz privat wie zu Hause ist man doch nicht, auch wenn die Teilnehmer sagen, dass man bald die Kamera vergisst; es ist eher, wie wenn man Besuch hat oder im Schullandheim übernachtet. Darin liegt auch ein gewisser Persönlichkeitsschutz – wie bei Schauspielern, die zwar immer auch sich selbst spielen, aber niemand weiß, in welchem Maße. Laien, die sich selber spielen, können eigentlich nur klischeehaft rüberkommen, da sie nicht wie gute Schauspieler gelernt haben, ihren Figuren Individualität zu verleihen. Aber vielleicht eignen sie sich gerade so um so besser als Projektionsfläche, als Symbolfigur.

Die Typen in BigBrother bieten uns wie im Märchen oder auch in der biblischen Geschichte Identifikationsmöglichkeiten. Da ist Alex, der Playboy, über den man sich herrlich aufregen kann, wenn man nicht jede Frau vernaschen will und sein Leben ernster nimmt. Da ist Jürgen, der Spaß im Leben will, aber das Geld, das er vom Sieger bekommen hat, an die Kinderkrebshilfe spendet, der auch lieber bei Ford im alten Job weiter arbeiten will, als für Ford einen Werbespot zu drehen. Da ist der gar nicht so dumme, aber einfach gestrickte Zlatko, der mit seinem Leben zufrieden ist (ist schon ok). Da ist die nervige Gruppenmutter Kerstin, die sich verliebt hat und leider an einen Playboy geraten ist, der ihre Liebe nicht erwidert. Da ist die Zicke Manu, die sich darüber aufregt, dass genau das passiert, womit man rechnen muss, wenn man sich einem Millionenpublikum präsentiert. Da ist die als Schlampe verkannte Sabrina, die eigentlich auf der Suche nach ihrem Traumprinzen ist und gerne viel lacht. Da ist die zurückhaltende Andrea, die sehr viel Sympathien bekommt, und das „Weichei“ John, der einen trainierten Körper und eine schwere Heimkindheit hat, öfter weint und sogar gewinnt, was er erst gar nicht fassen kann.

Es gibt Schülergruppen, mit denen ein Unterrichtsgespräch über BigBrother Aufmerksamkeit verspricht, was sonst nicht gelingt, wenn man über Jakob, den Vater-Betrüger-und-vom-Onkel-Überlisteten-und-schließlich-mit-Gott-Kämpfer, oder Kain, den Finster-den-Blick-Senker, oder Jesus, den Die-andere-Wange-Hinhalter, spricht.

Suche nach Überschaubarkeit und Einfachheit!

Je komplexer die Welt, desto größer die Sehnsucht nach Überschaubarkeit und Einfachheit. Da die Welt immer schon kompliziert war, projizierte man schon in der Bibel die Weltprobleme auf das Bild eines Gartens, einer Arche, eines Turmbaus, um mit Hilfe einer einfachen Erzählung ihrem Sinn auf die Spur zu kommen. Auch der Monotheismus vereinfacht die Welt, auch die Konzentration der christlichen Religion auf den einen einfachen Menschen Jesus. Vielleicht gehört auch das moderne Interesse an der Institution des Papstamts in diese Reihe; wenn ein Mann an der Spitze der Weltkirche steht, weiß man, wer die Richtung der Kirche bestimmt, auf wen man Verantwortung abschieben und an wem man sich reiben kann, der Papst wird sozusagen zum Dorfpfarrer in der globalen Menschengemeinde.

Nicht jede Vereinfachung als solche ist schlecht. Sie kann ein Mittel sein, um sich komplexe Sachverhalte unserem Verstand, den Verstehensmöglichkeiten des Menschen, anzupassen. „Simplify your life“ ist zum Slogan einer christlich inspirierten Reihe von Büchern, Zeitschriften und Internetseiten, die Menschen beratend zur Seite stehen wollen, die sich in einer immer komplizierter gewordenen Welt nicht mehr alleine zurechtfinden. Früher galt Einfachheit im Sinne von heiliger Einfalt als hoher Wert. Könnte Zlatko als ein einfältiger Mensch in diesem Sinne angesehen werden?

Suche nach Zoff und Sex? – Lebensbewältigung ist gefragt!

Wer sucht das Gespräch mit dem Pfarrer, wenn er Sorgen hat, wenn er Erfüllung im Leben sucht? Jugendliche und junge Erwachsene jedenfalls nicht. In Predigten erwartet auch nur eine Minderheit die Klärung von Lebensfragen. BigBrother zeigt, dass die Fragen als solche keineswegs vom Tisch sind. Und gerade die Kids zwischen 12 und 25 sind anscheinend mehr daran interessiert, wie die BigBrother-Stars ihr Alltagsleben auf engstem Raum bewältigen, als daran, möglichst viel Zoff oder Sexszenen mitzuerleben.

Eigenartig – im Container werden Tugenden vorgelebt, die man nicht erwartet: Bastelt euch selber ein Fernsehen, wenn ihr keine Glotze kucken dürft! Gestaltet eure Freizeit selber! Lernt etwas auswendig! Beschäftigt euch mit Kultur! Schule schafft das nicht, was BigBrother hier bei manchen vielleicht anregt. Auch gute Diskussio-

nen über Behinderte konnte man mitbekommen. Und das ganz normale langweilige Leben im Alltag. Oder auch Gesprächsthemen, die nervten. Alles normal – aber wenig empörend.

Zeitvertreib, Spiel, Fest – verbindende Elemente in BigBrother. Die Teilnehmer selbst sehen es als Spiel, nehmen vieles weniger ernst als die Macher, die manche Konflikte hochspielen, oder die alten Voyeure, die BigBrother mit einem Porno verwechseln. Und wenn es Verletzungen gibt, wie es sie auch bei einer Nichtwahl zum Kirchenvorstand geben kann? Dann sind bei RTL II professionelle Berater da, die die Teilnehmer auffangen.

Big Brother als Überwacher? – Nein, als Vaterersatz!

Darf man überhaupt eine Sendung „Big Brother“ nennen, wenn doch dieser Name für unmenschliche Überwachung durch einen totalitären Staatsapparat steht, wie George Orwell ihn in seinem Zukunftsroman „1984“ warnend vor Augen gestellt hat? Offenbar löst der Name in der Zeit nach dem Ende des Kalten Krieges keine Ängste mehr aus, wie das in meiner Jugendzeit der Fall gewesen wäre. Totalitarismus ist keine Erfahrung der Jüngeren mehr. Heutige Kinder kennen von Orwell zwar noch „Animal Farm“, aber „1984“ ist ihnen kein Begriff. Sie haben keine Angst vor dem Großen Bruder, der alles sieht, sondern sehnen sich offenbar mehr als frühere Generationen danach, gesehen und nicht übersehen zu werden.

Und bezeichnend für eine „vaterlose Gesellschaft“, in der es immer mehr alleinerziehende Mütter gibt und in der jedenfalls die Mütter die Hauptautorität für Kinder darstellen, ist die Sehnsucht nach dem „Großen Bruder“, der für mich da ist, nicht nach dem Vater, nicht nach den Eltern. Der Gottesdienst als Ritual hat für die meisten Kids keinen Sitz im Leben mehr, außer vielleicht in den Freikirchen. Zeitweise schien BigBrother vielen ein neues Ritual der Selbstvergewisserung, der Wertfindung, der Identität in Übereinstimmung und Abgrenzung, im Austausch mit anderen, anzubieten. BigBrother war Thema auf dem Schulhof und im Bus.

Wenn religiöse Sehnsüchte, die die Kirche nicht mehr befriedigt, in Sendungen wie BigBrother zum Ausdruck kommen, kann es sinnvoll sein, im kirchlichen Unterricht an das, was Kinder und Jugendliche sowieso beschäftigt, anzuknüpfen. Das gelang im Jahr 2000 in einem Konfirmandenkurs „Big Brother oder guter Vater im Himmel“, in dem wir unter anderem die Erfahrung im Psalm 139: „Gott sieht mich, ich kann ihm nicht entfliehen, ich bin bei ihm geborgen“ mit Zlatkos und Jürgens Hit „Großer Bruder, du bist für mich da“ verglichen.

Randbemerkung: Schwesterkirchen

Im drittletzten Abschnitt: eine Randbemerkung. In der ökumenischen Diskussion spielt in den Septembertagen des Jahres 2000 der Begriff der „Schwesterkirchen“ eine große Rolle. Ist Gott unser Vater und Jesus unser Großer Bruder, dann sind alle Menschen Geschwister. Der Große Bruder jedenfalls einer, der uns dient und nicht niedermacht. Die katholische Kirche scheint innerhalb derer, die an Jesus Christus glauben, die Rolle einer Großen Schwester übernommen zu haben, die die anderen Geschwisterkirchen bevormundet – bis dahin, ihnen abzusprechen, Schwesterkirchen zu sein. Das Problem der „Erklärung Dominus Iesus“ der „Kongregation für die Glaubenslehre“ der katholischen Kirche liegt meines Erachtens darin, dass ein spezieller konfessioneller Zugangsweg zu Christus verabsolutiert wird, ohne anzuerkennen, dass es sich lediglich um eins von mehreren möglichen Paradigmen des einen Glaubens an Christus handelt, die Hans Küng in seinem Buch „Geschichte und Wesen des Christentums“ hervorragend herausgearbeitet hat. Von der Unterscheidung und Zuordnung zwischen Dialog und Mission im Blick auf die nichtchristliche Welt, die das Zentrum des gleichen Dokuments bildet, können allerdings auch wir evangelischen (und evangelikalen) Christen und eine große Scheibe abschneiden: Hier kommt eine Geschwisterlichkeit aller Menschen unter dem einen Vater im Himmel in den Blick, die größte Verbindlichkeit im eigenen Glauben mit größtem Respekt vor der Freiheit des Andersglaubenden verbindet.

Und die Gegner? Was haben sie von Big Brother?

Ein Großteil des Bildungsbürgertums war schon immer gegen „triviale“ Unterhaltung – Karl May, TKKG, Mary Scott, Enid Blyton – Talkshows, die ein Bedürfnis nach persönlichem Austausch und Lebenshilfe widerspiegeln, das wir Kirchengemeinden und Seelsorger nicht mehr befriedigen, und Fernsehserien, die manchmal wertvolle erzieherische Hinweise und anrührende Szenen liefern.

In der Kirche und in der Schule rümpften Pfarrer und Lehrer die Nase über Bigbrother. Das könnte auch ein Indiz dafür sein, dass viele die Lebenswelt der Jugendlichen nicht mehr kennen oder so wahrnehmen wollen, wie sie ist. Dabei sind die Jugendlichen in ihren Sehnsüchten uns größtenteils wahrscheinlich ähnlicher als wir denken. Vielleicht ist BigBrother sogar ein Versuch, endlich einmal etwas zu haben, was die Generation der Rock-Opas mit Computer, Internet und Jeans nicht auch verinnahmt.

Wir können uns empören. Auch das gehört dazu und wird die BigBrother-Fans nicht stören, eher erheitern und in ihrer eigenen Identität stärken. Wir outen uns damit als out.

Wir können kritisieren und trotzdem realistisch davon ausgehen: BigBrother spricht Bedürfnisse an – und zwar nicht nur Profitgier und niedere Instinkte, sondern reale Bedürfnisse, auf die wir in der Kirche nicht mehr angemessen reagieren. Nehmen wir die Herausforderung an, indem wir unsere Rituale überprüfen und als Orte der Selbstfindung erneuern.

Im Lehrerzimmer hörte ich von krassen Vorurteilen: BigBrother sei satanistisch – wegen des Titelsongs: „Leb, wie du dich fühlst!“ Und wenn du dich wie ein Killer fühlst? Nein, diese Konnotation ist der Mehrheit der Teilnehmer und Zuschauer völlig fremd, auch Voyeurismus scheint nur einige ältere männliche Zuschauer angelockt (und enttäuscht) zu haben. Ernstnehmen der Gefühle in einer von Aktienkursen und Ellbogen beherrschten Welt – ist das nicht hoffnungsvoll? Natürlich wird dadurch nicht automatisch alles gut – siehe oben: der eine lebt als Playboy auf Kosten anderer und verhält sich auch im Container wie ein „Kotzbrocken“, der andere lebt echte Freundschaft und ist nicht auf die große „Kohle“ fixiert.

„Dem Volk aufs Maul schauen“

Wer heute dem Volk aufs Maul schauen will, muss sich manchmal auch der Mühe unterziehen, sich in „triviale“ Denk- und Vorstellungsformen einzufühlen und die Bedürfnisse zu erspüren, die hinter den verzerrten Formen von Leben ihr eigenes Recht behalten. Ob Paulus uns heute raten würde, bis zu einem gewissen Grad auch den BigBrother-Fans ein BigBrother-Fan zu werden?

„Wie lange die BigBrother-Euphorie anhält – man kann es nicht sagen.“ So formulierte ich im Jahr 2000. „Vielleicht kommt das neue Konzept – mehr Action, mehr Sex – bei den Kids ja überhaupt nicht an“, schrieb ich ein Jahr später, und behielt damit Recht. „Vielleicht ist die zweite Staffel trotz allem eine Enttäuschung, weil erste Erfahrungen immer etwas Uneinholbares haben“, das bewahrheitete sich spätestens mit Staffel 3 und allen folgenden. BigBrother geht vorbei wie die Begeisterung meiner Schüler in der 5. und 6. Klasse für die Teletubbies, kurz bevor BigBrother begann. Kinder und Jugendliche suchen zeitweise eine Einfachheit bis an die Grenze der Verblödung, grenzen sich ab, finden etwas wieder, nuckeln an Schnullern und hören wieder damit auf. Auch Pokemons sind sterblich, stand im „Evangelischen Pressedienst“, sie bieten Struktur, Ritual, Überschaubarkeit, eine Welt, die man auswendig lernen kann, wobei man sich gleichzeitig gegen die abgrenzt, die nicht Bescheid wissen. Eingeweihtsein, Stufen der Erkenntnis – so etwas gab und gibt es auch in der Welt der Erwachsenen. In Trivialitäten können sich geniale Ideen verbergen.

Adam und Eva – aus Erde gemacht – aus der Rippe gebaut

Schöpfungstheologische Randbemerkungen von Helmut Schütz am 20. Juni 2010

Im Jahr 2010 gab es eine groß angelegte Dinosaurier-Ausstellung im gesamten Stadtgebiet von Gießen. Die Evangelische Paulusgemeinde Gießen beteiligte sich an diesem Ereignis einerseits mit einem Dino-Gottesdienst und andererseits mit einem Vortrag von Prof. Martin Bergmann über die Entstehung des Menschen in der Pauluskirche. Hier gebe ich nur die schöpfungstheologischen Bemerkungen wieder, die ich zu seinem Vortrag gemacht habe. Ach ja, natürlich interessierten sich auch die Kinder der Paulus-Kita sehr für die Dinosaurier, und auch ihnen habe ich etwas über die großen „Erschreckertiere“ erzählt...¹

Welche Wahrheit steckt in der Bildersprache der Erzählung von Adam und Eva?

Schon in dieser Frage steckt natürlich eine Antwort: Nämlich dass die Bibel mit dem, was sie über Adam und Eva sagt, keine wissenschaftliche Aussage darüber macht und machen will, wie der Mensch tatsächlich entstanden ist. Die Bibel ist kein Biologiebuch, sondern ein Glaubensbuch.

Die Geschichte von Adam und Eva ist also keine Tatsachenreportage darüber, was zu einem bestimmten Zeitpunkt auf dieser Erde genau so passiert ist. Adam und Eva sind daher auch keine historischen Persönlichkeiten der Geschichte wie König David oder wie Jesus von Nazareth. Adam und Eva ist die erzählerische Bezeichnung für „den Menschen“, für „die Menschheit“. Das zeigen schon diese



Prof. Martin Bergmann zeigte im Rahmen seines Vortrags Schädelknochen zur Evolution der menschlichen Entwicklung

1 Helmut Schütz, [Gesammelte Gottesdienste, Band LX: Kinder-Andachten im multireligiösen Kindergarten](#), Gießen 2026, S. 105.

beiden Namen selbst. „Adam“ kommt vom hebräischen Wort „adamah“, das heißt Erde. Adam ist also der Erdling, der aus der Erde entstandene und mit der Erde verbundene Mensch, der den Auftrag erhält, diese Erde zu bebauen und zu bewahren, ein ökologischer Auftrag, der heute aktueller ist denn je.

Im Namen Eva steckt das hebräische Wort „chawwa“, das lebendig bedeutet; nimmt man beide Namen zusammen, erhält man das, was uns alle als Menschen ausmacht: ein erdgebundenes lebendiges Wesen. Der entscheidende Satz im **1. Buch Mose – Genesis 2**, lautet:

7 Da machte Gott der HERR den Menschen aus Erde vom Acker
und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase.
Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.

Dass es sich in diesem Satz wirklich um Bildersprache handelt und nicht um eine historisch-biologisch- wissenschaftliche Faktendokumentation, ist schon den Menschen der Bibel selbst bewusst. Im **Psalm 139** ist nämlich ganz ähnlich wie hier davon die Rede, dass die Erschaffung des Menschen in engem Zusammenhang mit der Erde vor sich geht. Da heißt es:

15 Es war dir mein Gebein nicht verborgen,
als ich im Verborgenen gemacht wurde,
als ich gebildet wurde unten in der Erde.

Hier ist ganz klar, dass es sich um Bildersprache handelt. Der Psalmbeter spricht von sich selbst und weiß natürlich, dass Gott nicht vor seiner Geburt irgendwo in einer verborgenen Erdhöhle gesessen hat, um ihn aus Erde zu kneten. Ja, er sagt sogar ausdrücklich im gleichen Psalm:

13 Denn du hast meine Nieren bereitet
und hast mich gebildet im Mutterleibe.

Das heißt, den Menschen der Bibel war der biologische Weg der Entstehung eines einzelnen Menschen vollkommen klar. Interessant ist, dass im Psalm diese beiden Aussagen nebeneinander stehen: „Du hast mich gebildet im Mutterleibe – ich wurde im Verborgenen gemacht, wurde gebildet unten in der Erde.“

Beides steht nebeneinander, weil das eine durch das andere gedeutet wird. Jeder Mensch entsteht im Mutterleib, in diesem verborgenen Innenraum eines menschlichen Körpers, und zugleich ist kein Mensch denkbar ohne die komplizierte Verbindung mit den Elementen und Umweltbedingungen unserer Mutter Erde. „Im Verborgenen gemacht, unten in der Erde“, ich denke, in diesem Satz steckt viel Weisheit, denn wir sind keine vom Himmel gefallenen Wesen, und die Bibel betont das ausdrücklich. Dabei geht es der Bibel nicht um die biologische Erklärung als solche, die wird einfach vorausgesetzt. Kinder wachsen im Mutterleib heran. Aber dass sie das

tun, dass es uns Menschen überhaupt gibt, dass wir uns als eine lebendige Seele empfinden und erfahren, dass wir uns als ein gutes Geschöpf bejahen können, das alles ist nicht selbstverständlich, das ist ein Wunder.

Der **Psalm 139** sagt das zwischen den beiden eben zitierten Versen auch ausdrücklich:

14 Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin;
wunderbar sind deine Werke; das erkennt meine Seele.

Man könnte also sagen: Die Bibel lobt die Schöpferkraft Gottes, die Wissenschaft benutzt den von Gott gegebenen Verstand, um ein wenig nachzuvollziehen, wie Gott das hingekriegt hat mit einer Schöpfung, die sozusagen ein Selbstläufer ist, die sich auf dem Wege der Evolution entfaltet.

Wenn die Bibel erzählt, dass Gott nicht nur den Menschen, sondern auch die Tiere aus Erde formt, dann wird damit keine Theorie der Entstehung der Tierarten vorgelegt, schon gar nicht die Reihenfolge ihrer Entstehung: erst der Mensch, dann die Tiere. Wie gesagt: Es handelt sich um Bildersprache. Die Bibel stellt klar: Die Tiere sind mit uns Menschen enger verbunden, als wir oft wahrhaben wollen, sie bestehen aus dem gleichen Material wie wir und sind genau wie wir Menschen davon abhängig, dass wir die Lebensgrundlagen auf dieser Erde nicht zerstören.

Und wieder belegt die Bibel selbst, dass wir die Aussage von dem Formen der Tiere aus Erde nicht als wortwörtliche Tatsachenreportage verstehen dürfen. Denn ein Kapitel vorher heißt es:

24 Und Gott sprach:
Die Erde bringe hervor lebendiges Getier, ein jedes nach seiner Art:
Vieh, Gewürm und Tiere des Feldes, ein jedes nach seiner Art.
Und es geschah so.

Es gab also durchaus schon in biblischer Zeit die Einsicht, dass es die Erde selbst ist, die die Tiere hervorbringt. Gottes Schöpferwort ist sozusagen die dahinterliegende Kraft, die diesen Prozess in Gang setzt und begleitet und ihr ihren Sinn gibt. Indem wir sagen, dass Gott diese Schöpfung wollte, sagen wir nicht einfach, wie alles entstanden ist, sondern dass diese Schöpfung ein Gottesgeschenk für uns ist.

Beim Menschen sagt das erste Kapitel der Bibel nicht, dass er sich aus dem Tierreich heraus entwickelt hat. Diese Einsicht verdanken wir erst Denkern der Neuzeit. Aber auch der Erzählung von den sieben Tagen der Schöpfung ist die enge Verbundenheit des Menschen mit den Tieren bewusst, wird der Mensch doch genau wie die Landtiere am sechsten Tag geschaffen. Vögel und Fische am fünften Tag, Landtiere und Menschen am sechsten, darin kann sich sogar schon die Ahnung von einer evolutionären Entwicklung widerspiegeln.

Lassen Sie mich mit dem Bild des Malers Bartolo di Fredi schließen, mit dem Prof. Bergmann begonnen hat: Dass Gott die Frau aus der Rippe des Mannes geschaffen habe, interpretiert er ja etwas frei als Geborenwerden der Frau aus dem schwanger gewordenen Mann. Das heißt, der Künstler versucht zu ergründen, wie Gott das wohl gemacht haben kann, einen zweiten Menschen aus der Rippe des ersten zu bauen.

21 Da ließ Gott der HERR einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen,
und er schlief ein.

Und er nahm eine seiner Rippen und schloss die Stelle mit Fleisch.

22 Und Gott der HERR baute ein Weib aus der Rippe,
die er von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm.

Auch das ist Bildersprache. Die Erzählung betont damit: die Frau ist dem Mann gleichwertig, sie gehört zur gleichen Spezies Mensch und nicht nur das, sie ist auf Augenhöhe mit ihm geschaffen. Genauer gesagt, der Erzählung entsprechend müsste ich sagen: auf Rippenhöhe, auf Herzhöhe. In der Bibel gilt das Herz als Sitz der Willenskraft, der menschlichen Verantwortung; wenn also Eva aus Adams Rippe erschaffen wird, dann ist sie ihm auch im Sinne der menschlichen Verantwortlichkeit vollkommen gleichgestellt.

Nachtrag:

Während des Vortrages äußerte ich spontan den Gedanken, dass Adam (= der noch nicht in männlich-weiblich aufgespaltene Mensch) in der Schöpfungsgeschichte im 1. Buch Mose, Kapitel 2, den Tieren – die dort nach dem Menschen von Gott aus Erde geformt werden (Achtung – Bildersprache!) – ihren Namen gibt und damit seinen Herrschaftsanspruch über sie ausdrückt. Unter den Tieren findet er aber kein ihm wesensmäßig entsprechendes gleichrangiges Gegenüber:

Und der Mensch gab einem jeden Vieh und Vogel unter dem Himmel
und Tier auf dem Felde seinen Namen;
aber für den Menschen ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre.

Darum tritt Gott erneut in schöpferische Aktion und erschafft die Frau aus Adam selbst.

In diesem Augenblick kam mir plötzlich selber der Einwand: Aber gibt nicht Adam auch Eva ihren Namen und würde das nicht bedeuten, dass er auch Herrschaft über sie ausübt?

In einer sofort herbeigeholten Bibel schauten wir nach und fanden meine Auffassung bestätigt. Denn: Adam gibt der Frau erst nach der Vertreibung aus dem Paradies ihren Namen:

20 Und Adam nannte sein Weib Eva;
denn sie wurde die Mutter aller, die da leben.

Das heißt: Die Erzählung will in ihrer Bildersprache tatsächlich ausdrücken, dass der Mensch als Wesen in männlicher und weiblicher Ausführung von Gott gleichrangig geschaffen ist. Erst nachdem beide in der Begegnung mit der Schlange (als Symbol für die Angst vor dem Sterben, dem Nichts, dem Verschlungenwerden durch den Tod) ein Misstrauen gegen Gottes Güte entwickeln und sofort gegen Gottes gutes Gebot verstoßen, werden beide mit den Folgen konfrontiert, die sich daraus ergeben (wieder in Bildersprache ausgedrückt als Strafen Gottes): Adam muss die Mühsal der Arbeit ertragen, wird wieder zu Erde und Staub zerfallen, die Frau bekommt die Schmerzen der Geburt und die Unterdrückung durch den Mann auferlegt. Und prompt – als Symbol dafür, dass der Mensch nun die Welt des paradiesischen Urvertrauens verloren hat, wo Mensch und Mensch, männlich und weiblich, auf Augenhöhe miteinander im Einklang leben (Kapitel 2, 25):

Und sie waren beide nackt,
der Mensch und sein Weib,
und schämten sich nicht)

– gibt er auch der Frau ihren Namen und übt insofern sofort Herrschaft über sie aus, als er sie auf ihre Rolle als Mutter in der Schöpfung festlegt und einzuengen versucht:

20 Und Adam nannte sein Weib Eva;
denn sie wurde die Mutter aller, die da leben.

Herrschaft des Mannes über die Frau ist also nicht gottgewollt, sondern Folge des Ur-Misstrauens gegen Gottes Güte und insofern ein zu überwindendes Übel – was ja auch später das Anliegen Jesu war, des wahrhaft neuen Adam, des Menschen, der nach Gottes Ebenbild zu leben verstand.

Zu-fällige Zugänge zur Analyse der Psyche

Ein innerer Dialog im Kopf eines Pfarrers mit dem Philosophen Odo Marquard

Helmut Schütz am 31. August 2009

Manche nennen es Zufall, wenn Ereignisse nicht durch kausale Zusammenhänge oder Notwendigkeiten zusammentreffen. Wieviel Zufall es in der Wirklichkeit tatsächlich gibt, ist naturwissenschaftlich gesehen für einen Laien kaum noch verständlich, da sich die Diskussion im Spannungsfeld zwischen der quantenphysikalischen Unschärferelation und der chaostheoretischen Untersuchung fraktaler Strukturen abspielt. Als Theologe spreche ich gern von einer Fügung, wenn aus – sozusagen fälligen – Zufällen Sinnzusammenhänge entstehen. Sie, lieber Herr Prof. Marquard, schätzen als Philosoph den Zufall sehr: „der Zufall ist keine mißlungene Absolutheit, sondern – sterblichkeitsbedingt – unsere geschichtliche Normalität. Wir Menschen sind stets mehr unsere Zufälle als unsere Wahl.“ So formulierten sie 1984 in der „Apologie des Zufälligen“¹.

Eine Reihe ganz bestimmter Zufälle „wollten es“, dass sowohl Sie als auch ich selbst mit den Konzepten der Psychoanalyse in Kontakt kamen. Bei Ihnen ergab sich das Thema Ihrer Habilitationsschrift aus dem Zufall, dass Sie als Student im Bücherschrank Ihrer Tante auf Schriften von Sigmund Freud stießen, in dessen Denkweise Ihnen Ähnlichkeiten zur Philosophie des Deutschen Idealismus auffielen. Meine Neugier auf Zugänge zu den Tiefendimensionen der menschlichen Seele wurde ebenfalls zufällig geweckt, als ich in meiner Zeit als Gymnasiast in einer Buchhandlung ein Witzbuch suchte und Freuds Buch über den Witz und seine Beziehung zum Unbewussten fand.

Unser beider Umgang mit dem Thema Psychoanalyse entwickelte sich allerdings in verschiedene Richtungen, und zwar nunmehr weniger zufällig, sondern durchaus konsequent im Zusammenhang der Ausbildung unserer jeweiligen philosophischen bzw. theologisch-seelsorgerlichen Überzeugungen.

Ihre Schlussfolgerungen zur Verwandtschaft des psychoanalytischen Denkens mit der romantischen Naturphilosophie als Schwundstufe des Deutschen Idealismus legten nahe, dass die Psychoanalyse auch an dessen Fehlern im Menschenbild krankte: einer Selbstüberschätzung des Menschen, die in Aporien enden musste und letzten Endes doch nicht das Allheilmittel für die menschlichen Probleme gefunden hatte:

1 Odo Marquard, Apologie des Zufälligen. *Philosophische Überlegungen zum Menschen*. (Vortrag beim Salzburger Humanismusgespräch 1984 am 20. September 1984 in Salzburg.) – Überarbeitet 1985/86. Erstveröffentlichung in: Odo Marquard, Apologie des Zufälligen. *Philosophische Studien*, Stuttgart 1986, S. 117-139, hier S. 131.

Die Psychoanalyse „offenbart Probleme und macht sie ehrlich, aber sie löst sie nicht“². Folgerichtig blieben Sie auch skeptisch gegenüber anderen Formen der Psychologie und Gruppendynamik, zum Beispiel gegenüber der „Konjunktur der Gruppe als Anti-Einsamkeitsmittel“ oder gegenüber „Selbsthilfegruppen, die man nur durch Selbsthilfe übersteht“³, bis hin zur Skepsis gegenüber der Psychologie als „Fragebogenwissenschaft“⁴.

Aber während Sie im Blick auf „das Programm unserer Selbsterfahrungsgruppen“ formulierten: „wer das Glück unmittelbar intendiert – wer, statt einen bestimmten Beruf oder eine bestimmte Sache zu tun, dies verweigernd ausschließlich und direkt nur glücklich sein will ... –, wird niemals glücklich“⁵, erfuhr ich in meinem ersten Studiensemester eine von Prof. Dietrich Stollberg geleitete Selbsterfahrungsgruppe an der Kirchlichen Hochschule Bethel als Hilfe zum Aufbau eines gesunden Selbstbewusstseins. Ich lernte zugleich, dass psychologische und gruppendynamische Methoden durchaus als Medien für zwischenmenschliche Hilfe und theologisch verantwortbare Seelsorge dienen können. Zwar lernte ich an der Ruhr-Universität Bochum auch zerstörerische Formen von Gruppendynamik kennen, wenn sich informell das Recht der Stärkeren in der Gruppe durchsetzt, weil Leitungsverantwortung nicht wahrgenommen wird. Aber in meiner Vikarsausbildung in Friedberg/Hessen wurde ich durch Prof. Helmut Harsch und seinen Assistenten Thomas Weil auf die durch Eric Berne in den USA als „Ableger“ der Psychoanalyse entwickelte Transaktionsanalyse aufmerksam (wegen des furchtbaren Wortes kürze ich im Folgenden lieber ab: „TA“). Als Thomas Weil später in Kassel sein „Institut für Transaktionsanalyse und integrative Tiefenpsychologie“ gründete, machte ich bei ihm eine intensive psychotherapeutische Zusatzausbildung, deren Ertrag für meine seelsorgerliche Arbeit ich nicht missen möchte.

-
- 2 Odo Marquard, *Transzendentaler Idealismus – Romantische Naturphilosophie – Psychoanalyse*. Köln 1987, S. 233. Das Buch wurde ursprünglich 1963 als Habilitationsschrift unter dem Titel „Über die Depotenzierung der Transzendentalphilosophie – einige philosophische Motive eines neueren Psychologismus in der Philosophie“ von der Philosophischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster angenommen.
 - 3 Odo Marquard, Plädoyer für die Einsamkeitsfähigkeit. (Vortrag am 12. Januar 1983 im Sender Freies Berlin – In: R. Walter (Hrsg.): *Von der Kraft der sieben Einsamkeiten*. Freiburg i. Br.: Herder, 1983. S. 127-142. Wiederabgedruckt in: Odo Marquard, *Skepsis und Zustimmung*. Philosophische Studien, Stuttgart 1994, S. 110-122, hier S. 115 und 116.
 - 4 Odo Marquard, *Freiheit und Pluralität*. (Oktober 2006 / Januar 2007.) – Erstveröffentlichung in: Odo Marquard, *Skepsis in der Moderne*. Philosophische Studien, Stuttgart 2007, S. 109-123, hier S. 110.
 - 5 Odo Marquard, *Das Über-Wir. Bemerkungen zur Diskursethik*. – In: Karlheinz Stierle / Rainer Warning (Hrsg.): *Das Gespräch*. München: Fink, 1984. (Poetik und Hermeneutik. Bd. 11.) S. 29-44. Wiederabgedruckt in: Odo Marquard, *Individuum und Gewaltenteilung*. Philosophische Studien, Stuttgart 2004, S. 38-67, hier S. 41.

Grundgedanken und Methodik der TA passen in meinen Augen zum christlichen Menschenbild. Das wurde zwar von Prof. Helmut Fischer am Theologischen Seminar in Friedberg Anfang der 80er Jahre in einer heftigen Auseinandersetzung mit seinem Kollegen Helmut Harsch bestritten; er unterstellte der Transaktionsanalyse das „amerikanische Menschenbild“ eines „programmierten Menschen“. Zur gleichen Zeit wurde der Transaktionsanalyse „von links“ die Verengung des Blickwinkels auf die Stabilisierung von Individuen vorgeworfen. Aber eben die Unveränderbarkeit von Programmierungen besteht für die Transaktionsanalyse in meinen Augen nicht. Anders als für die Psychoanalyse gilt für die Transaktionsanalyse der Leitgedanke Martin Bubbers: „Der Mensch wird am Du zum Ich“. Heilsam wirken weniger bestimmte Methoden als vielmehr die beratende oder therapeutische Beziehung als solche.

Die Art, wie in einer therapeutischen oder beraterischen Beziehung Heilung geschehen kann, erinnert mich an einige Ihrer philosophischen Grundaussagen. Die Art, wie sich diese Beziehung entfaltet, erzählt sozusagen alte Geschichten neu nach, mit dem Ziel, ein anderes Ende zu finden. Während Freud den „Wiederholungszwang“, der sich in der Übertragungssituation ausagierte, negativ beschrieb, sieht die tiefenpsychologische und beziehungsorientierte TA in Beratung und Therapie eher eine „Wiederholungschance“ alter Geschichten, die der Ratsuchende dadurch anders weiterzuerzählen lernt, dass der Berater oder Therapeut anders als die ursprünglichen Bezugspersonen verständnisvoll zuhören, Halt geben und Orientierung anbieten. Der Ratsuchende soll nicht nur „rechtfertigungsfrei und ohne Angst“ anders sein können „als die anderen“ („Einheit und Vielheit“, 1987, S. 36), sondern auch anders, als er es sich auf Grund der Umstände seiner eigenen Lebensgeschichte erlauben durfte.

Im Konzept des „Miniskript“ bringt der amerikanische Transaktionsanalytiker Taibi Kahler⁶ in Kurzform auf den Punkt, welche – in der Regel unbewusst ausgesandte – Botschaften primärer Bezugspersonen die seelische Entwicklung von Kindern negativ beeinflussen können, zum Beispiel: „Sei nicht!“, „Sei nicht nahe!“, „Sei kein Kind!“, „Werde nicht erwachsen!“, „Sei nicht du!“, „Schaffe es nicht!“, „Sei nicht normal!“, „Lass es dir nicht gut gehen!“, „Gehöre nicht dazu!“ Diese Liste liest sich wie der Inbegriff einer pädagogisch angewandten „Übertribunalisierung“ der menschlichen Lebenswirklichkeit⁷, die Sie wie folgt skizzieren: „Die Leibnizfrage an den

6 Taibi Kahler, *Process therapy in brief: the clinical application of miniscript* (1979), Little Rock, Ark, Human Development Publications.

7 Odo Marquard, *Der angeklagte und der entlastete Mensch in der Philosophie des 18. Jahrhunderts* (Vortrag an der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel am 23. November 1978). – In: Bernhard Fabian / Wilhelm Schmidt-Biggemann / Rudolf Vierhaus (Hrsg.): *Deutschlands kulturelle Entfaltung: die Neubestimmung des Menschen*. München: Kraus, 1980. (Studien zum achtzehnten Jahrhundert. Bd. 2/3.) S. 193-209. Wiederabgedruckt in: Odo Marquard,

Schöpfer: ... Mit welchem Recht ist und gilt überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?... wird ... gesteigert und ubiquisiert zur absoluten gnadenlosen Anklagefrage an jedermann: Mit welchem Recht gibt es dich überhaupt und nicht vielmehr nicht, und mit welchem Recht bist du so, wie du bist, und nicht vielmehr anders? ... jeder-mann hat ... ohne Pardon die totale Beweislast für sein eigenes Seindürfen und So-seindürfen. Zum exklusiven menschlichen Lebenspensum wird: vor einem Dauertribunal, bei dem der Mensch zugleich als Ankläger und Richter agiert, die Entschuldigung dafür leben zu müssen, daß es ihn gibt, und nicht vielmehr nicht, und daß es ihn so gibt, wie es ihn gibt, und nicht vielmehr anders.“⁸

Könnte es sein, dass die Psychoanalyse Sigmund Freuds sich insofern in Aporien verstrickt, als sie sich dem Sog dieser Übertribunalisierung nicht entziehen kann und „die Triebnatur“ des Menschen in Verbindung mit der „Ohnmacht der Vernunft“ letztlich nur als „Wolfsnatur“⁹ zu bestimmen vermag?

Ich habe den Eindruck, dass sich demgegenüber die TA, wie ich sie kennengelernt und praktiziert habe, der christlichen Einsicht gegenüber nicht verschließt, dass der Mensch als Gottes Schöpfung gut ist und seine scheinbare „Wolfsnatur“ nur einer – nicht zu verharmlosenden – Verzerrung durch die Realität der Sünde entspringt. Das bedeutet: Der Mensch muss dem Menschen dann nicht ein Wolf werden, wenn er in einer heilenden Beziehung echte Annahme, Solidarität, ja Liebe (im Sinn der christlichen Agape), erfährt, annimmt und in seine ganze Lebenshaltung integriert. Wo einem Menschen die Botschaft vermittelt wird: „Nimm dich, wie du bist“, da kann er auch die Botschaft annehmen: „Werde, der du werden kannst“¹⁰. Die christliche Rechtfertigungsbotschaft kann also im Blick auf die Analyse und Therapie der menschlichen Seele einen Ausweg aus den Aporien der Psychoanalyse weisen, denn: „Christlich gerät der Mensch gerade nicht unter absoluten Rechtfertigungsdruck, denn seine Rechtfertigung – die christlich nicht vom Menschen erwartet wird, weil dieser sie selber gar nicht leisten kann – ist je schon geschehen: durch die Erlösungstat Gottes per Christentum.“ („Der angeklagte Mensch“, 1978, S. 49). Wer gerechtfertigt ist, wer im Urvertrauen lebt, wer angstfrei so sein darf, wie er ist – auch anders als alle anderen – der kann auch seelisch wachsen und verantwortungsbewusst handeln.

Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien, Stuttgart 1995, S. 39-66, hier S. 49.

8 Ebenda, S. 50f.

9 Odo Marquard, Transzendentaler Idealismus – Romantische Naturphilosophie – Psychoanalyse. Köln 1987, S. 251 und 249.

10 Zwei Buchtitel, durch die mir vor vielen Jahren die Transaktionsanalyse vertraut wurde: Rüdiger Rogoll, Nimm dich, wie du bist. Wie man mit sich einig werden kann; eine Einführung in die Transaktionsanalyse, Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 1976, sowie Werner Rautenberg und Rüdiger Rogoll, Werde, der du werden kannst. Anstöße zur Persönlichkeitsentfaltung mit Hilfe der Transaktionsanalyse, Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 1980.

Zur Forderung einer „bereinigten“ Bibel von Peter Bingel

Leserbrief von Helmut Schütz zum Beitrag „Tota scriptura?“ von Peter Bingel
im Deutschen Pfarrerblatt 2/2008, S. 85f.

Plünderung und Entsorgung des Schatzes der Hebräischen Bibel?

597 vor Christus plündern babylonische Truppen den Tempel von Jerusalem. Was der Anbetung des NAMENS des Gottes Israels dienen sollte, wird geraubt, umgewidmet, eingeschmolzen für den Nutzen der Eroberer und ihrer Herrengötter. 2605 Jahre später legt Peter Bingel in seinem Forumsbeitrag „Tota scriptura?“ einen „Versuch“ vor, in ähnlicher Weise die Schrift der Juden zu plündern und nur das „Nützliche“ für christliche Zwecke zu verwenden. Der Rest wird entsorgt. Was Marcion und den „Deutschen Christen“ nicht gelungen ist, soll am Anfang des 21. Jahrhunderts Wirklichkeit werden: eine Bibel weitgehend ohne jüdische Elemente. Wenn er am Anfang noch davon spricht, aus der „Unmasse von biblischen Texten“ nur das spirituell, seelsorgerlich und kirchlich Unnütze auszusortieren, bleiben am Ende außer dem Neuen Testament und den Psalmen nur noch „die wichtigsten Abschnitte des Alten Testaments“ übrig. Denn alle politisch, national und kultisch auf das Judentum bezogenen Inhalte haben seiner Auffassung nach in der christlichen Bibel nichts zu suchen.

Peter Bingel beruft sich auf den „einfachen Leser und suchenden Menschen“, der sich im „komplizierten Riesenwerk Bibel“ nicht zurechtfindet. Es ist ja auch nichts dagegen zu sagen, dass man Auswahlbände herausgibt, um Einsteiger an das Verständnis der Bibel heranzuführen. Aber er will die hebräische Bibel als Ganze zusammenstreichen und stellt in den Spuren Marcions dem Gott des „Alten Testaments“ einen ganz anderen „Gott des christlichen Gottesglaubens, der nicht ohne Grund im Sinne der Dreifaltigkeit beschrieben wird“ gegenüber. Dabei übersieht er, dass wir Dreifaltigkeit nur aus dem Zusammenhang der gesamten Schrift verstehen können: was Schöpfung als Befreiungstat Gottes ist, wie sich die Gottessohnschaft Jesu auf die Gottessohnschaft Israels bezieht (Exodus 4, 22) und welcher Geist es ist, der sich in der Heiligkeit des NAMENS des Gottes Israels offenbart. JHWH ist nach dem Zeugnis der Schrift kein „israelischer Volksgott“, kein im ethnischen Sinne eifersüchtiger Gott unter vielen anderen Göttern, und wenn er doch – zum Beispiel in der Gestalt des Goldenen Kalbes – als ein solcher angebetet wird, macht man ihn zu einem Götzen. Nein, der sich in seinem heiligen, befreienden NAMEN offenbarende Gott macht Geschichte mit dem kleinsten unter allen Völkern, damit seine heilbringende Wegweisung (Tora) unter den Völkern und zum Segen der Völker Fuß fasst und Wurzeln schlägt. Wie wollen wir auf dieses Wort Gottes hören und in der Nachfolge Jesu „unsere Füße auf den Weg des Friedens“ richten (Lukas 1, 79), wenn wir die Schrift

zu einem Steinbruch der Beliebigkeit für christlich-spirituell-seelsorgerlich-kirchlich Nützliches umfunktionieren?

Nimmt man Peter Bingels Ansatz ernst, müsste man im übrigen auch das Neue Testament rigoros kürzen, bezieht es sich doch durchgehend auf die heilige Schrift der Juden, und zwar nicht als Dokument der Überwindung des Alten Testaments und der Enterbung des jüdischen Volkes, sondern als Kommentar zur Schrift für Juden und Nichtjuden, die im Vertrauen auf den Messias Jesus die Botschaft des befreienden NAMENS in die Völkerwelt hineintragen.

Dass man die Bibel im heutigen Judentum nicht nur als heilige Wegweisung Gottes, sondern auch als nationales Geschichts- und Geschichtenbuch lesen kann, ist kein Argument dagegen, dass wir als Christen in der Schrift nach dem roten Faden fragen, der von der Erwählung Israels als erstgeborenem Sohn Gottes zur Hinzuerwählung der Völker durch den Messias Israels und Gottessohn Jesus führt.

Pfarrer Helmut Schütz

Im „Forum“ der Aprilausgabe wurden außer meinem obigen Leserbrief zwei weitere Erwiderungen auf Peter Bingels Beitrag „Tota Scriptura“ (DPfBl 02/2008, 85f) veröffentlicht. Unter dem Titel „Nicht alles in der Schrift“ reagierte Peter Bingel nachfolgend darauf. Daraufhin schrieb ich einen weiteren Leserbrief:

Anstößige Gewalttraditionen nicht aus der Bibel entfernen

Peter Bingels hat den Kritikern seines Artikels „Vom Nutzen der Hebräischen Bibel für Christentum und Kirche „Tota scriptura?“ (Pfarrerblatt 2/2008), unter anderem auch mir, in seinem Beitrag „Nicht alles in der Schrift“ (Pfarrerblatt 7/2008) geantwortet.

Dabei hat er erneut dafür plädiert, „einem ernsthaft suchenden und fragenden Menschen“ eine Bibel an die Hand zu geben, aus der „Überflüssiges, ... für uns Gleichgültiges ... und eben auch dem christlichen Gottes- und Menschenbild Widersprechendes“ entfernt wird.

Besonders scheinen die biblischen Texte über „das Volk Israel (Nation, Ethnie) in seinem macht- oder kriegsbezogenen Handeln im Namen Gottes“ dem christlichen Gottesbild zu widersprechen. Aber kann man das Problem der „Vertreibungspraxis des alten Volkes Israel und seines Gottes“ dadurch lösen, dass man die entsprechenden Texte einfach aus der Bibel herausstreicht? Immerhin weist Peter Bingel auf die „Massenhaftigkeit dieser Erscheinung im AT“ hin. Müssen wir also doch mit Marcion den guten Gott des Neuen Testamentes radikal vom bösen Gott der jüdischen Bibel unterscheiden? Wir müssen es nicht, weil sich der rote Faden des befreienden Han-

delns des Einen Gottes durch die ganze Bibel hindurchzieht, wenn auch in Erscheinungsformen, die uns manchmal befremden oder gar abstoßen.

Wichtig ist die Überwindung des nationalreligiösen Missverständnisses im Blick auf die Erwählung Israels. Israel ist nicht im nationalistischen Sinn größer oder besser als andere Völker, sondern hat als „erstgeborener Sohn Gottes“ unter den Völkern eine Aufgabe zu vollbringen, nämlich nach der Tora als der „heilbringenden Wegweisung“ Gottes zu leben – zum Segen und Heil auch für die anderen Völker. Heil meint hier nicht individuelles Seelenheil, auch nicht einen faulen Frieden mit Unrechtsverhältnissen, sondern die Gestaltung eines Gemeinwesens, das sich an der Tora als einer Disziplin der Freiheit orientiert. Das heißt: Beim Thema „Israel und die Völker“ geht es nicht um die Konkurrenz verschiedener Religionen in unserem Sinne, sondern um die Unvereinbarkeit der „Disziplin der Freiheit“, die in Israel gelebt werden soll, mit Gesellschaftsordnungen, die auf Unrecht basieren. Wenn das Pharaonenreich Israel als den „erstgeborenen Sohn Gottes“ nicht leben lässt, tritt der Engel Gottes als Todesengel den erstgeborenen Söhnen Ägyptens entgegen. Die Unduldsamkeit des biblischen Gottes entspringt keiner kleinlichen Eifersucht gegen göttliche Mitbewerber, sondern einem leidenschaftlichen Eintreten für entrechtete Menschen, die unter versklavenden Göttern bzw. gottgleich auftretenden Tyrannen leiden.

Es bleibt eine schreckliche Vorstellung, dass auch der Gott Israels bei der Eroberung von Städten die „Auslöschung alles Lebenden“ fordert. Allerdings wurde dieses Verfahren nicht von den Israeliten erfunden, wie auch Bingel erwähnt, sondern von anderen Völkern des Orients übernommen. Entscheidend ist: Nur aus einem Grund vertreibt und vernichtet Gott „viele Völker vor dir her, ... sieben Völker, die größer und stärker sind als du“ (Deut. 7, 1): damit die Tora auf dieser Erde einen Ort bekommt, um gelebt werden zu können. Dass es der Bibel nicht um Israel als einer „nationalreligiösen“ Größe geht, zeigt später die prophetische Kritik an fast allen israelitischen Königen, die an der Tora gemessen sich nicht anders verhalten als die ägyptischen, kanaanäischen oder babylonischen Herrscher anderer Völker.

Wenn Jesus seinen Jüngern sagt: „Ihr wisst, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an. Aber so ist es unter euch nicht“ (Mk. 10, 42f.), dann knüpft er an die Linie der Tora und der Propheten an. Auch ihm geht es darum, dass sich die Befreiung der Menschen durchsetzt, und er öffnet allen Völkern den Zugang zur Wegweisung des Gottes Israels, weil er nicht nur der Messias Israels ist, sondern zugleich auch der Sohn Adams (Menschensohn). Er ist dies beides, indem er in seinem ganzen Reden und Handeln, Leiden und Sterben, als der „Sohn Gottes“ die Tora Gottes selbst verkörpert.

Ob bei der Durchsetzung des befreienden Wortes Gottes inmitten der Völkerwelt Gewalt eine Rolle spielen darf, wird auch im Neuen Testament nicht eindeutig

beantwortet. In den Evangelien verzichtet Jesus auf Gewalt bis zur Selbsthingabe und fordert Feindesliebe auch von seinen Nachfolgern. Die Offenbarung sieht aber eine Zeit kommen, in der diejenigen vernichtet werden, „die die Erde vernichten“ (11, 18). Widerspricht also auch die Offenbarung dem „christlichen Gottes- und Menschenbild“?

Ich plädiere noch aus einem anderen Grund für eine Bibel, die nicht von vermeintlich Anstößigem gereinigt wird. Wenn als Argument gegen einen Dialog mit dem Islam eingewendet wird, der Koran enthalte Aufrufe zur Gewalt gegen Andersgläubige, ist es gut, sich dessen bewusst zu sein, dass auch unsere eigene Bibel nicht frei von Gewalttraditionen ist. Vielleicht besteht eine Chance für den Dialog auch darin, dass man Wege der Gewalt in Vergangenheit und Gegenwart, auch wenn sie in bester Absicht beschritten wurden und werden, als Irrwege erkennt.

Pfarrer Helmut Schütz

Die Suche nach dem Garten Eden

Vortrag am 6. November 2006 im Rahmen der Ökumenischen Themenabende
zu Kernfragen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses
im Sitzungssaal der katholischen St.-Albertus-Gemeinde Gießen

Die Erzählung vom Paradies stellt nach Karl Barth „den inneren Grund des Bundes“ dar. Gott hat Adam zwar aus Staub gemacht, aber mit Lebensgeist von sich selbst ausgestattet und ihm Heimat im Garten Gottes gegeben; der Mensch mag vergessen, dass ihm diese Würde verliehen wurde, aber Gott vergisst sein Geschöpf nie.

Die Idee zu diesem Vortrag entstand beim Frühstück.

Man soll ja eigentlich nicht lesen, während man sein Müsli isst, aber ich gehe entspannter in einen vielleicht anstrengenden Tag, wenn ich ihn mit spannender Lektüre beginne. Als ich dieses Frühjahr



Pfarrer Helmut Schütz beim Vortrag über den „Garten Eden“

Dan Browns „Sakrileg“ zur Seite legte und kein neuer Krimi zur Hand war, griff ich zum III. Band der Kirchlichen Dogmatik von Karl Barth. Spannender als Dan Brown fand ich Barths Auslegung der beiden Schöpfungserzählungen der Bibel, die fast den ganzen 1. Teilband seiner Schöpfungsdogmatik füllen (alle Barthzitate in diesem Vortrag stammen aus diesem Buch). Seit dem Studium vor 30 Jahren stand das Buch in meinem Bücherregal und verstaubte zu Unrecht.

Karl Barth ist für mich der genialste oder (genauer gesagt) inspirierteste evangelische Theologe des 20. Jahrhunderts. Ihm lag viel an einem kritischen ökumenischen

Dialog mit Tiefgang, den er unter anderem mit Karl Rahner und Hans Küng führte. Dieser Karl Barth ist heute unser dogmatischer Reiseführer auf der Suche nach dem Garten Eden. Unter seiner Anleitung beschäftigen wir uns mit der Schöpfungsgeschichte von Adam und Eva und dem Paradies im Kapitel 2 der Genesis, dem 1. Buch Mose der Lutherbibel.

Wer im Herbst 2006 einen Vortrag zum Thema Schöpfung hält, kann nicht an der Diskussion über Schöpfung und Naturwissenschaft an Gießener Schulen vorbeigehen, die so hohe Wellen geschlagen hat. Heute geht es zwar nicht um die Frage, auf welche Art und Weise die Schöpfung der Welt und des Lebens auf der Erde vor sich gegangen ist, also nicht um die Alternative Evolution oder Kreationismus.

Aber auch die Frage, wie und wo wir den Garten Eden zu finden versuchen, hängt davon ab, auf welche Art und Weise die Bibel von der Schöpfung erzählt. Tut sie es in der Form religiöser Mythen oder vorgeschichtlicher Sagen mit tiefer Glaubenssymbolik oder vielleicht doch historischer Berichte und naturwissenschaftlicher Aussagen? Wie blickt die Bibel in die Richtung des Anfangs aller Dinge?

Nach Karl Barth treibt sie in den Schöpfungserzählungen keine historische Geschichtsschreibung. Denn über „Vorgänge auf der Grenze zwischen der Nichtexistenz und der Existenz der Natur“ kann, „wenn überhaupt, dann jedenfalls nicht historisch berichtet werden“ (B86), schon deshalb, weil es dafür keine menschlichen Zeugen gibt. Wer den Schöpfungserzählungen historische Fakten entnehmen will, die einmal genau so passiert sind, geht an der Aussageabsicht der Bibel vorbei.

Nicht ausgeschlossen ist damit, dass Schöpfungsgeschichten beiläufig historische Informationen enthalten; das werden wir noch sehen.

Die biblischen Schöpfungserzähler blicken in die Vergangenheit auch nicht wie die moderne Naturwissenschaft, die aus Beobachtungen und Messungen Rückschlüsse auf die Entstehung der Welt zieht. Die Bibel ist einfach uninteressiert an der naturwissenschaftlichen Fragestellung und hat nicht die Absicht, der Wissenschaft aller Zeiten eine ewig gültige biblische Naturwissenschaft entgegenzustellen.

Worum geht es denn in der Bibel? Ihr zentrales Thema ist Gott, wie er Geschichte mit den Menschen macht, erst mit dem Volk Israel, dann durch Jesus Christus mit Menschen aller Völker. Diese Geschichte wird in der Bibel erzählt, und zwar nicht von Gott selbst oder von Engeln, sondern von Menschen. Sie erinnern sich und greifen auch auf dichterische Phantasie und göttliche Eingebung zurück, um von ihrem Vertrauen auf Gott zu erzählen, der ihnen Befreiung, Wegweisung, ja Erlösung schenkt.

Nach Karl Barth blicken die Geschichten von der Schöpfung so in die Vergangenheit, wie die Propheten der Bibel in die Zukunft schauen. Propheten verkünden dem Volk Israel den Willen Gottes: Das hat Gott mit euch vor! Gott macht Geschichte und

zieht euch hinein in diese Geschichte! Ähnlich sind Schöpfungserzählungen ein „prophetisch-dichterischer Rückblick“ (B347) in die Richtung des Anfangs aller Dinge. Barth stuft sie als „erzählende Sage“ ein. Eine Sage „blickt genau dorthin, wo, von der Historie her gesehen, alles dunkel ist und von woher doch in Wirklichkeit gerade die Historie allein hell werden und sein kann. Sie blickt auf das eigentlich begründende und bewegende Geschehen hinter dem Tagesaspekt der Geschichte“, nämlich „in die verborgene Tiefe der Zeit“. Besonders schön finde ich Barths Formulierung, dass es die Sage mit den „Ursprüngen und Wurzeln, mit den ‚Müttern‘ (B90)“ der Geschichte zu tun habe.

Warum benutzt Barth nicht den Begriff des Mythos für die Geschichten von der Schöpfung? Weil für ihn der Mythos der Völker keine echte Schöpfung kennt und keine echte Geschichte Gottes mit den Menschen. In der Bibel ruft ein von der Welt verschiedener Schöpfergott die Welt aus dem Nichts ins Leben. Aus Liebe erschafft er den Menschen als ein Wesen, das ihm mit der Fähigkeit zur Freiheit und zur Liebe gegenübersteht. Der Mythos dagegen stellt, in Göttergeschichten verpackt, lediglich Konflikte zwischen den an der Weltentstehung beteiligten Kräften und Prinzipien dar. Bei den Babyloniern zum Beispiel tötet der Sonnengott Marduk seine Göttermutter Tiamat, die das Chaos des Weltozeans repräsentiert und erschafft aus ihrem Leib die Erde. Und die Menschen werden aus dem Blut eines anderen getöteten Gottes erschaffen, weil die Götter auf den Dienst der Menschen angewiesen sind.

Als die Juden während der babylonischen Gefangenschaft die babylonischen Mythen kennenlernten, entnahmen sie ihnen gewisse Züge und bauten sie in die eigene Schöpfungssage ein – aber immer in kritischer Absicht, manchmal in geradezu ironischer Form. Zum Beispiel wenn die in Genesis 1 erschaffenen Walfische im Meer an den Drachenleib der Tiamat erinnern, oder wenn aus dem Sonnengott Marduk eine schlichte Lampe am Firmament des Himmels wird, um den Menschen zu helfen, ihre Zeit einzuteilen.

Nach diesen Vorklärlungen geht's nun endlich auf die Reise zum Garten Eden. Schauen wir mit Karl Barth, welche Glaubenswahrheit in der biblischen Erzählung vom Paradies steckt und betrachten wir ihren ersten Abschnitt, Genesis 2, 5-7:

5 Es war zu der Zeit, da Gott der HERR Erde und Himmel machte.
Und alle die Sträucher auf dem Felde waren noch nicht auf Erden,
und all das Kraut auf dem Felde war noch nicht gewachsen;
denn Gott der HERR hatte noch nicht regnen lassen auf Erden,
und kein Mensch war da, der das Land bebaute;
6 aber ein Nebel stieg auf von der Erde und feuchtete alles Land.
7 Da machte Gott der HERR den Menschen aus Erde vom Acker
und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase.
Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.

Die Erschaffung des Menschen ist hier eingebettet in die Vorbereitungen zur Bepflanzung der Erde. Ohne den Menschen als Ackermann könnte die Erde kein Garten des Lebens werden. Die Erzählung korrigiert ein Missverständnis des Wortes aus der anderen Schöpfungsgeschichte in Genesis 1: „Macht euch die Erde untertan!“ Wenn Gott den Menschen erschafft, weil er die Erde bepflanzen will, ist klar, „dass der Mensch nicht der Herr der Erde sein, sondern ihr nur dienen kann“ (B275).

Die besondere Pointe der Beziehung des Menschen zur Erde besteht darin, dass er selbst von Gott aus Erde vom Acker gebildet wird, was er, wie später erzählt wird, mit dem Tier gemeinsam hat: „der Mensch ein Staubgebilde wie das Tier, mit ihm von Gott beseelt, mit ihm zur Rückkehr zum Staube und damit der Nichtigkeit verfallen“ (B270). Nur eins unterscheidet den Menschen vom Tier: dass Gott selbst ihm den Lebensodem in die Nase einhaucht; „die Humanität des Menschen“ beruht also „auf der völlig freien und ganz besonderen Erwählung und Zuwendung Gottes“ (B268). Wozu erwählt? Eben dazu, dass die Erde, die ganze Schöpfung Gottes, eine Zukunft hat. Und eine solche Zukunft wird die Erde nur haben, wenn der Mensch sich dessen bewusst bleibt oder von Neuem bewusst wird, dass er sein Leben Gott verdankt und von Gott die Verantwortung für die Erde übertragen bekommen hat.

Der Mensch, von Gottes Hand geformt, von Gottes Atem beseelt: er ist ganz und gar Geschöpf, ist nicht vom Geblüt der Götter wie in Babylon, wo der Mensch aus dem Blut eines geschlachteten Gottes erschaffen wird. Aber sollten wir so etwas wollen? Die alten Griechen empfanden das Wohnen des Geistes in einem dem Geist eigentlich unangemessenen Körper als Schande. Für die Bibel ist Geschöpflichkeit keine Erniedrigung, gehört es zur Würde des Menschen als Geschöpf Gottes dazu, dass er als Seele und Leib von Gott wunderbar geschaffen ist (B275f.).

Mit der Angewiesenheit des Menschen auf den Lebenshauch Gottes „liegt schon im Ursprung des Menschen die Möglichkeit des Sterbens, die dann im Zusammenhang mit seinem Ungehorsam gegen Gott Wirklichkeit werden wird“. Der Gott, der hier den Menschen beseelt, ist schon hier in der Schöpfungsgeschichte der treue Gott: „es steht ja Gott dem Menschen schon in dessen Ursprung in der Bereitschaft gegenüber, das schlechthin Unzureichende von sich aus vollkommen, das in sich selbst Tote von sich aus lebendig zu machen“ (B276). Karl Barth sieht in der so und nicht anders beschriebenen Erschaffung des Menschen „die ganze prophetisch verstandene Geschichte Israels und letztlich die ganze Geschichte ihrer Erfüllung in Jesus Christus“ (B277) bereits angelegt.

Kommen wir zum zweiten, zum mittleren Abschnitt der Schöpfungsgeschichte in Genesis 2, 8-17. In diesen Versen geht es um den Garten Eden selbst.

8 Und Gott der HERR pflanzte einen Garten in Eden gegen Osten hin und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte.

9 Und Gott der HERR ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume,
verlockend anzusehen und gut zu essen,
und den Baum des Lebens mitten im Garten
und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen.
10 Und es ging aus von Eden ein Strom, den Garten zu bewässern,
und teilte sich von da in vier Hauptarme.
11 Der erste heißt Pischon,
der fließt um das ganze Land Hawila,
und dort findet man Gold;
12 und das Gold des Landes ist kostbar.
Auch findet man da Bedolachharz und den Edelstein Schoham.
13 Der zweite Strom heißt Gihon,
der fließt um das ganze Land Kusch.
14 Der dritte Strom heißt Tigris,
der fließt östlich von Assyrien.
Der vierte Strom ist der Euphrat.
15 Und Gott der HERR nahm den Menschen
und setzte ihn in den Garten Eden,
daß er ihn bebaute und bewahrte.
16 Und Gott der HERR gebot dem Menschen und sprach:
Du darfst essen von allen Bäumen im Garten,
17 aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen
sollst du nicht essen;
denn an dem Tage, da du von ihm issest, mußt du des Todes sterben.

Beim genauen Lesen stellen wir fest: Hier ist zunächst gar nicht von einem Garten die Rede, der Eden heißt, sondern von einem Garten, der von Gott in Eden gepflanzt wird. Dieser Garten ist ein besonderer Bereich auf der Erde, in dem nun nicht nur Sträucher und Feldpflanzen, sondern große Bäume wachsen, und der nicht nur von Nebel oder Regen befeuchtet, sondern von einem großen Strom mit Wasser versorgt wird. Das ist kein Paradies im Sinne eines Schlaraffenlandes; „auch und gerade an diesem Ort“ hat der Mensch „zu arbeiten, der Erde zu dienen“, und mit dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen ist „dieser Ort zum vornherein nicht ohne ernste Problematik“. Aber er ist ein Paradies für jeden Bauern oder Gärtner: „der Inbegriff eines guten ... Landes...: ein Ort auf Erden, wo es sichtbar wird, dass die Erde, zu deren Dienst der Mensch bestimmt ist, ihm wiederum zu dienen bestimmt ist“ (B284).

Auf eine Einzelheit weist Karl Barth besonders hin: Nicht hier im Paradies wird der Mensch geschaffen, nicht hier ist sein Ursprung, sondern er wird von Gott hierhin versetzt. „Er hat keine Heimat; er sucht und findet sie auch nicht. Sie wird ihm berei-

tet und er wird in einem besonderen dritten Akt seiner Erschaffung heimgebracht“, und zwar „das Alles schon im Zuge seiner ... Erschaffung“ (B285), die damit im übrigen noch immer nicht vollendet ist, wie wir im dritten Abschnitt von Genesis 2 sehen werden.

Der Garten in Eden, das Paradies, ist also die eigentliche Heimat des Menschen. Aber wo ist sie zu finden? Die Schöpfungsgeschichte beschreibt Eden als eine Gegend auf der Erde, von Israel aus im Osten gelegen. Und wer im Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL vom 3. Juni 2006 den Artikel „Wegweiser ins Paradies“ von Matthias Schulz gelesen hat, der weiß, dass es Geologen, Klimaforscher und Archäologen gibt, die den Garten Eden für einen realen Ort auf dieser Erde halten. Die vier aus dem großen Strom von Eden entspringenden Flüsse, so argumentieren sie, liegen alle in der gleichen Gegend, so lautet ihr erstes Argument. Zwei von ihnen konnte man von Alters her zuordnen: Euphrat und Tigris. Die ersten beiden, Pischon und Gihon, meinen Wissenschaftler jetzt ebenfalls geortet zu haben. Der Grenzfluss Araks zwischen Iran und Aserbaidshan, dessen Oberlauf am Berg Ararat vorbeifließt, hieß in früh-islamischer Zeit Gyhun, und im goldhaltigen iranischen Fluss Kisil Usen will man den Pischon wiedererkennen.

Stärker wiegen allerdings inhaltliche Gründe. Denn das Gebiet, das diese vier Flüsse durchfließen, im sanft ansteigenden Vorland des Taurus- und Zagrosgebirges zwischen Iran, Irak und der Türkei, gilt Wissenschaftlern zumindest als ein Ursprungsort der Landwirtschaft. So verglichen Biologen vom Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Köln „das Erbgut von 68 modernen Einkornsorten und führten es auf einen gemeinsamen Urhalm zurück. Diese Wildpflanze, gleichsam der Ahnherr allen Getreides, wächst noch heute an den Hängen des erloschenen Vulkans Karacadag“ (S160) in Anatolien. Die BILD-Zeitung titelte daher mit gewissem Recht: „Unser Weizen ist ein Türke“. Wenn in der Paradiesgeschichte die Menschen zunächst ohne schweißtreibende Arbeit von den Bäumen des Gartens leben, nach der Vertreibung aus dem Garten Eden aber im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot essen müssen, dann mag sich darin eine Erinnerung an die Sesshaftwerdung der Menschen widerspiegeln, an die mühsame Entwicklung des Ackerbaus zu einer Zeit, in der die Ernährung von der Hand in den Mund, als Sammler und Jäger, nicht mehr in ausreichendem Maß möglich ist.

Auch der Fluch für Eva nach dem Verlust des Paradieses, dass sie mit Schmerzen Kinder gebären und der Mann über sie herrschen soll, passt in die Situation einer sesshaften Kultur, in der mehr Kinder ernährt werden können, die Frauen durch fünf und mehr Geburten aber auch abhängiger werden vom Mann. Und im Hintergrund der anschließenden Erzählung von Kain und Abel steht so gesehen die Auseinandersetzung zwischen den Kulturformen der Viehzucht und des Ackerbaus. Nicht in den Gedankengang des SPIEGEL-Artikels passt allerdings die Einzelheit, dass die biblische Schöpfungsgeschichte ursprünglich keine Jagd auf Tiere kennt.

Solche Theorien mögen stimmen oder auch nicht. Aber was bringen sie uns? Wenn Bruchstücke urgeschichtlicher Erinnerung in den biblischen Erzählungen auftauchen, wenn Adam der erste Ackerbauer ist, der sich von einem Kraftmüsli aus Getreide ernährt, wenn Evas Fluch den Übergang von einer mutterrechtlich organisierten Gesellschaft zum Patriarchat, zur Herrschaft der Väter, symbolisiert, bestätigt oder demontiert das die Wahrheit der Bibel? Ich denke, die biblischen Schöpfungserzählungen sind in ihrer Aussagevielfalt reich genug, um uns auch Wissen über menschliche Entwicklungen zu vermitteln. Die biblischen Erzähler haben ja in einer bestimmten Weltgegend gelebt und greifen auch auf alte Überlieferungen zurück.

Aber wo Eden selbst liegt, hat noch niemand genau bestimmen können. Und wer würde annehmen, die vier aus Eden herausfließenden Flüsse hätten tatsächlich eine gemeinsame Quelle? Dieser Ort, wohin Gott den Menschen verpflanzt, ist doch, obwohl ein Ort auf der Erde, doch mit Zügen dargestellt, die nicht nur der realen Geographie, sondern auch der Phantasie entspringen. Aber nicht einer willkürlichen Phantasie menschlicher Einbildung, sondern einer prophetisch inspirierten Schau auf die Heimat, die Gott von Anfang an für jeden Menschen vorgesehen hat.

Nach Karl Barth redet der Erzähler der zweiten Schöpfungsgeschichte ähnlich „vom Garten Gottes als dem eigentlichen und ursprünglichen Ort auf der Erde, wie der erste Zeuge von der Woche Gottes als der eigentlichen, ursprünglichen Erdzeit geredet hatte“ (B288). Damit meint er: Der Garten in Eden gehört Gott. Er ist ein Heiligtum, daher auch als heiliger Hain angelegt, nicht nur als Ackerboden mit Feldfrüchten und Sträuchern, sondern mit der höchsten Form der Vegetation, mit fruchtbaren Bäumen. Wie die Priester und Leviten später den Tempel bedienen und bewachen, so ist hier der Mensch der Bebauer und Bewahrer von Gottes Garten, und diese Arbeit steht im Einklang damit, dass er hier zur Ruhe kommt, so wie er in der ersten Schöpfungssage am siebten Tag an der Ruhe Gottes teilhat. Seine Arbeit ist nämlich im Paradiesgarten „das die Freiheit, Freude und Feier seiner Existenz nicht störende Minimum eines erlaubten Sabbatwerkes“ (B289).

Auch der Strom, der den Garten bewässert, zeichnet ihn als Heiligtum Gottes aus. Im ersten Kapitel der Bibel war das Wasser wie in den babylonischen Mythen Ausdruck der absoluten Bedrohung des Menschen durch das Chaos des Nichtseins, das von Gott in die Schranken gewiesen wird. Im zweiten Kapitel geht Wasser als Lebenspendender Strom von Gott selber aus. Die genaueste Parallele hierzu sieht Karl Barth in dem Wasser, das der Prophet Ezechiel (oder Hesekiel, wie er in der Lutherbibel heißt) unter der Schwelle des Tempels in Jerusalem hervorströmen und nach Osten fließen sieht (Hesekiel 47):

9 Und alles, was darin lebt und webt, wohin der Strom kommt,
das soll leben.
Und es soll sehr viele Fische dort geben,

wenn dieses Wasser dorthin kommt;
und alles soll gesund werden und leben, wohin dieser Strom kommt.
12 Und an dem Strom werden an seinem Ufer
auf beiden Seiten allerlei fruchtbare Bäume wachsen;
und ihre Blätter werden nicht verwelken,
und mit ihren Früchten hat es kein Ende.
Sie werden alle Monate neue Früchte bringen;
denn ihr Wasser fließt aus dem Heiligtum.
Ihre Früchte werden zur Speise dienen und ihre Blätter zur Arznei.

Und auch die Johannesoffenbarung erwähnt im Kapitel 22 einen „Strom, das Wasser des Lebens“, der vom Thron Gottes und des Lammes ausgeht und die vom Himmel auf die Erde kommende heilige Stadt Jerusalem durchfließt.

Nach Karl Barth haben wir also die Bewässerung des Paradieses „als den Inbegriff des in Eden und von Eden aus dann auch auf der ganzen übrigen Erde waltenden göttlichen Segens zu verstehen“. Die Paradiesbäume sind „gepflanzt an Wasserbächen“ (B289), und die von Eden ausgehenden Flüsse werden deshalb so ausführlich beschrieben, einschließlich der an ihren Ufern zu findenden Köstlichkeiten der Erde, wie die im Land Hawila beschriebenen Mineralien, weil sie von hier aus die ganze Erde fruchtbar machen. „Lebt der Mensch nicht mehr im Paradies, ist es ihm unerreichbar geworden, so steht er doch an allen Bächen, Flüssen und Strömen der Welt, überall, wo fruchtttragende Bäume sind, überall, wo auch seine Arbeit auf dem Acker nicht umsonst, sondern der Erhaltung des Lebens dienlich ist, an den Ufern, die in ihrem letzten und höchsten Ursprung die Ufer eben des unbekannten und doch bekannten, verlorenen und doch wirklichen Paradieses sind“ (B290).

Aber warum hat der Mensch die Heimat verloren, die Gott ihm bei seiner Erschaffung zugedacht hat? Warum ist das Paradies für ihn unerreichbar geworden?

Das hängt mit den beiden Bäumen zusammen, die in der Mitte des Gartens stehen. Der Baum des Lebens steht für das Geschenk des Lebens selbst, das Gott den Menschen zugedacht hat, ohne dass sie dafür etwas anderes tun müssten, als dieses Geschenk im Vertrauen auf Gott dankbar anzunehmen. „Der Baum in der Mitte kennzeichnet den Garten als Gottes Heiligtum“. Das Essen von diesem Baum wird dem Menschen nicht verboten, denn im Paradies, wo er mit Gott als „Mitbewohner“ (B322) seine Heimat gefunden hat, sind „Todesfurcht und Lebenshunger“ (B323) unnötig, kommt es ihm gar nicht in den Sinn, gierig die Hand nach dem Baum des Lebens auszustrecken.

Aber da ist noch ein zweiter Baum, der Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen. Nach Karl Barth steht dieses Wissen, dieses „Unterscheidenkönnen und also Richter sein zwischen dem, was sein und dem, was nicht sein soll, zwischen Ja und Nein, zwischen Heil und Verderben, zwischen Leben und Tod“ (B293) nur dem

Schöpfer selber zu. „Gott weiß um das, was er geschaffen hat, weil er es schaffen wollte, weil er es bejaht, weil er es für gut und heilsam befunden hat. Er weiß aber auch um das, was er, indem er den Himmel und die Erde, das Paradies und den Menschen schuf, nicht geschaffen hat, weil er es nicht schaffen wollte, weil er es verneint und verworfen hat.“ (B295) Und diese Entscheidung Gottes für das Gute und gegen das Böse soll der Mensch bewusst annehmen, indem er darauf verzichtet, selber sein zu wollen wie Gott, also selber zu entscheiden zwischen Gut und Böse. So bekommt „das von Gott dem Menschen geschenkte Leben ... angesichts des Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen den Charakter einer Aufgabe. In Anerkennung des Richteramtes Gottes, in bewusster Dankbarkeit und insofern in Form von Entscheidung und Gehorsam will es gelebt werden“ (B299). Die Paradiesgeschichte meint mit dem zweiten Baum also nicht so etwas wie einen „aus Sorglosigkeit oder Ohnmacht Gottes zurückgelassenen Brückenkopf des Reiches der Finsternis“ (B300), Gott will den Menschen auch nicht mit einer von ihm so beabsichtigten Wahlfreiheit zwischen Gut und Böse in Versuchung führen, Gott will ihn auch keiner misstrauischen Prüfung unterziehen. Aber zur Geschöpflichkeit des Menschen gehört nun als viertes Element auch die Freiheit, zu Gottes Geschenk dankbar Ja zu sagen. Das Verbot, vom Baum der Erkenntnis zu essen, ist das erste Offenbarungswort Gottes an den Menschen, und es ist nicht als Drohung gemeint, sondern als Warnung vor dem, was notwendig geschehen muss, wenn der Mensch sich an die Stelle Gottes setzt; dann müsste er nämlich vergehen. Zur „Bewährung“ (B301) dieses Gehorsams ist ihm Freiheit geschenkt. „Leichter als so wird es dem Menschen ... nicht gemacht. Weniger ernst als so wird er nicht genommen“, sagt Barth.

Dass der Mensch dieser Freiheit nicht gewachsen ist und sich im Hören auf die ihm zugemutete Weisung Gottes nicht bewährt, zeigt die sich anschließende Erzählung vom Sündenfall in Genesis 3. Aber bereits in der Paradiesgeschichte ist deutlich: Wenn es für die Menschen eine Rückkehr zum Paradies geben soll, dann kann sie nicht vom Menschen ausgehen. Eden ist ein Ort, der dem Menschen auf ewig versperrt bleiben wird, so lange er so sein will wie Gott. Darum ruft die Bibel nicht zum Großen Treck nach Osten auf, wie die Abenteurer und Goldsucher in der Frühzeit der USA zum Wilden Westen aufgebrochen sind. Im Osten liegt von Israel aus gesehen die Wüste, jenseits davon das Paradies, „nach menschlichem Ermessen unzugänglich“ (B286). Zugleich ist der Osten die Richtung der aufgehenden Sonne, das Paradies also ein Ort der Zukunft. Wenn Gott es will, kann er den Menschen das Paradies neu öffnen. Und tatsächlich wird Gott nicht müde, sie in den Bund mit ihm zurückzurufen, angefangen mit Abraham, durch die ganze Geschichte Israels hindurch bis hin zur Erfüllung des Bundes zwischen Gott und den Menschen in Jesus Christus.

Spätestens hier, wo es um die beiden Paradiesbäume geht, sollte endgültig deutlich geworden sein, dass es hier um ein dichterisches Werk mit religiös-symbolischem

Tiefgang handelt und nicht um einen historischen Bericht. Denn was Adam und Eva tun werden, ist nicht ein einzelnes historisches Ereignis, unter dem mehr oder weniger zufällig alle Menschen auf der Erde leiden müssen, sondern es spiegelt wider, was wir alle tun, einfach weil wir Menschen sind, von Gott aus Erde und seinem Lebenshauch geformt, zu einem Leben in dankbarer Verantwortung vor ihm bestimmt mit der Freiheit, zu diesem Leben Ja zu sagen. Und es ist unsere Freiheit zum Gehorsam, die uns mit dem Baum der Erkenntnis vor Augen gestellt wird, und der Sündenfall ist unser aller Versagen. Wenn die kirchliche Tradition das „Erbsünde“ genannt hat, ist damit keine quasi-biologische Vererbung gemeint, sondern eine alle Menschen umfassende Unfähigkeit, aus eigener Kraft Gott treu zu sein. Diese kann nach Barth nicht aus dem Schöpfungswillen Gottes selbst erklärt werden, sondern sie wird in der Bibel einfach erzählt. Eigentlich war nicht „verderbliche Gottähnlichkeit“, sondern „in Freiheit zu betätigende Gemeinschaft mit dem Gott, der das Gute gewollt, das Böse verworfen hat, ... die nicht nur offene, sondern zum Eingang bestimmte Türe im Paradies“ (B304).

Dass es keine Anmaßung moderner Theologie ist, die Schöpfungserzählung vom Garten Eden als bildhafte und nicht historische Erzählung zu begreifen, zeigt übrigens ein Wort, das der bereits erwähnte Prophet Ezechiel von Gott empfängt und überliefert (Hesekiel 28):

11 Und des HERRN Wort geschah zu mir:
12 Du Menschenkind, stimm ein Klagelied an über den König von Tyrus und sprich zu ihm: So spricht Gott der HERR:
Du warst das Abbild der Vollkommenheit,
voller Weisheit und über die Maßen schön.
13 In Eden warst du, im Garten Gottes,
geschmückt mit Edelsteinen jeder Art,
mit Sarder, Topas, Diamant, Türkis, Onyx, Jaspis, Saphir, Malachit, Smaragd.
Von Gold war die Arbeit deiner Ohrringe
und des Perlenschmucks, den du trugst;
am Tag, als du geschaffen wurdest, wurden sie bereitet.
14 Du warst ein glänzender, schirmender Cherub,
und auf den heiligen Berg hatte ich dich gesetzt;
ein Gott warst du und wandeltest inmitten der feurigen Steine.
15 Du warst ohne Tadel in deinem Tun von dem Tage an,
als du geschaffen wurdest, bis an dir Missetat gefunden wurde.
16 Durch deinen großen Handel wurdest du voll Frevels
und hast dich versündigt.
Da verstieß ich dich vom Berge Gottes und tilgte dich,
du schirmender Cherub, hinweg aus der Mitte der feurigen Steine.

„Im Garten Gottes, in Eden, bist du gewesen“, heißt es hier. Niemand würde behaupten, der König von Tyros sei tatsächlich bei der Schöpfung dabei gewesen. Trotzdem versetzt ihn das Wort Gottes aus dem Mund des Propheten Ezechiel in bildhafter und dichterisch ausgeschmückter Sprache in den Garten Eden. Wie Adam und Eva wird der König durch eigene Schuld aus dem Garten Eden vertrieben; hier wie dort spielen Cherubim, also wehrhafte Engel, dabei eine Rolle. Im Unterschied zur Schöpfungsgeschichte ist es hier allerdings nicht der Baum der Erkenntnis, sondern ein Paradies der Edelsteine, das dem König zum Anlass für seinen Sündenfall wird.

Und der Paradiesgarten liegt auf einem Gottesberg. Das bestätigt die Auffassung Barths, dass der Garten Eden als Heiligtum Gottes zu verstehen ist. Im erwähnten SPIEGEL-Artikel heißt es übrigens auch, dass im Ursprungsgebiet des Ackerbaus auf dem Berg Göbekli Tepe uralte Tempel ausgegraben wurden. Aber das nur nebenbei.

Der dritte Abschnitt der Paradiesgeschichte, Genesis 2, 18-25, hat mit dem Garten in Eden als solchem wenig zu tun, aber ich gehe noch kurz auf ihn ein, da er nach Karl Barth der eigentliche Höhepunkt der Paradiesgeschichte ist.

Hier wird nämlich als fünftes Element der Geschöpflichkeit des Menschen seine Fähigkeit zum sozialen Miteinander, zum Bundesschluss und zur Liebe grundgelegt:

18 Und Gott der HERR sprach:

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei;

ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.

19 Und Gott der HERR machte aus Erde alle die Tiere auf dem Felde

und alle die Vögel unter dem Himmel

und brachte sie zu dem Menschen,

dass er sähe, wie er sie nannte;

denn wie der Mensch jedes Tier nennen würde, so sollte es heißen.

20 Und der Mensch gab einem jeden Vieh

und Vogel unter dem Himmel

und Tier auf dem Felde seinen Namen;

aber für den Menschen ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre.

21 Da ließ Gott der HERR einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen,

und er schlief ein.

Und er nahm eine seiner Rippen und schloß die Stelle mit Fleisch.

22 Und Gott der HERR baute ein Weib aus der Rippe,

die er von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm.

23 Da sprach der Mensch:

Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch;

man wird sie Männin nennen, weil sie vom Manne genommen ist.

24 Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen
und seinem Weibe anhangen,
und sie werden sein ein Fleisch.
25 Und sie waren beide nackt,
der Mensch und sein Weib,
und schämten sich nicht.

Der Mensch ist von Gott gewollt und geschaffen als ein soziales Wesen, der gern mit seinem Mitmenschen zusammen ist. Er soll kein Übermensch im Sinne von Nietzsche sein, der auf alles sogenannte Untermenschentum verächtlich herabblickt.

„Der ganze Mensch – eben der ganze Mensch, den Gott bildet und belebt, der die Erde zu bebauen, den er ins Paradies versetzt, der seine besondere Geschöpflichkeit angesichts des Zeichens der beiden Bäume zu bewähren hat, ist nicht der einsame Mensch“ (B330). Karl Barth sagt sogar: „Die ganze Schöpfung wäre, wenn der geschaffene Mensch einsam wäre, darum nicht gut, weil sie dann ihrer inneren Begründung im Bunde entbehren würde... Der Mensch bedarf, um in diesem Bunde Gottes Partner zu sein, selber eines Partners“ (B331).

Beiläufig präzisiert die Geschichte den Unterschied zwischen Mensch und Tier dahin, dass der Mensch zwar den Tieren Namen geben, sie zähmen und beherrschen kann, dass sie aber für ihn nicht als ebenbürtige Partner in Frage kommen. Die Tiere erfüllen Gottes Auftrag in der Schöpfung einfach durch ihr Dasein, der Mensch ist das einzige Wesen, das ausdrücklich von Gott angeredet und in Anspruch genommen wird und zu diesem Anspruch auch Nein sagen kann. Nebenbei erfahren wir auch etwas über den Ursprung der Sprache, die ihren Anfang in der Benennung der Tiere nimmt und nach der zweiten Schöpfungsgeschichte also „nicht göttlichen, sondern menschlichen Ursprungs“ (B333) ist.

Entscheidend in diesem Abschnitt ist jedoch, dass der Mensch seinen Partner in Freiheit wählt. Nicht zum Tier als Partner sagt er Ja, sondern zur ihm ebenbürtigen Frau. Erst jetzt wird der Mensch Mann, der erst im Unterschied und Gegenüber zur Frau ganz Mensch wird, wie umgekehrt die Frau nur im Unterschied und Gegenüber zum Mann ebenfalls ganz Mensch wird. Tiere bilden die Umwelt des Menschen. Der andere Mensch bildet seine Mitwelt, nur in ihm findet das Ich ein Du, nur im Du des persönlichen Gegenübers findet ein Ich sich wirklich selbst.

Dass in der Schöpfungsgeschichte wirklich nur die Zweisamkeit von Mann und Frau und ihr gegenseitiges Sich-Erkennen beschrieben wird und nicht das Gebot ihrer Fortpflanzung, ist nach Karl Barth bemerkenswert und findet eine eindrucksvolle Parallele im Hohenlied Salomos. Genesis 2 sagt: „nur Mann und Frau miteinander sind überhaupt der Mensch“ (B358), im Hohenlied wird die Schöpfungsgeschichte insofern fortgeführt, als hier nicht nur der Mann die Frau als Geliebte und Gegen-

über anredet: „Diese nun endlich!“, sondern umgekehrt auch die Frau den Mann: „Mein Geliebter ist mein und ich bin sein!“ (Hoheslied 2, 16).

Das Geheimnis der Zweiheit von Adam und Eva ist es nun auch, das die Rückkehr ins Paradies jedenfalls grundsätzlich ermöglicht: Ist der Mensch dazu fähig, ein Gegenüber als Du zu erkennen und sich selber als ein Ich, dass diesem Du zugeordnet ist, dann kann der Mensch im Laufe einer langen Geschichte zu dem großen Du Gottes zurückfinden, indem er selber von diesem Gott angeredet, in Anspruch genommen und in die Freiheit geführt wird.

Es ist daher kein Wunder, wenn die Bibel immer wieder das Bild der Partnerschaft zwischen Mann und Frau benutzt, um den Bund zwischen dem Gott Israels und seinem Volk oder dem Bund zwischen Christus und seiner Kirche zu beschreiben. Im Paradies leben heißt nach der Schöpfungsgeschichte im Sinne von Karl Barth: Sie waren „frei und eben in der Ausübung ihrer Freiheit gut: das gute Werk Gottes. So standen sie unter keiner Anklage. Und eben darum waren sie beide nackt, der Mensch und seine Frau, und schämten sich nicht.“ „Nackt sein zu zweit ... heißt: sich gegenseitig nicht verborgen, sondern ohne jede Hülle offenbar und bekannt sein. Und ‚sich nicht schämen‘ heißt: sich selbst und dem Anderen in dieser gegenseitigen Erkenntnis, Offenbarung und Bekanntschaft keine Verlegenheit, keine Last, kein Vorwurf sein“ (B377).

Ich fasse zusammen: Die Erzählung vom Paradies ist nach Karl Barth nicht eine allgemein gehaltene Vorgeschichte, die mit dem Rest der Bibel nichts zu tun hätte, sondern sie stellt nach Karl Barth „den inneren Grund des Bundes“ dar. Das heißt: Die Anstrengung Gottes, sich um den in Sünde gefallenen Menschen in der langen Geschichte des Volkes Israel wieder und wieder zu bemühen und dann in Jesus Christus selber Mensch zu werden, um ihn zu erlösen, macht nur Sinn, wenn der Mensch von Anfang an überhaupt ein erlösenswertes, von Gott aus Liebe geschaffenes Wesen ist. Genau das herauszustellen ist der Sinn der Paradiesgeschichte: Gott hat Adam zwar aus Staub gemacht, aber mit Lebensgeist von sich selbst ausgestattet und ihm Heimat im Garten Gottes gegeben; der Mensch mag vergessen, dass ihm diese Würde verliehen wurde, aber Gott vergisst sein Geschöpf nie. Gott hat Adam die Freiheit gegeben, sich für ein Leben in dankbarer Verantwortung vor ihm zu entscheiden; der Mensch mag diese Freiheit für ein Leben in Sünde missbrauchen, aber er verliert dadurch nicht sein Wesen als Gottes Geschöpf. Letzten Endes ist es die Sehnsucht nach Liebe, die den Menschen, der nicht allein sein soll, dazu treibt, sich letztendlich vielleicht doch der Liebe Gottes zu öffnen, die ihn erlösen will.

Und wie finden wir nun den Zugang zum Paradies? Letzten Endes nicht anders als der Mann, der neben Jesus am Kreuz hängt: Im Vertrauen auf ihn bekommen auch wir von ihm gesagt: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein“ (Lukasevangelium 23, 43) – bruchstückhaft schon hier, vollkommen in der Ewigkeit.

Gott in vielen Geschichten

Diskussionsbemerkung von Prof. Dr. Odo Marquard zu einer Veranstaltung mit Dr. Judith Hartenstein zur „Bibelübersetzung in gerechter Sprache“ am 8. Juli 2004

Für eine Veranstaltung am 8. Juli 2004 mit Dr. Judith Hartenstein zur „Bibelübersetzung in gerechter Sprache“ anlässlich des 25. Ordinationsjubiläums von Pfarrer Helmut Schütz (Evangelische Paulusgemeinde Gießen) formulierte Prof. Dr. Odo Marquard die nachfolgende Diskussionsbemerkung. Den Kontext dieser Veranstaltung bildete das Projekt „Bibel in gerechter Sprache“. Dabei handelt es sich um eine Bibelübersetzung, die u. a. der Tendenz entgegenwirken will, Frauen in biblischen Texten allein durch die Art der Übersetzung „unsichtbar“ zu machen. Leider konnte Dr. Judith Hartenstein (Universität Marburg) ihren Vortrag „Vater – Ursprung – Weingärtnerin“, den sie in der oben genannten Veranstaltung über die Art ihrer Übersetzungstätigkeit am Beispiel des Johannesevangeliums hielt, nicht schriftlich zur Verfügung stellen. (Helmut Schütz)

Auch ich möchte Herrn Pfarrer Helmut Schütz zum fünfundzwanzigsten Ordinationsjubiläum sehr herzlich gratulieren. Dies nicht nur deswegen, weil er ja wahrscheinlich der Pfarrer sein wird, der mich beerdigen wird. Das gibt meiner kleinen Diskussionsbemerkung ein wenig jenen Schuß Ernst, der dabei wohl angebracht ist. Ich weiß auch, daß Pfarrer Schütz sich für Philosophie interessiert, und ich bin oder war beruflich Philosophieprofessor und zugleich Mitglied der Paulusgemeinde. Was die Ausführungen von Frau Dr. Hartenstein betrifft, so bin ich nicht in jedem Falle urteilskompetent und – wo ich urteilskompetent bin – nicht in jedem Falle einverstanden. Meiner Diskussionsbemerkung schicke ich zwei Bemerkungen über mich selber voraus. Insgesamt werde ich knapp 10 Minuten sprechen.

1. Bemerkung: Über Philosophie und Theologie – Glauben – kann man sehr viel sagen. Im Augenblick pflegt Herr Achtnr in der Evangelischen Studentengemeinde die uninteressantesten Philosophien – die über Urknall und Evolution – zu erwischen, wenn er diese Frage diskutiert. Interessanter ist die Frage der „Religion nach der Aufklärung“, worüber mein Kollege und Freund Hermann Lübke ein interessantes Buch geschrieben hat (zuerst 1986, 3. Auflage 2004). Ich stimme ihm zu: die Aufklärung ist in der modernen Welt grundsätzlich – und zustimmungsfähig – erfolgreich. Durch den Aufklärungsfortschritt wird unsere Wirklichkeit immer beherrschbarer. Doch gerade dadurch wird deutlich, daß wir Menschen nie alles beherrschen werden. Unverfügbar bleiben die Schicksalszufälle, die Kontingenzen, also Geburt, Tod und andere – glückliche oder unglückliche – Schicksalsschläge, aus denen unser Leben weitgehend besteht. Darum braucht gerade die moderne Expansion der Wirklichkeitsbeherrschung die „**Kontingenzbewältigungspraxis**“ der Religion. Sie stirbt

durch die erfolgreiche Aufklärung nicht nur nicht ab, sondern ganz im Gegenteil: je aufgeklärter die moderne Welt wird, desto unentbehrlicher wird die Religion. Insofern ist die Religion ein „Modernisierungsgewinner“ (Lübbe).

2. Bemerkung: Zu meinem eigenen „**theologischen Lebenslauf**“. Im Unterschied zur wohl normaleren Zeit-Tendenz, wo man sich häufig aus – wie es dann heißt – „verkrusteten Glaubensproblemen“ „emanzipiert“ und sich dann nicht selten in unkirchliche Religionshaltungen hinein „befreit“, ist das bei mir umgekehrt gelaufen. Ich bin Jahrgang 1928. Auf einer Adolf-Hitler-Schule (auf der ich war: das waren meine Lebensjahre 12 bis Anfang 17) war man antikirchlich: ich bin erst 1960 kurz vor meiner Heirat konfirmiert worden (ein schwieriger Punkt war damals die Frage des Konfirmandenunterrichts, bis mir die Lösung einfiel: ob dafür auch ein – wenn auch nur als Promotionsnebenfach bis 1954 absolviertes – Theologiestudium ausreiche?). Ich war in der Tat ab 1947 in Münster mit meinen evangelischen und katholischen Philosophenfreunden in beide christliche Theologien mitgerannt: um halbwegs mitreden zu können und weil es philosophisch interessant war. Also erst eine Art Hörsaalchristentum (mein theologischer Lehrer war, damals noch in Münster, Carl Heinz Ratschow). Dann intensive Auseinandersetzung mit Kierkegaard. Und dann wurde das Christentum sozusagen etwas Angeheiratetes (meine Formel: ich führe die glückliche Mischehe eines halbgekippten Heiden mit einer protestantischen Pfarrerstochter). Und seither beeindruckt mich auch die institutionellen Formen der Religion, die als **Kirche** stets auch „**Routine für Grenzsituationen**“ ist. Daß ich nur zuweilen in der Kirche bin, hat auch mit Faulheit zu tun; aber, bitte, bedenken Sie: immer, wenn meine Frau Kirchenchor übt oder Flöte hier für die Kirche, habe ich Küchendienst.

So, jetzt noch drei Diskussionsbemerkungen halbwegs zu Frau Dr. Hartenstein.

1. Dass bei Frau Dr. Hartenstein **Gott mit vielen Namen** in vielen biblischen Geschichten vorkommt, hat grundsätzlich meine Sympathie. Vermutlich ist das die bessere Form einer theologischen Position, die mir anhängt, seit ich 1978 in Berlin einen Vortrag „Lob des Polytheismus“ gehalten habe, die im Spiegel-Gespräch mit mir 2003 noch einmal eine Rolle spielte: „Wir brauchen viele Götter“, hieß es da. Mein Gegner war hier die moderne Geschichtsphilosophie, die auf Diesseitserlösung hinauswill und darum den Menschen nur eine einzige Geschichte zu haben erlaubt, während meiner Meinung nach die Menschen viele Geschichten brauchen. Statt eines Singularismus der Geschichte plädiere ich für die Pluralität der Geschichten. Zu diesem Pluralismus gehört, dass man – trotz vieler Geschichten – monogam ist und einen Gott haben will. Die Bibel als Werk, das viele Geschichten mit Gott erzählt: darauf – mit einer gewissen Distanz zum allzu eifersüchtigen Gott – würde ich mich gern einlassen. Wie sehen Sie, Frau Dr. Hartenstein, diese Art von Pluralismus?

2. Sie und ihre Übersetzungsmitstreiter, Frau Dr. Hartenstein, sprechen von „gerechter“ Sprache und Übersetzung. Klingt das nicht ein wenig zu besserwisserisch? Wel-

cher **Gerechtigkeitsbegriff** ist da leitend? Gleichheit? Jedem das seine? Antihybris? Fairness? Berühren Sie nicht manchmal die Grenze zwischen liberal und lächerlich? Ich würde da vorsichtiger sein: vielleicht ist statt einer „gerechten“ eine pluralistische Schriftauslegung angebracht?

3. Das führt zugleich auf ein Problem. Ich bin in der letzten Zeit – angestoßen durch eine Rostocker systematisch-theologische Habilitationsschrift von Rochus Leonhardt, „Skeptizismus und Protestantismus“ (2003), die sich mit meiner skeptischen Philosophie auseinandersetzt – besonders aufmerksam geworden auf Luthers Solascriptura-These von der „Klarheit der Schrift“, wobei Luther nicht der „inneren Klarheit der Schrift“ (dem Eigensinn und notfalls erdichteten Sinn) den Vorrang gibt, sondern die „äußere Klarheit der Schrift“ (den Wortsinn) favorisiert: denn sie ist für die Institution der Kirche entscheidend (darum Luthers enorme Bibelübersetzungsanstrengung). Aber sie wird – insbesondere auch mit dem Fortschreiten der „historischen Methode“ der Bibelinterpretation, zu der auch Ihr Ansatz gehört, Frau Dr. Hartenstein – immer schwieriger, so dass es zu einer „Krise des Schriftprinzips“ zu kommen scheint. Statt äußerer Wortsinn immer mehr Eigensinn: das führt auch dazu, bei der Bibelexegese immer mehr Neues ins Blickfeld zu rücken; die exegetische Dauerinnovation – auch die mit der „gerechten“ Sprache – ist an der Zeit. Wie sichert man hier – bei aller Freude am Innovativen auch in der Schrifttheologie – theologisch-kirchlich den **christlichen Konservatismusbedarf**? Sie haben richtig gehört: den Konservatismusbedarf. In der modernen Beschleunigungswelt mit Innovationsüberlastung – das ist doch auch Aufgabe der Kirchen (wie es bei den Kleinkindern, um die unendlich neue Welt zu bestehen, die Dauerpräsenz des Vertrauten gibt, die durch den Teddybären gedeckt wird) – in der modernen Beschleunigungswelt mit Innovationsüberlastung braucht es Kontinuitätskultur: das, was in der immer neuen Fremdheit der Welt Vertrautheit gewährt, also auch das Sichverlassen können aufs Alte, Wiederkehrende, Immergleiche. Gottesdienste werden heute vielleicht weniger deswegen gemieden, weil sie zu wenig Neues bieten, sondern deswegen, weil sie zu wenig das Alte sind und bleiben, so dass die Frage entsteht: wie können wir – statt ständig neue Bibeltexte zu erzeugen – die alten Bibeltexte bewahren? Gibt es klassische Bibelinterpretationen? Welche? War Luther ein Klassiker? Diese Frage nach dem Konservatismusbedarf der Christen – eine sehr dicke Frage – stelle ich hier nicht, weil ich eine Antwort auf sie weiß. Frau Dr. Hartenstein: haben Sie eine?

„Gerechte Sprache“ in der Bibel?

Aus dem Juni-Gemeindebrief 2004 der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen

Der Anlass ist erfreulich: Am 8. Juli 2004 jährt sich die Ordination des Paulusparrers Helmut Schütz zum 25. Mal, und er hat einen Wunsch zum Jubiläum: dass die Paulusgemeinde sich an der Förderung der Bibelübersetzung „in gerechter Sprache“ beteiligt. Der Kirchenvorstand hat beschlossen, die Arbeit am Johannesevangelium mit insgesamt 500 Euro zu unterstützen. Wer dem Pfarrer zum „Silbernen“ eine Freude machen will, kann mit einer Spende helfen, den Betrag aufzubringen ...

Was ist denn „gerechte Sprache“ in der Übersetzung der Bibel? Auf der Homepage www.bibel-in-gerechter-sprache.de wird erläutert:



Pfarrer Helmut Schütz vor dem Schaukasten der Evangelischen Paulusgemeinde Gießen (Bild: Franz Maywald)

Stellen Sie sich vor:

Sie schlagen Ihre Bibel auf und können im Wortlaut entdecken, es gab sie, die Jüngerin, die Apostelin, die Diakonin... Sie lesen in Ihrer Bibel und können sicher sein, hier wird ernst genommen, dass Jesus Jude war. Die Bibel in gerechter Sprache ist das Buch der Bücher für das neue Jahrtausend auf der Höhe der derzeitigen Forschung, so verständlich wie möglich.

Sie soll die vertraute Lutherbibel oder Einheitsübersetzung nicht ersetzen, sondern sinnvoll ergänzen.

Ein Beispiel. Paulus redet in seinen Briefen Leserinnen und Leser mit dem Wort „adelphoi“ an, das wörtlich „Brüder“ heißt. „Schwestern“ hieße „adelphai“; ein eigenes Wort für Geschwister gibt es im Altgriechischen nicht. Aus dem Zusammenhang ist klar, dass Paulus nicht nur Männer ansprechen wollte. Trotzdem lassen die gängigen Übersetzungen Paulus wörtlich, aber falsch, sich nur an die „lieben Brüder“ wenden.

Zur Art, von Gott zu reden, schreibt Projektleiterin Hanne Köhler:

Wo es in deutschen Bibelübersetzungen HERR heißt, stehen im Hebräischen vier Konsonanten (JHWH). Im Judentum wird der Gottesname nicht ausgesprochen, sondern aus Achtung vor Gott wird an dieser Stelle etwas anderes gelesen, meistens „Adonaj“. Wörtlich übersetzt heißt dies „meine Herren“, ist aber ein für Gott reserviertes Wort. Mit „Herr“ wird dagegen jeder Mann bezeichnet...

Die Bibel in gerechter Sprache will wieder deutlich machen, dass Gott einen Namen hat, dass wir diesen Namen nicht aussprechen können, dass jede Übersetzung an dieser Stelle etwas anderes wiedergibt, als im Original steht... Wie im Judentum verschiedene Lesevarianten anstelle des Gottesnamens gewählt werden, so wird auch die Bibel in gerechter Sprache eine Vielzahl von Lesemöglichkeiten anbieten. Gott übersteigt die Möglichkeiten unserer Sprache, und alles, was wir sagen, ist ein immer wieder neuer Versuch der Annäherung.

Schon diese wenigen Beispiele zeigen, wie schwierig es ist, dem Text der Bibel in einer Übersetzung „gerecht“ zu werden. Es geht nicht um ein bloßes Auswechseln von Wörtern 1:1 in einer anderen Sprache. Wer „gerecht“ übersetzen will, muss bedenken, unter welchen Bedingungen Erzählerinnen und Schreiber der Bibel gelebt und gedacht haben, aber auch, mit welchen Antennen wir heute die alten Texte trotz ihrer Fremdheit aktuell herausfordernd auf uns beziehen können.

Einige im Folgenden wiedergegebene Stellungnahmen unterstreichen die Bedeutung des neuen Übersetzungsprojektes:

Prof. Dr. Peter Steinacker, Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau:

Paulus schreibt, dass es in Christus keine Diskriminierung nach Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit oder sozialer Schicht geben soll (Galaterbrief 3, 28) – diese Gerechtigkeit möchte ich auch in der Sprache der Bibel wiederfinden. ...

Unsere Aufgabe besteht in der sachgemäßen Übersetzung in die heutige Sprach- und Denkform, die wir nur dann erfüllen können, wenn wir die

alte, ursprüngliche Denk- und Argumentationsform und die vergangene Lebenswelt so gut wie möglich kennen.

Prof. Dr. Rainer Kessler:

An der Bibel in gerechter Sprache übersetze ich mit, weil ich die herbe Schönheit biblischer Sprache heute zu Gehör bringen möchte.

Verena Hofer:

Die Stärke der Bemühung um gerechte Sprache besteht darin, Weibliches sichtbar zu machen. Das Gefühl der Verunsicherung weiblicher Adressatinnen, wo sie mitgemeint sind und wo nicht, soll nicht weiter gefördert, sondern abgebaut werden.

Prof. Dr. Frank Crüsemann:

Ich beteilige mich an dem Projekt „Bibel in gerechter Sprache“, damit Christinnen und Christen etwas vom Geheimnis des Namens Gottes erkennen können und so endlich verstehen, was sie immer beten: „Geheiligt werde dein Name“.

Prof. Dr. Klaus Wengst:

Ich übersetze mit an der Bibel in gerechter Sprache, weil Gott kein Mann ist – und der Anschein, dies sei so, nicht durch die Sprache erweckt werden soll.

Im Vortrag „Vater – Ursprung – Weingärtnerin“ am Donnerstag, 8. Juli 2004, um 19.30 Uhr im Gemeindesaal der evangelischen Paulusgemeinde Gießen spricht Dr. Judith Hartenstein, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Theologie der Philipps-Universität Marburg über Redeweisen von Gott im Johannesevangelium und über ihren eigenen Beitrag zur Bibelübersetzung in gerechter Sprache.

Als theologisch interessiertes Mitglied der Paulusgemeinde bereitet Professor Dr. Odo Marquard aus der Sicht seiner Philosophie eine Diskussionsbemerkung zum Einstieg in das anschließende Gespräch vor: „Gott in vielen Geschichten“ (siehe oben, S. 124).

Drei Romane von der Scheibenwelt

Helmut Schütz will auf sie neugierig machen am 31. Dezember 2003

Wenn der Name der Bibelwelt sich schon einem von der Scheibenwelt Terry Pratchetts ausgesandten Inspirationspartikel verdankt, warum sollte ich dann nicht an einer unauffälligen Stelle meiner Homepage auf den Inhalt einiger Scheibenwelt-Romane neugierig machen dürfen? Um die 30 sind mittlerweile erschienen, auch die frühen Bücher finde ich nach wie vor ausgesprochen lesenswert, zum Beispiel die folgenden drei: „Das Licht der Phantasie“, „Der Zauberhut“ und „Eric“.



Bücher von Terry Pratchett auf den Brettern meines Bücherregals in späteren Jahren

Das Licht der Phantasie

„Das Licht der Phantasie“ (LP) ist das erste Scheibenweltbuch mit einem durchgehenden roten Faden und fädelt nachträglich auch in den allerersten Roman, der auf der Scheibenwelt spielt, die „Farben der Magie“ (FM), einen solchen ein. Plötzlich wird nämlich deutlich, warum Rincewind zum Ende der Welt reisen und (fast) von der Scheibenwelt runterfallen muss: Weil die Antwort auf die am Anfang von FM gestellte Frage nach dem Ziel von Groß-A'Tuin beantwortet wird und dieses Ziel nur mit dem Aussprechen der acht Ur-Zaubersprüche aus dem Oktav nicht in einer Katastrophe endet. Und da der eine Zauberspruch sich in Rincewinds Kopf befindet, darf er natürlich nicht sterben... Womit endlich auch plausibel wird, warum Rincewind immer nur fast stirbt, was sogar dem Touristen Zweiblum aufgefallen ist.

Und der Zauberspruch ist nicht zufällig in Rincewinds Kopf. Denn ein zweiter Handlungsfaden wird in LP fast noch wichtiger: Zum ersten Mal erscheint als Gegenspieler von Rincewind nicht einfach diese oder jene Lebensgefahr, sondern ein Zauberer (Trymon), der eine besonders gefährliche Art von Magie verkörpert: Bürokratie, graue, verplante Betonwelt, „die schlimmer ist als das Böse an sich“ (256). Sie ist nach Pratchett nur eine Maskierung der Kreaturen aus den Kerkerdimensionen... (261) Hier wird Pratchetts Humor zur Satire. Nebenbei entwickelt Rincewind zum

ersten Mal den besonderen Mut des Feiglings, wenn es darauf ankommt, etwas noch Schlimmeres abzuwenden als den Fall vom Rand der Welt, nämlich den Fall in den Abgrund der Seelenlosigkeit. Trymon scheint zwar Rincewind aus der Seele zu sprechen, wenn er ihn (258) auf seine Skepsis gegenüber der Zauberei anspricht. Aber seine Alternative zur Magie-Kratie ist nicht seelenloser Bürokratismus, sondern gesunder Menschenverstand, gesunde Eigenliebe und – wenn's hart auf hart kommt – sogar Einsatz für eine ihm wichtige Sache. Rincewind darf die Welt sogar doppelt retten – vor dem Bürokratismus Trymons, durch den Schlimmeres als die abscheulichen Kerkerdimensionen in die Welt eindringen kann, und vor dem Zusammenstoß mit dem roten Stern.

Offen lässt Pratchett nur, worin eigentlich die Aufgabe der Zaubersprüche besteht – sorgen sie dafür, dass die Schildkröte sicher umkehrt? Sie scheinen so etwas wie Schutzengel oder göttliche Gedanken zu sein, sie sollen ja immerhin vom Schöpfer stammen, wobei die Pratchett'schen Götter natürlich eher lächerliche Figuren darstellen – in der Art der biblischen Götzen oder der altgriechischen Götterwelt. Der vergessliche Schöpfer ist eher ein Strohmann der Zaubersprüche, die selber die Schöpfung in Gang gesetzt haben und jetzt auch erhalten.

Köstlich sind außerdem die Handlungs-Nebenstränge:

- ♦ Wie die Bäume im Wald von „Die Finger weg, du Blödmann“ eine eigene Religion ent- und jeden Vorbeikommenden in ein Gespräch verwickeln...
- ♦ Wie der Opa-Held Cohen, der Barbar, sein Diamanten-Gebiss bekommt...
- ♦ Wie die wider Willen gerettete Jungfrau den gealterten Helden einsalbt und heiratet...
- ♦ Wie die schrecklichen Trolle ihre vorhergesagte Aufgabe erfüllen und Rincewind retten – wobei in letzter Minute auch das beinahe verspätete Scheibenweltlicht eine Nebenrolle spielt...
- ♦ Wie Truhe auf der Suche nach ihrem Herrn Schamanen, Zauberer und Helden verwirrt, in Schrecken versetzt oder auffrisst...
- ♦ Wie sich drei Theorien der magischen Läden als falsch erweisen...
- ♦ Wie die Heldin Herrena letztendlich nicht durch den Helden Cohen, sondern durch die gerettete Jungfrau Bethan besiegt wird...
- ♦ Wie der inoffiziell tote Zweiblum mit den apokalyptischen Reitern Bridge spielt und der ebenfalls inoffiziell tote Rincewind Tods Tochter Ysabell kennenlernt, die ihn nur durch Truhes Eingreifen nicht in den offiziellen Todeszustand versetzen kann...
- ♦ Wie der Steinzeit-Computer-Service der Druiden und die druidische Welterklärungstheorie funktioniert...

Einige Charaktere werden schon mal eingeführt, um die sich später ganze Romane ranken werden: die mörderischen Elfen, die Zahnfee und als Vertreterin der Hexenzunft die von zwei jugendlichen Lämmern vertriebene Knusperhaus-Hexe...

Wer es intelligente, philosophisch unterfüttert und zugleich aberwitzig mag, dürfte von diesem Roman also nicht enttäuscht werden.

Der Zauberhut

Auch im „Zauberhut“ geht es um zugleich witzige und spannende Handlungsstränge, bis hin zur Frage, ob am Ende die (Scheiben-)Welt gerettet werden kann. Beteiligt sind unter anderem:

- ♦ Die apokalyptischen Reiter, die sich besaufen, ihre Pferde klauen lassen, sich noch mehr besaufen und die Apok(r)alypse warten lassen, weil sie ja „alle Zeit der Welt“ dafür haben, wobei dieser Ausdruck endlich mal wörtlich zu nehmen ist...
- ♦ Der schmalbrüstige Held Nijel und die entgegengesetzt ausgestattete Tochter Cohens, die gemeinsam mit dem geschichtensüchtigen Serifen den Eisriesen entgengetreten...
- ♦ Auch die Götter, die man zwar als überholten Aberglauben ansehen darf, aber nur so lange sie in der magischen Perle eingeschlossen bleiben...
- ♦ Natürlich Truhe, die im entscheidenden Moment die Aufmerksamkeit des Zauberhutgesteuerten Großwesirs ablenkt...
- ♦ Der Bibliothekar, der seine durch einen Zauberunfall bewirkte Gestalt als Orang-Utan nicht wieder aufgeben möchte und offenbar den größten Überblick bewahrt, die Bücher rettet und ihre Verwundungen heilt...
- ♦ UND Rincewind mit dem Ziegelstein in der Socke, der im entscheidenden Moment trotz allem auf sein Gewissen hört und es schafft, im zauberstabgesteuerten Monster-Magus das Kind Münze anzusprechen...

An Super-Ideen im Zauberhut möchte ich nur aufzählen: das Konzept der Inspirationspartikel, die später auch immer wieder mal auftauchen, und die inneren Dialoge Rincewinds mit seinem eigenen Gewissen und seiner Libido, und natürlich die apokalyptischen Reiter, die auch im Rundwelt-Buch „Good Omens“, das auf unserer guten alten Erde spielt, in köstlicher Weise wieder vorkommen.

Eric

Dieser relativ kurze Roman parodiert eine Vielfalt von Motiven, die dem klassischen Bildungsbürger wohlbekannt sind, angefangen bei der Figur des Eric selbst, der Goethes Faust nachempfunden ist, über die griechischen Sagen von Troja, der schönen Helena, Odysseus, Sisyphus und dem Hades, bis hin zu Sartres „Eingeschlossenen“.

Viele neue Charaktere führt Pratchett ein:

- ♦ den selbst in der Hölle noch unverbesserlichen Optimisten Ponce da Quirm mit seiner Suche nach dem Jungbrunnen, den er sogar findet, allerdings fatalerweise ohne das Wasser abzukochen...
- ♦ den Ahnherrn von Rincewind, Lavaeolus, für den der legendäre listenreiche altgriechische Sagenheld Odysseus Pate stand („höööHHH? Wer's'n'das?") und den TP sich erdreistet, als „Helden der Feigheit“ darzustellen. Rincewind kuckt sich von ihm immerhin genügend strategisches Denken ab, um sich vom Urstrand des Scheibenwelt-Universums mittels umgekehrten magischen Zirkels stracks in die Hölle zu beamen...
- ♦ außerdem den uralten Erzkanzler wider Willen Ezrolith Churn, der in „Scheibenwelt von A – Z“ zu erwähnen vergessen wird, aber schon wegen seiner vielbändigen Abhandlungen über die Umstände (zu effektiver Regenzauber) des langsamen Untergangs eines versunkenen Kontinents (à la Atlantis) einer Erwähnung wert ist...
- ♦ schließlich den liebenswerten und etwas zerstreuten Kreator des Scheibenwelt-Universums, der das bereits in den drei bisherigen Rincewind-Romanen erwähnte Oktav mit den Schöpfungs-Zaubersprüchen irgendwo liegen gelassen hat...

Und bei den „alten“ Charakteren muss man in Eric nicht einmal auf den Bibliothekar und TOD verzichten, die beide ihre Nebenrolle erhalten.

Es handelt sich wieder um eine mehr-strangige Handlung:

1. Eric will seine Wünsche erfüllt kriegen, bekommt sie auch mit unerwartetem Resultat, was ihn eigentlich zum Opfer der höllischen Mächte (sprich Astfgl) machen soll. Am Schluss wird aber doch noch alles gut, weil Handlungsstrang 2 und 3 dazwischenfunken.
2. Rincewind will mit seiner Chance von 1:1000000 aus den Kerkerdimensionen wieder nach Hause und schafft das natürlich, diesmal, weil er – wie üblich ohne sein Wissen – eine Rolle in Handlungsstrang 3 übernehmen und einen Umweg über Quirm, Klatsch, den Anfang der Welt und die Hölle machen muss. Truhe muss sogar noch einen ihren Zorn steigernden weiteren Umweg zum Ende der Welt in Kauf nehmen.
3. Und in der Hölle tobt ein Machtkampf zwischen dem bürokratischen Effizienz-Reformer Astfgl und dem Traditionalisten Vassenego. Ersterer will Erics jugendlich-menschliche Kapazitäten für eine Höllisierung der Hölle anzapfen, letzterer nutzt Rincewind für seine Zwecke der Kaltstellung Astfgls im Business der Verdammnis.

Hintergründige Themen finden sich in „Eric“ en masse:

- ♦ die pazifistische Art der Kriegsführung des Lavaeolus...
- ♦ die Erkenntnis, dass man durch Zeitreisen Evolution und Geschichte nicht verändern, sondern höchstens ihren sowieso eintreten werdenden Ablauf erleichtern kann – zum Beispiel durch Truhe als zweites trojanisches Pferd oder durch ein versehentlich von Rincewind verursachtes Feuer in Troja-Ts-ort oder ein weggeschmissenes Ei-Kresse-Sandwich am Uranfang der Zeit...
- ♦ die feinsinnige Unterscheidung verschiedener Sorten von Langeweile (auch Rincewind schätzt sie nur wegen ihres bisherigen Seltenheitswerts in seinem Leben)...
- ♦ die Philosophie der Rolle von Büroklammern und Ei-Kressebrot in den Plänen der Materie und der Evolution...
- ♦ die theologischen Meditationen über die Wertschöpfung und über die Frage, wer in die Hölle kommt (nur die von – einer gewissen Sorte von – Missionaren über die Hölle aufgeklärt? – dann sind Missionare wirklich gefährlich!) und wie die Höllenqualen aussehen (hier übrigens auch noch Anspielungen auf Sartres Drama „Die Eingeschlossenen“ – „Die Hölle – das sind die anderen“) – mit der wirklich leider allzu wahren Schlussfolgerung, dass wenn die Teufel von den Menschen lernen, die Hölle wirklich zur Hölle wird...
- ♦ die theologisch eindrückliche Erwägung, was passieren würde, wenn ein „Gott“ (hinter dem unerkannt schon immer ein Teufel steckte) sich einmal wirklich manifestieren würde – wenn dann die Dimensionen nicht stimmen und zufällig noch Truhe dazwischenfunkt...
- ♦ das Konzept eines pessimistischen Volkes, das auf den Weltherrscher wartet, um ihm zu huldigen und anschließend wegen seiner Verantwortung für alle Übel der Welt hinzurichten...
- ♦ und das Konzept eines aufgeklärten Atheismus im Volk der „Neck-dich-Menschen“, der „Tease-you-Men“, bei dem man zum Leute-Umbringen nicht so früh aufstehen muss...

Hintergründiger, philosophischer, theologischer und letzten Endes ernster trotz aller umwerfenden Komik geht es eigentlich nicht mehr (höchstens doch noch in „Einfach göttlich“). Das Buch in seiner kompakten Kürze ist dicht mit Story vollgepackt, wobei Truhe den Spitzenwert unerwarteter Wendungen des geschichtlichen Verlaufs maßgeblich bestimmt – sei es, dass sie einen Gott-Götzen-Dämon zu Mus quetscht, als trojanisches Pferd auftritt oder in der Hölle den ideenreichen Lavaeolus zur Erfindung des Kriegswagens mit Rädern inspiriert...

Unternehmerisches Denken

Leserbrief zu einem Beitrag im Deutschen Pfarrerblatt im Februar 2002

Lieber Herr Pfarrer Schächtele,

jahrzehntelang hätte ich Ihrem folgenden Satz unbesehen zugestimmt: „Nicht das heute vielgepriesene – und global umgesetzte – unternehmerische Denken garantiert die Rettung, sondern das Vertrauen in die Chancen und Gaben des neuen Tages.“ Sie haben natürlich Recht damit, dass unternehmerisches Denken keine Rettungsgarantie der Welt ist. Nachdem ich aber am Beispiel eines unserer Söhne Einblick in den risikoreichen Alltag eines Jung-Unternehmers unserer Tage gewonnen habe, erkenne ich, dass häufig gerade das unternehmerische Denken viel mit dem Vertrauen in die Chancen und Gaben des neuen Tages zu tun hat, während ich selber froh bin über die durch mein regelmäßiges Gehalt gesicherten „Fleischtöpfe“ unseres Lebensunterhaltes.

Dies nur als kleine Anmerkung zu einer ansonsten anregenden Predigthilfe.

Helmut Schütz, Gießen

Reinthalers-Oratorium im Herbst 2001 bedrückend aktuell

Helmut Schütz zum Verriss der Aufführung eines Oratoriums im „Gießener Anzeiger“

Gehört das im Herbst 2001 aus der Vergessenheit hervorgeholte Werk „Jephtha und seine Tochter“¹¹ von Carl Martin Reinthaler wirklich in die Rumpelkammer der Musikgeschichte? Ob das vernichtende Urteil Michael Treutweins musikalisch gerechtfertigt ist, kann ich als Nichtfachmann nicht beurteilen. Allerdings hat mein laienhaftes Gehör neben kriegesischem Fortissimo auch leise Töne in dem Oratorium wahrgenommen, das mir von seinem Inhalt her gerade zur Zeit des Afghanistan-Krieges bedrückend aktuell erscheint. Auf die Botschaft des Werkes ist der Kritiker leider überhaupt nicht eingegangen.

Das auf dem biblischen Buch der Richter 11 basierende Stück fragt nach den Folgen eines Sieges im durchaus als gerecht beurteilten Krieg. Triumphierendes Kriegsgeschrei am Ende des ersten Teils kippt in Trauer um, als ein „Kollateralschaden“ erkennbar wird: Unwissentlich hat der Feldherr Jephtha ausgerechnet seine eigene Tochter als Opfer für das Kriegsglück preisgegeben. Gegen die Feinde, die an der kleinen Schar der Israeliten „ihren Mut kühlen wollen“, bietet er über schlichtes Gottvertrauen hinaus Gott einen Handel an. Folgen wir nicht Jephthas Logik bis heute, wo wir Weltprobleme in den Griff bekommen wollen, ohne uns auch Gefühle realer Machtlosigkeit einzugestehen?

Am Ende sucht allerdings auch der gut-lutherische Komponist Reinthaler einen machbaren Ausweg aus der schrecklichen Tatsache, dass in der Bibel die Tochter Jephthas wirklich auf dem Opferaltar verbrannt wird. Drei Möglichkeiten spielt er durch: 1. Als Kind der Neuzeit erfindet er die Figur des rebellischen Israeliten Ephraim, der zum Aufruhr gegen Jephtha aufruft, um seine Tochter zu retten. 2. Die Tochter (der er nach der kämpferischen Schwester des Mose den Namen Mirjam gibt) wäre bereit, für Vaterland und Gott zu sterben; dabei wählt Reinthaler bewusst sogar Anklänge an das Opfer Jesu: „Warum hast du sie ersehen, ein Lamm zum Opfertod!“ 3. Der Vater Jephtha bittet Gott, mit ihm so gnädig zu verfahren wie mit Abraham, der seinen Sohn Isaak am Ende doch nicht opfern musste. Mit der dritten Lösung führt Reinthaler das Oratorium zu einem versöhnlichen Ende.

Im Gegensatz dazu müssen im biblischen Original die Tränen der Tochter und ihrer Freundinnen auf den Bergen Trost genug sein (die entsprechenden Trauerszenen im Oratorium fielen leider einer Kürzung zum Opfer). Die Tochter wird wirklich geopfert – wie im wirklichen Leben. Auf diese Realität weiß die Bibel erst viel später eine erlösende Antwort: in Jesus wird Gott selbst zum Opferlamm und steht an der Seite aller geopfert Menschen.

11 Vgl. meine Arbeit „Alttestamentarische Besonnenheit“ in Helmut Schütz, [Lebenslanges Ringen um den Frieden](#), Gießen 2024, S. 219.

Sodom und Gomorrha?

Antwort von Helmut Schütz auf eine Leserzuschrift im September 1996
in der „Mainzer Allgemeinen Zeitung“ zum Thema Homosexualität

Als Pfarrer und als Psychotherapeut möchte ich der Verunglimpfung homosexuell fühlender und lebender Menschen entgegentreten, wie sie in dem Leserbrief „Sodom und Gomorrha“ am 11. September 1996 zum Ausdruck kam.

Als Psychotherapeut stelle ich fest: Nur in einem Teil der Fälle mag Homosexualität durch die Bearbeitung frühkindlicher traumatischer Erlebnisse therapeutisch beeinflussbar sein, die überwiegende Mehrheit der Menschen, die sich zum gleichen Geschlecht hingezogen fühlen, tut dies jedoch wirklich aufgrund einer unveränderbaren Veranlagung. In keinem Fall kann eine bloße Verführung zu homosexuellen Handlungen einen Menschen homosexuell machen! Eher kommt es vor, dass eine durch einen heterosexuellen Vater verführte Tochter sich lieber einer als sanft und zärtlich empfundenen Frau anschließt, als sich erneut einem als gewalttätig erlebten Mann zuzuwenden.

Als Pfarrer weiß ich: Das Fortpflanzungsgebot der Bibel wird mittlerweile übererfüllt, obwohl verschiedenste Gruppen von Menschen es sich selber nicht zu eigen machen (können), zum Beispiel auch die, die freiwillig oder unfreiwillig zölibatär bzw. als Singles leben. Und im Gericht über Sodom und Gomorrha (1. Buch Mose, Kapitel 19) geht es gar nicht um das Thema der homosexuellen Liebe an sich, das in der Bibel nirgends ausdrücklich angesprochen wird (außer vielleicht in der liebevollen Beziehung Davids zu seinem Männerfreund Jonathan, 2. Samuel Kapitel 1, Vers 26), sondern um den Versuch, die Gäste eines Einwohners von Sodom brutal zu vergewaltigen. Statt Menschen pauschal abzuwerten, die das Recht und die Pflicht haben, ihre homosexuelle Partnerschaft genau so verantwortungsbewusst zu gestalten wie heterosexuelle Paare, sollten wir lieber darum bemüht sein, die mit Sexualität verbundene Gewalt zu verhindern, vor allem den sexuellen Missbrauch an Kindern.

Helmut Schütz, Alzey

22 Jahre nach der ursprünglichen Veröffentlichung meiner Leserzuschrift erhielt ich auf der Bibelwelt diesen Kommentar von „Bergmann“ am 29. November 2018:

Zu „homosexueller Liebe“ mag die Bibel nichts sagen. Das Verbot von homosexuellen Handlungen ist aber ziemlich eindeutig, oder?

Darauf habe ich am selben Tag folgendermaßen geantwortet:

Liebe Frau oder lieber Herr Bergmann,

ob dieses Verbot wirklich so eindeutig ist, darüber sollte man sich sehr gründliche Gedanken machen. Ein wirklich profunder Kenner des Alten Testaments, Prof. Erhard S. Gerstenberger, hat es getan, und die Justus-Liebig-Universität Gießen hat seine Gedanken zu diesem Thema hier veröffentlicht:

http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2012/8834/pdf/Gerstenberger_Homosexualitaet.pdf

Wenn Sie nicht das Ganze lesen wollen, kopiere ich hier die beiden wichtigsten Abschnitte heraus.

Auf Seite 154 nennt Prof. Gerstenberger die Gründe für die Verurteilung homosexueller Handlungen im 3. Buch Mose und stellt sie in den zeitbedingten Zusammenhang:

Die harte Verwerfung homosexueller Handlungen in Lev 18 und 20 ist ... eine zeit- und strukturbedingte Maßnahme, die gleichzeitig eine Reihe von anderen sexuellen Verhaltensweisen betrifft. Der Gedanke der Verunreinigung der göttlichen Heiligkeitssphäre, die in Israel dinghaft anwesend ist, steht im Hintergrund. In predigtartiger Ermahnung an die Gemeinde wird die Angst vor Beschmutzung und Entwürdigung der Heilszone mit der Todesdrohung überhöht.

Die Welt war nach Vorstellung der damaligen Überlieferer geteilt in einen Bereich substantieller Reinheit und die Zonen der Unreinheit. Berührung mit dem Unreinen brachte Unheil und Tod. Sexualität war in sich und von alters her ein Bereich unheimlicher Kräfte. Das Blut der Menstruierenden war gefährlich. Diese Distanz und Scheu vor der weiblichen Sexualität entstand bei Männern. Aber sie hatten in der nachexilischen Gemeinde alle Kult- und Glaubensfragen in der Hand...

Die Vorsichtsmaßnahmen gegen sexuelles Fehlverhalten sind darum als reine Männertheologie verständlich. Das gilt auch für die Beurteilung der männlichen Homosexualität, die weibliche ist den verantwortlichen Tradenten der Leviticus-Texte entweder nicht bekannt oder für sie uninteressant. Wenn aber die heterosexuelle Liebe schon katastrophale Folgen haben, d. h. „verunreinigen“ kann, dann sind männliche homophile Handlungen noch unheilsträchtiger.

Sie – so mögen wir rationalisieren – bringen den männlichen Samen an einen falschen Ort; sie sind mit einer Schändung des „Opfers“ verbunden; sie tragen nicht zum Erhalt der Genealogie bei; sie fordern den Zorn Gottes heraus; sie zerstören am Ende die Gemeinde: dies und viel mehr mag

in der Vorstellung von der Verletzung und Verunreinigung göttlicher Heiligkeit mitschwingen. Mit Sicherheit ist der Angriff auf das Heilige das zentrale Motiv der besagten beiden Verdammungen.

Noch wichtiger ist der Abschnitt auf Seite 153, in dem Prof. Gerstenberger herausstellt, warum diese Verurteilungen sich vom biblischen Gebot der Nächstenliebe her nicht auf die homosexuelle Liebe, wie wir sie in unserer Zeit kennen, beziehen können:

Bei der äußersten Kargheit des Quellenmaterials ist es schier unmöglich, gezielte Fragen über die Bewertung der Homosexualität durch die vielhundertjährige Geschichte Israels hindurch an die Bibel zu stellen. Außerdem hat sich der Ort unseres Fragens im Fortgang der Menschheitsgeschichte verändert. Wir sehen nicht nur auf eine mehr als zweitausendjährige Leidensgeschichte homosexueller Menschen zurück..., sondern sind durch Beobachtungen und Selbstzeugnisse mit einem detaillierten Wissen über homosexuelle, dauerhafte Orientierung und zeitweise Neigungen bei einer Minderheit von 4 bis 6 % der Bevölkerung ausgestattet. Ferner wissen wir von Tausenden von Menschen, daß sie dauerhafte homosexuelle Lebensgemeinschaften, denen niemand das Attribut der hingebungsvollen, am anderen ausgerichteten Liebesbeziehung absprechen kann, suchen und aufrechterhalten. Kein einziger biblischer Text betrachtet Homosexualität unter diesem Gesichtspunkt, weil die homophile Prägung damals nicht erkannt war. Andere Minderheiten aber – Arme, Waisen, Witwen, Fremde, Tagelöhner- werden im Alten Testament sehr wohl als Randgruppen erkannt und mit Solidarität bedacht. Also werden wir in Analogie zu ihnen auch die Frage der homosexuellen Minderheit an das Alte Testament herantragen können.

Wie gesagt – Näheres in dem genannten Artikel!

Helmut Schütz

„Eliteklasse“ für sprachbegabte Kinder?

Leserbrief von Helmut Schütz

zu einem Artikel in der Mainzer Allgemeinen Zeitung im Dezember 1994

Liebe Frau ...,

im Rahmen Ihrer Artikelreihe über Begabtenförderung an Alzeier Gymnasien haben Sie auch über den geplanten „bilingualen Unterricht“ am Elisabeth-Langgässer-Gymnasium berichtet. Als Mitglied des Schulleiternbeirats ist mir aufgefallen, dass Sie die Sache leider verkürzt und verzerrt darstellen.

Die Schulleitung beantragt schon seit vier Jahren beim Kultusministerium zusätzliche Mittel, um den sogenannten „bilingualen“, das heißt „zweisprachigen“ Unterricht für besonders sprachbegabte Schüler durchführen zu können. Das bedeutet: in der Jahrgangsstufe 5 und 6 werden in zwei der parallel geführten Klassen zusätzlich zum normalen Englischunterricht zwei weitere Wochenstunden angeboten, in denen die Schüler sich mit einer englischen Lehrkraft auf englisch unterhalten und ihre umgangssprachlichen Fähigkeiten somit auf ähnliche Weise erweitern wie bei einem Englandaufenthalt. Zusätzliche Tests oder Klassenarbeiten gibt es in diesen Stunden nicht, der Notendruck wird somit nicht erhöht, eher vermindert. Diese intensive Einübung in den Umgang mit der englischen Sprache dient als Vorbereitung, damit Schüler, die das wollen, ab der Jahrgangsstufe 7 dann am eigentlichen „zweisprachigen“ durchgeführten Unterricht in einem oder zwei Nebenfächern teilnehmen können, zum Beispiel in Geschichte, Erdkunde, Musik oder Sport. In diesem Fach werden die Schüler dann in drei statt zwei Wochenstunden unterrichtet, in einer Stunde auf deutsch, in den beiden anderen auf englisch. Wenn ein Sechstklässler beim Übergang in die siebte Jahrgangsstufe nicht in die „bilinguale“, sondern in eine der anderen Klassen wechseln möchte, ist das mithin keineswegs „furchtbar“, sondern ein ganz normaler Vorgang. Ohnehin findet ja zwischen dem sechsten und siebten Jahrgang die Wahl der zweiten Fremdsprache, Latein oder Französisch, statt, und der Klassenverband wird sowieso neu zusammengesetzt.

Auch wenn später die Leistungen eines Schülers „plötzlich nachlassen“ sollten, wird nichts anderes geschehen als an allen anderen Schulen sonst auch. Denn auch in anderen Fällen geben Schüler ein freiwillig gewähltes Unterrichtsfach wieder auf oder wechseln in eine andere Klasse oder Schule, um nicht mehr überfordert zu sein. In anderen Schulformen, wie z. B. der integrierten Gesamtschule, wird die Durchlässigkeit zwischen verschiedenen Schulzweigen sogar als Vorteil gewertet.

Im übrigen glaube ich nicht, dass es alle Jugendlichen wie die von Ihnen zitierten Schülerinnen für eine „ungerechte Bevorzugung“ halten würden, wenn manche Schüler zusätzlich zum normalen Unterricht auf freiwilliger Basis noch ein bis zwei

Schulstunden mehr erhalten. Solchen „fakultativen Unterricht“ gibt es ohnehin in zahlreichen Arbeitsgemeinschaften und ab Jahrgangsstufe 9 in der dritten Fremdsprache.

Besonders bestürzt bin ich über den Stil des Artikels, den ich von der AZ als seriöser Zeitung nicht gewohnt bin und der mich eher an die Boulevardpresse erinnert. Ich weiß als Seelsorger an der Landesnervenklinik, dass Überforderung sowie Leistungs- und Notendruck Menschen seelisch krank machen können. Diese Gefahr ist bei der geplanten Sprachbegabtenförderung jedoch nicht größer als sonst in unserem schulischen System, das nun einmal auf die Bewertung von Leistungen durch Noten aufgebaut ist. Leider erwecken Sie durch den dramatischen Einstieg ins Thema sofort den Eindruck, als fördere die Langgässer-Schule durch „Eliteklassen“ psychische Krankheit. Das ist journalistisch nicht sauber.

Helmut Schütz, Alzey

„Im Gesangbuch stehen keine Lieder“

Der folgende Artikel von Helmut Schütz stand in einer Druckvorlage für Gemeindebriefe im Organ der Öffentlichkeitsarbeit im evangelischen Dekanat Alzey „Der Kirchturmguesser“ im Frühjahr 1994.

Christa Reich: „Praktische Theorie des Singens“

„Im Gesangbuch stehen keine Lieder.“ Mit dieser Feststellung überraschte Kantorin Christa Reich aus Frankfurt auf einer Dekanatskonferenz in Gundersheim die anwesenden zwanzig Pfarrfrauen und Pfarrer, die von ihr über die Einführung des neuen „Evangelischen Gesangbuchs“ informiert werden wollten. Sie meinte es ernst in diesem Sinne: Im Buch stehen lediglich Texte und Melodien, ein Lied wird daraus erst im eigenen Singen.

In ihrem anderthalbstündigen Vortrag faszinierte uns Christa Reich zunächst mit ihrer Einführung in eine „Praktische Theorie des Singens.“ Anhand des bekannten Kanons „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang...“ ließ sie uns darüber nachsinnen, was überhaupt geschieht, wenn wir singen: Ich bringe mit meiner Stimme Worte zum Klingen, die mir fremd sind; dabei zeichnet die Melodie im Text enthaltene Bilder nach. So ist Singen eine Weise, mich einem fremden Wort zu nähern und es zu meinem eigenen zu machen. Ich kann nur ein Lied verantwortlich mitsingen, an dem ich innerlich beteiligt bin. „...sei gelobet der Name des Herrn!“ – da wird nicht irgendeiner gelobt, der einfach oben ist und wir sind unten, sondern ein Name wird gelobt. Einer, der da ist, der sich uns zu erkennen gibt.

„Mit welchem Ton singen wir unsere Lieder?“ fragte die Kantorin. Mit dem Ton reiner Routine oder des Pathos – oder mit einem Ton des Fragens, des Staunens? Mit welchem Gesicht singen wir ein „Halleluja“ oder ein „Herr, erbarme dich!“? Wer loben kann in einer von vielen für verflucht gehaltenen Welt, nutzt das Lied als Hilfe zum geistlichen Widerstand.

Erst nach dieser wichtigsten Frage „Wie singen wir?“ stellt sich die Frage: „Was soll in der Kirche gesungen werden?“ Wozu wird in der evangelischen Kirche Ende dieses Jahres nach 16jähriger Vorarbeit das neue „Evangelische Gesangbuch“ (EG) eingeführt?

Das zur Zeit noch verwendete „Evangelische Kirchengesangbuch“ (EKG) war 1950 das erste gemeinsame Gesangbuch für den deutschsprachigen Raum überhaupt gewesen. Die älteren Gemeindeglieder erinnern sich noch an die Zeit, in der man in Mainz andere Lieder sang als in Wiesbaden, in Rheinhessen andere als in der Pfalz oder im Rheinland.

An einigen Stichworten erläuterte Kantorin Reich die vielfältigen Veränderungen in der Kirche und ihrem Umfeld, die das EKG mittlerweile haben veralten lassen: Weder die Weltverantwortung der Kirche, ihr Umwelt- und Friedensengagement, noch ihre Öffnung für andere Konfessionen und zur weltweiten Christenheit fanden in den Liedern der Tradition einen angemessenen Widerhall. Ebenso wenig waren die neuen Musikstile vom Kanon bis hin zum Sacro-Pop berücksichtigt; auch die seit den 60er Jahren eingeführten Jugend- und Familiengottesdienste haben eine Vielzahl damals noch unbekannter Gesangsformen entstehen lassen.

Auf die Frage aus der Pfarrerschaft, wer denn eigentlich darüber urteile, welches Lied ein gutes Lied sei, antwortete Frau Reich: Letzten Endes kann über die Qualität von Liedern nur der wiederholte Gebrauch in der Gemeinde entscheiden.

Bei der Auswahl der Lieder für das neue EG (von 3000 Vorschlägen wurden 535 in den Stammteil übernommen, außerdem 117 in den Anhang von Hessen-Nassau) – mußte man jedoch von allgemeineren Maßstäben ausgehen. Um nicht einseitig zu werden, mussten jeweils beide Pole in einer Reihe von Spannungsfeldern berücksichtigt werden, in denen sich unser Singen abspielt:

1. Zwischen „Subjektivität“ und „Gemeinsamkeit“

Ich singe als Ich, und ich kann mich mit anderen zu einer singenden Gemeinschaft zusammenfügen. Das neue Gesangbuch enthält zwar mehr Texte als das bisherige auch für das stille Gebet des einzelnen, aber vor allem ist es für den Gebrauch im Gottesdienst, in Gemeindegruppen und auch in der Familie bestimmt: „Gott hat keine Einzelkinder“.

2. Zwischen „Spontaneität“ und „Wiederholbarkeit“

Jedes Lied wird in einer bestimmten Situation immer wieder anders gesungen, zugleich muß es von einer bestimmten Situation ablösbar sein, um immer wieder gesungen werden zu können.

3. Zwischen „Verstehbarkeit“ und „Geheimnis“

Ein Lied soll verstehbar, der Erfahrung zugänglich sein, zugleich aber soll es zum Fragen und Nachdenken reizen und offen bleiben für das „Du“ Gottes. Wenn verständliche Worte gesungen, nicht nur geredet werden, ist im gleichen Vorgang das Unsagbare damit verbunden. So kann das Singen eine Sprachschule für den Glauben werden. Und umgekehrt: Wenn Theologie wirklich eine Bemühung ist, sich Gott anzunähern, wird sie zum Gesang – nämlich wenn sie sich des „Du“ bewußt ist, dem wir gegenüberstehen. Die älteste biblische Lehre war immer ein Lied: Mirjamlied, Psalmen, Weihnachtsbotschaft der Engel, Hymnus des Philipperbriefs, Gesänge in der Offenbarung des Johannes. Das biblische Wort „Doxa“ bedeutet sowohl Lehre als auch Lobpreis, beides gehört zusammen.

4. Zwischen „Aktualität“ und „Tradition“

Ein Lied soll mich in meiner Situation abholen und anrühren – und es ist zugleich erbt aus der Tradition vergangener Erfahrungen, die nicht weitergereichte tote Asche, sondern lebendiges Feuer sind. Lieder holen mich ab – und sie warten auf mich.

Dementsprechend wird trotz der Neuerungen das vertraute Liedgut auch in Zukunft überwiegen. 70 % der Lieder wurden aus dem alten Buch übernommen; der Aufbau des Gesangbuchs besteht aus vier Hauptteilen wie bisher: Kirchenjahr – Gottesdienst – Glaube / Liebe / Hoffnung – besondere Anlässe.

Dem modernen Empfinden entsprechend wird das neue Gesangbuch erstmalig Abschnitte über „Angst und Vertrauen“ und über die „Erhaltung der Schöpfung“ enthalten. „Die Kirche“ entfällt als Rubrik zugunsten der Überschrift „Sammlung und Sendung“ – Kirche wird nicht mehr als statische Größe, sondern als lebendige, weltzugewandte Gemeinschaft gesehen.

5. Zwischen „Pluralität“ und „Integration“

Jeder sollte im Gesangbuch Lieder finden, die seinem eigenen Frömmigkeits- und Musikstil entsprechen, zugleich aber auch dazu ermutigt werden, das Lied des anderen mitzusingen.

Neue Lieder mit Kehrversen und biblische Erzähllieder lassen Glaubensinhalte lebendig werden und prägen im Hin und Her der Stimmen biblische Geschichte ein – verständlich für Kinder, ohne die Erwachsenen auszuschließen. Die Zahl der Advents- und Weihnachtslieder wurde vermehrt -auch im Blick auf Familiengottesdienste. Für die Passionszeit wurden neue Lieder hinzugefügt, die zum Teil das Passionsgeschehen weniger dogmatisch als bildhaft darstellen. Nur das Fest der Himmelfahrt Christi hat die Phantasie der neueren Liederdichter offenbar kaum angeregt.

In gewissem Sinn wird das neue Gesangbuch jedoch auch „konservativer“ sein als das bisherige: Alte Formen des Psalmen-Singens, meditativer Gesang, wie er aus der Gemeinschaft von Taizé bekannt ist, und auch gefühlvolle Lieder des 19. Jahrhunderts, die im EKG verpönt waren, finden im EG wieder ihren Platz. So wird man nun „So nimm denn meine Hände“ oder „Stille Nacht“ wieder aus dem Gesangbuch singen können.

Nach dem beeindruckenden Vortrag verständigte sich die Dekanatskonferenz Alzey darauf, das neue Gesangbuch zu Beginn des neuen Kirchenjahres am 1. Advent 1994 in unseren Gemeinden einzuführen. Am 27. August 1994 kommt Kantorin Christa Reich noch einmal in unser Dekanat: Auf einem „Singetag“ in Armsheim von 9.30 – 13.00 Uhr gibt sie allen interessierten Gemeindegliedern im Dekanat Alzey Gelegenheit, sich ganz praktisch in das neue Gesangbuch einzusingen.

Der folgende Artikel von Norbert Schütz stand im August 1994 in der Mainzer „Allgemeinen Zeitung“, Lokalteil Alzey.

„Rucksäcke gibt’s dazu!“

Evangelischer Gesangbuchtag im Dekanat Alzey mit Frankfurter Kantorin Christa Reich

Armsheim. „Ich muss Ihnen nochmal sagen, dass der viertletzte Ton tiefer ist, aber sie können trotzdem so singen, wie es Ihnen gefällt!“ Kantorin Christa Reich aus Frankfurt stellte in der Armsheimer Kirche mit humorvollem Ton das bald neu erscheinende „Evangelische Gesangbuch“ (EG) vor.

Zu einem „Gesangbuchtag“ hatte die Arbeitsgemeinschaft Kirchenmusik im Evangelischen Dekanat Alzey eingeladen. Dreißig interessierte Gemeindeglieder, Organisten und Geistliche kamen im Chorraum der Kirche zusammen, um sich mit dem EG vertraut zu machen. Frau Reich ermutigte dazu, kurze Singsprüche, Kanons und Kehrverse auswendig zu singen – das neue Gesangbuch soll nämlich nicht dazu missbraucht werden, ständig „mit gesenktem Kopf am Text zu kleben.“ An neuen Singformen bietet die neue Liedersammlung eine reichhaltige Auswahl. Zum Wechselgesang zwischen verschiedenen Teilen der Gemeinde meinte Frau Reich: „Der Witz ist: die einen dürfen noch atmen, während die anderen schon singen.“

Beim Singen sei der ganze Mensch beteiligt: sein Körper, der die Atmung, die Stimmbänder, das Zwerchfell bereitstellt; sein Kopf, der die Worte zu verstehen sucht; sein Gemüt, auf das die Töne wirken; und auch sein Wille, der durch ein Lied verändert, motiviert und aufgebaut werden kann. Die Kantorin erwähnte in diesem Zusammenhang, dass in Vietnam Musikgruppen als Unterstützung der Therapie in Krankenhäusern eingesetzt werden.

Wichtig ist laut Christa Reich auch die Übereinstimmung zwischen einem Liedtext und der Art, wie er gesungen wird. Das aus der hebräischen Sprache übernommene Wort „Amen“ sollte zum Beispiel so nachdrücklich gesungen werden, wie es gemeint ist, nämlich als Antwort der Gemeinde auf ein Gebet: „So soll es sein, das will ich!“ Ein frohes Lied wird durch eine getragene Melodie erdrückt; die Melodie muss jeweils dem Text entsprechen.

So spiegelt das neue Lied 534 im neuen Gesangbuch, das das Sterben mit dem Gang über eine Brücke zu Gott vergleicht, schon im Notenbild das Bild der Brücke wider; und im Gegenüber zweier eigentlich nicht zueinander passender auf- und absteigender Dreiklänge (D- und Es-Dur) wird auf faszinierende Weise genau die Spannung erlebbar gemacht und aufgelöst, die der Text zu beschreiben versucht.

In einem Vortragsteil nahm Kantorin Reich zur Frage Stellung, wozu ein neues Gesangbuch überhaupt notwendig sei. Kein Gesangbuch habe in der Vergangenheit mehr als zwei Generationen überdauert, da jede Zeit ihre eigene Sprache spricht. Das jetzt neu erscheinende EG legt, 44 Jahre nach der Einführung des „Evangelischen Kirchengesangbuchs“, großen Wert auf Vielfalt – in den Singformen, im Frömmigkeitsstil und auch in der Herkunft der Lieder. „Die Welt ist heute kleiner geworden“: der millionenfache Hungertod von Menschen spiegelt sich daher genauso in manchen Liedern des Gesangbuchs wider wie die zum Teil ganz andere Eigenart, in der man in Afrika, Norwegen oder Holland christliche Lieder singt.

Lieder, die wir mit der katholischen Schwesterkirche gemeinsam haben, werden wie im katholischen „Gotteslob“ an einem „ö“ zu erkennen sein; die bürokratisch genauen evangelischen Deutschen klammern dieses „ö“ jedoch ein, wenn ein Lied, wie zum Beispiel das alte katholische Marienlied „Es ist ein Ros entsprungen“, nur zum Teil ins EG aufgenommen wurde.

Hinzugefügt wurden auch neue Lieder zu alten Themen, da man heute etwa über das „ewige Leben“ und den „Himmel“ ganz anders spricht als früher. Umgekehrt fallen achtzig Lieder aus dem alten Gesangbuch einfach weg, da sie nie gesungen wurden. Neue rhythmische Lieder stehen vor allem im neuen hessen-nassauischen Anhang, auch einige in den Gemeinden bereits liebgewonnene „Ohrwürmer, die man abschütteln will, aber sie krabbeln zum andern Ohr wieder rein“ (Reich).

Auf die Frage, ob zu dem erheblich umfangreicheren Buch auch gleich eine Tragetasche mitgeliefert werde, meinte Christa Reich schmunzelnd: „Ja, Rucksäcke gibt’s dazu!“

Zum Schluss der Veranstaltung ließen sich die Teilnehmer auf ein Experiment ein: durch die Kirche zu schreiten, dabei einen einfachen Kanon zu singen und den Kirchenraum dabei einmal ganz anders zu erfahren.

„Innerlich ‚frei‘ sein“?

Leserbrief von Helmut Schütz zu einem Artikel
in der Mainzer Allgemeinen Zeitung im Juni 1993

Ich habe nichts dagegen, wenn eine liebe Abiturientin des Elisabeth-Langgässer-Gymnasiums unserem Sohn am Tag ihrer Entlassfeier einen Farbklecks auf die Nase tupft. Ich verstehe auch, wenn Abiturienten ihr äußeres Freigewordensein von neun- oder mehrjährigem Stress auf der „Penne“ mit ausgefallenen Gags der Schülöffentlichkeit gegenüber kundtun möchten.

Mein Humor hört aber dort entschieden auf, wenn Abiturienten ihre jüngeren Mitschüler mutwillig mit Kleister einschmieren und ihre Kleidung mit (eben doch nicht auswaschbarer) Farbe dermaßen verdrecken, dass manche Sachen einfach nicht mehr brauchbar sind (mal abgesehen von der Arbeit, die die Reinigung für die Eltern bedeutet).

Ich schätze einige der diesjährigen Abiturientinnen und Abiturienten wegen ihres Engagements für die Schülerschaft und für die Umwelt sehr und möchte gerade deswegen endlich einmal meinem Ärger darüber Luft machen, dass die Entlassung nach der „Reifeprüfung“ jetzt offenbar alle Jahre wieder mit der Verängstigung mancher jüngerer Schüler und mit Sachbeschädigungen einhergeht. Wobei ich hoffe, dass es nur Gedankenlosigkeit ist, die einen Teil der Abiturklasse so handeln lässt, und dass diese Angelegenheit nichts mit der vom Schulleiter beklagten zunehmenden Gewaltbereitschaft in unserer Gesellschaft zu tun hat.

Mit mehr Phantasie bei der Gestaltung ihres Entlasstages würden die Abiturienten sich sicher einen höheren Grad von „Reife“ und „innerer Freiheit“ bescheinigen. Wenn ich noch daran denke, wie wir damals nach unserem eigenen Abitur riesige Karikaturen unserer „Lieblingslehrer“ an einen Leiterwagen gepappt haben und mit dem Traktor durch die Stadt gefahren sind...

Helmut Schütz, Alzey

Zur tiefenpsychologischen Bibelauslegung von Eugen Drewermann

Durch die Bilder der Bibel spricht Gott zu unserer Seele

Leserbrief von Helmut Schütz, Alzey, am 22. März 1992,
zu einem Artikel in der Mainzer Allgemeinen Zeitung vom 8. Februar 1992:
„Drewermanns Lehre geistert durch alle Predigten“

Ich bin einer der evangelischen Pfarrer, durch dessen Predigten „Drewermanns Lehre geistert“, genauer gesagt: ich fühle mich ihm verwandt in seiner Grundhaltung einer seelsorgerlich geprägten Verkündigung und habe von Drewermanns Art, sich vom Geist der biblischen Wahrheit heute ansprechen und berühren zu lassen, viele wertvolle Anregungen bekommen.

Bestürzt haben mich die nur negativen Stellungnahmen zu Drewermann in den Leserbriefen vom 21. März. Hat jemand von den Kritikern Drewermann selbst überhaupt gelesen? Es ist eine furchtbare Unterstellung, zu sagen, Drewermann wolle das Gewissen zum Schweigen bringen, wolle „Begriffe wie Beten, Opfer, Sünde, Buße, Demut, Ehrfurcht... mit seinem psychologischen Begriff der Angst abtun“. Er greift auch nicht „Jesus als den Sohn Gottes und als den Christus“ an.

Drewermann ist ein tiefgläubiger Christ, der sich die ernsthafte Frage stellt, wie Gott eigentlich zu uns Menschen reden kann. Er sagt einmal: „Gott hat keine andere Sprache an uns als die Sprache der Seele in uns“, nur auf dem Wege über die Bilder, die tief in unserer Seele verborgen liegen, kann Gott uns erreichen, anrühren, innerlich verwandeln. Wenn er als Hilfsmittel, um die Bilder der Bibel zu verstehen, tiefenpsychologische Einsichten verwendet, dann nicht, um Theologie in Psychologie aufzulösen, sondern um uns Menschen des 20. Jahrhunderts begreiflich zu machen, was der lebendige Gott uns sagen will. Wer dagegen fordert, alle biblischen Erzählungen und Bilder wortwörtlich, buchstäblich als Tatsachenbeschreibungen aufzufassen, der geht gerade am Sinn, am Geist der Bibel vorbei.

Für Drewermann ist in der Tat die „Angst“ ein wichtiger Begriff. Angst ist für ihn die Grundhaltung des Menschen ohne Gott, ohne das Vertrauen zu einer die Schöpfung und den Menschen tragende Macht. Diese Angst ist theologisch gleichbedeutend mit dem Begriff „Sünde“ = „Absonderung von Gott, Trennung zwischen Mensch und Mensch, Entfremdung von meinem eigentlichen Wesen“. Sie führt zu allen Formen des Bösen und der Schuld (die Drewermann gerade nicht auf billige Weise wegerklären und verharmlosen will), indem der Mensch sich einen Ersatz zu verschaffen versucht für das, was ihm Gott eigentlich schenken will: Liebe, Vertrauen, Hoffnung.

Angst in diesem Sinn, Angst als Sünde, als Gottferne, kann nur überwunden werden, wenn Gott uns neues Vertrauen schenkt, wenn er selbst zu uns kommt. Das hat er in dem Menschen Jesus getan. Jesus hat das Vertrauen zu seinem himmlischen Vater so radikal gelebt, bis hin zum Opfer seines Lebens am Kreuz, da auch wir in der Nachfolge Jesu wieder Vertrauen zu Gott und zum Leben finden können. In diesem Sinne ist Jesus auch für Drewermann und für mich „von der Jungfrau geboren“, nicht ein Spross menschlicher Selbstbehauptung, sondern ein Geschenk des Geistes Gottes. Er ist „auferstanden“, weil im Vertrauen auf Gott im Tod nicht alles aus ist, sondern wir in der Liebe Gottes geborgen bleiben. Er ist „aufgefahren in den Himmel“, weil Gott im Himmel seit den Tagen Jesu für alle Zeit und Ewigkeit das menschliche Gesicht Jesu trägt, der uns liebt und in einer Welt der Angst getrost leben lässt.

Religiöse Texte in ihrem symbolischen Gehalt ernst nehmen

Leserbrief von Helmut Schütz zum Artikel von Ulrich Bergner
in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ vom 1. März 1992, S. 4:
„Jesus verkommt zum reinen Symbol“

Liebe Redaktion, liebe Leser(innen) der „Evangelischen Kirchenzeitung“!

Als Teilnehmer am Wintervortrag „Jesus – Symbol oder Wirklichkeit“ von Prof. Lüdemann über Eugen Drewermanns Bibelauslegung habe ich mich über den entsprechenden Artikel in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ (Nr. 9, 1992) geärgert. Aufgrund des Vortrages hatte ich angenommen, dass Lüdemann auf Gefahren aufmerksam macht, denen man erliegen kann, wenn man einer symbolisch ausgerichteten, tiefenpsychologisch orientierten Exegese folgt. In der Zeitung heißt es nun kategorisch: „Jesus verkommt zum reinen Symbol“!

Ich habe selbst Drewermann gelesen und weiß, dass er an der konkreten geschichtlichen Gestalt Jesu durchaus interessiert ist. „Es wäre gut“, schreibt er zum Beispiel im Kommentar zum Markusevangelium (Band 2, S. 341, Anmerkung 27), „wenn in theologischen Auseinandersetzungen die symbolische Einheit von Archetypischem und Historischem in der Sprache der Religion endlich begriffen, statt in einem unsinnigen Entweder-Oder aufgelöst würde.“ Sein Anliegen ist die zentrale Einsicht, dass sich die Bedeutung geschichtlicher Ereignisse und Persönlichkeiten – und erst recht ihre religiöse Bedeutung – gar nicht anders als in symbolischer Sprache ausdrücken lässt. Er verachtet also die Historie gar nicht. Vielmehr nimmt er die Ergebnisse der historisch-kritischen Exegese ernst, denen zufolge die meisten religiösen Texte, die im Gewand scheinbar historischer Berichte auftreten, in Wirklichkeit mythen-nahe oder legendenhafte Erzählungen sind. Darüber hinaus geht er aber davon aus, dass auch sie gerade mit ihrem symbolhaften Inhalt entscheidend zum Verständnis auch des historischen Geschehens beitragen, in dessen Zusammenhang oder Umfeld diese Texte entstanden sind.

Wenn Lüdemann einerseits kritisiert, dass Drewermann nicht genug nach der subjektiven Aussageabsicht zum Beispiel des Markus frage, andererseits ihm aber vorwirft, durch ein durchweg negatives Pharisäerbild dem Dialog zwischen Christen und Juden zu schaden, dann widerspricht sich Lüdemann übrigens selbst. Denn Markus selbst hat ja wohl die Absicht, Jesus und die Pharisäer in scharfem Gegensatz zueinander darzustellen. Gerade die historisch-kritische Methode fragt jedoch hinter den Text zurück, ob das Bild des Markus von den Pharisäern der damaligen historischen Wirklichkeit der Pharisäer überhaupt gerecht wird. Drewermann teilt die Auffassung, dass die Darstellung der Pharisäer bei Markus historisch nicht zutrifft; der Evangelist schrieb ja nicht als Historiker, sondern als Prediger, der aus seinem Glauben heraus die Bedeutung der einzigartigen Person Jesu Christi den Menschen aller Zeiten vor Augen stellen und damit wiederum Glauben wecken wollte. Hierzu Drewermann selbst (Markusevangelium II, S. 532, Anmerkung 10): „Man wird die zeitbedingte antijüdische Polemik der Evangelisten erst dann überwinden, wenn man die Typologie ihrer legendenhaften Darstellungsweise gerade mit psychologischen Mitteln auf die in ihnen enthaltenen wesentlichen Konflikte der menschlichen Existenz und der menschlichen Geschichte bezieht, oder die vier Evangelisten haben uns Heutigen an der entscheidenden Stelle ihrer ‚Verkündigung‘ schlechterdings nichts mehr zu sagen!“

Mir scheint, dass das wichtigste Anliegen Drewermanns, religiöse Texte gerade in ihrem symbolischen Gehalt ernstzunehmen und ihren Ursprung und Widerhall in den Tiefen der menschlichen Seele aufzuspüren, von Herrn Lüdemann in seiner vollen Bedeutung nicht gewürdigt wurde. Es geht dabei nicht um das Eintragen heutiger Symbole in alte Texte entgegen der Aussageabsicht des damaligen Verfassers. Vielmehr können nach Drewermann die alten Texte uns heute nur dann noch im Tiefsten unserer Seele ansprechen, wenn es zwischen heute und damals eine gemeinsame Basis gewisser Grunderfahrungen menschlichen Erlebens gibt (auch wenn im einzelnen die Inhalte archetypischer Symbole sich durchaus wandeln können).

Und schließlich geht es auch nicht um die Ersetzung von Theologie durch Psychologie, sondern um die Frage, in welcher Sprache der lebendige Gott denn eigentlich zu uns reden kann – in der verstandesbetonten Sprache wissenschaftlicher Theologie (die zur Klärung von Sachverhalten ihren wichtigen Stellenwert hat) doch wohl kaum. Dazu noch ein schöner Satz von Drewermann selbst (Tiefenpsychologie und Exegese, Band 1, S. 484): „Gott hat keine andere Sprache an uns als die Sprache der Seele in uns; wer als Theologe sich weigert, diese Sprache geduldig und bescheiden zu lernen, wird Gott nicht hören können...“.

Mit freundlichen Grüßen
Helmut Schütz, Alzey

Das ist wahr – in der Phantasie

Leserbrief von Helmut Schütz zu einem Artikel in der Mainzer Allgemeinen Zeitung im Dezember 1991: „Die Wahrheit hat noch Zeit“:

Sehr geehrte Leserinnen und Leser, im Artikel „Die Wahrheit hat noch Zeit“ vom 4.12.1991 warnen Pädagogen der Aktion Sorgenkind davor, aus „falsch verstandener Wahrheitsliebe“ Kinder zu früh mit der „Tatsache“ zu konfrontieren, „dass es den Weihnachtsmann nicht gibt.“

Ich denke, das Problem liegt gerade darin, dass wir verkopften modernen Erwachsenen nur noch eine einzige Art von „Wahrheit“ kennen: die nackten Fakten, die Tatsachen des alltäglichen Lebens. Kindern billigen wir zu, die Realität noch nicht wirklich zu verstehen, die dürfen noch an Märchen, an den Weihnachtsmann, an den lieben Gott glauben.

Wir haben unseren Kindern, auch als sie klein waren, nie gesagt, dass „es“ den Weihnachtsmann oder das Christkind „gibt“ oder „nicht gibt“. Wir haben ihnen die Geschichten voller Geheimnis und Phantasie erzählt, und wenn sie gefragt haben: „Ist das wahr?“ dann haben wir gesagt: „Ja, das ist wahr – in der Phantasie. Und die Phantasie ist nicht weniger wert als die Wirklichkeit.“ So wussten sie zum Beispiel, welche Person den Nikolaus spielte, von dem sie Geschenke bekamen, und dennoch freuten sie sich wie alle anderen Kinder auf ihn – in der Phantasie war er auch für sie eben „der Nikolaus“. Schade, wenn man einem heranwachsenden Kind irgendwann sagen muss: „Das war ja alles nur ein Kindermärchen! Für Erwachsene ist das nicht wahr.“

In einer Zeit, in der sich Theologen wie Eugen Drewermann und viele Pfarrer(innen) in den Kirchen darum bemühen, den Menschen unserer Tage auch die biblischen Bilder wieder so nahezubringen, dass sie sich selbst – ihre eigene innere Wahrheit – darin wiederfinden können, sollten wir auch in der Erziehung von Kindern nicht so tun, als gebe es den Unterschied zwischen Phantasie und Wirklichkeit nicht. Und das nicht etwa, weil die äußere Wahrheit der Tatsachen besser oder allein bedeutsam wäre gegenüber der inneren Welt von Hoffnungen und Wünschen, von Angst und Vertrauen, von Bildern und Phantasie – nein, im Gegenteil, weil die Wahrheit von Dichtung, Legende, Märchen und insbesondere religiöser Glaubenszeugnisse mindestens ebenso wichtig, ja lebensnotwendig für die Menschen ist, für Kinder und Erwachsene.

Helmut Schütz, Alzey

Nicht um jeden Preis von jedem Tabu lösen

Leserbrief von Helmut Schütz zu einer Sendung des Norddeutschen Rundfunks im August 1982 „Frühe Sexualerziehung – Wie weit kann und soll sie gehen?“

Eine gute, anregende Sendung zu einem wichtigen Thema – allerdings mit einigen für mich ärgerlichen Punkten.

Gestört hat mich zum Beispiel, dass keiner der anwesenden Psychologen auf die nicht-sprachlichen Signale eingegangen ist (angstvolle Augen, schnelle Sprechweise), durch die Dorothea nach meinem Eindruck ihre lockeren Thesen zur tabufreien Sexualerziehung selbst in Frage stellte.

Schlimmer war aber, dass in einer Sendung mit der erklärten Frage nach den „Gefahren“ einer allzu freien Sexualerziehung nicht klar unterschieden wurde zwischen körperlicher Nähe und Zärtlichkeit, die – als nicht-sexuell gemeint – Kinder und auch Jugendliche zu ihrem seelischen Überleben von ihren Eltern notwendig brauchen, und einer sexuell verstandenen körperlichen Beziehung zwischen Eltern und Kindern.

Wenn Eltern ihre Kinder, und sei es auch unbewusst, in die Rolle eines Sexualpartners drängen, überfordern sie sich und fügen ihnen seelischen Schaden zu. Auf jeden Fall verlieren sie die Fähigkeit, ihren Kindern und Heranwachsenden den elterlichen Schutz zu geben, den sie ihm Ausprobieren ihrer Freiheit und Verantwortlichkeit brauchen, und lassen sie in ihren Konflikten in Wirklichkeit allein.

Dass es nicht darauf ankommt, sich um jeden Preis von jedem Tabu zu lösen, sondern im Bewusstsein der eigenen Gefühle und der eigenen elterlichen Schutzfunktion für sich und seine Kinder zu sorgen – das hat nach meinem Empfinden die eine Teilnehmerin bewundernswert zum Ausdruck gebracht, die von ihren Ängsten sprach und davon, wie sie als Mutter ihren beiden Töchtern ein wirkliches Gegenüber zu sein wagt.

Helmut Schütz, Reichelsheim/Wetterau

Sind junge Männer generell nicht heiratsfähig?

Leserbrief von Helmut Schütz an Alexander Borell,
Lebensberater in der Zeitschrift „Gong“, im Dezember 1981

Sehr geehrter Herr Borell, über ihre Antwort auf den Leserbrief „Mein Mann betrügt mich“ (Gong 1/82, Seite 86) habe ich mich geärgert – da ich den Eindruck hatte, dass Sie im Allgemeinen über die Zuschriften nachdenken (bzw. Ihr Team), sich einfühlen und notfalls konfrontieren können.

Mich stört schon der erste Abschnitt, in dem Sie erkennen lassen, wie lästig Ihnen die Beschäftigung mit immer dem gleichen Problem („Frühehen“) ist. Dann die pauschale Aburteilung aller Männer in früh geschlossenen Ehen, bzw. nicht „-urteilung“, sondern Einstufung als nicht fähig zur Verantwortung – wodurch dem Mädchen sozusagen die Haupt- oder alleinige Verantwortung zugeschoben wird. Sind alle jungen Männer „natürlicherweise“ unfähig, in einer Ehe Bindung und Freiheit zu erfahren? Ich bezweifle es. Sind sie alle fast zwangsläufig auf eine Flucht in andere Beziehungen angewiesen? Ich kann das aus meiner Erfahrung (als Gemeindepfarrer, der übrigens mit 22 Jahren geheiratet hat, und mit jetzt 29 Jahren) nicht so pauschal bestätigen.

Nun gut, Sie bekommen all die Briefe von jungen Leuten in ähnlicher Lage. (Bezieht sich eigentlich die Zahl 99 von 100 auf die, die Ihnen schreiben, oder auf bestimmte statistische Untersuchungen?) Aber im konkreten Fall vermissem ich doch das Eingehen auf die Lage und Gefühle der jungen Frau. Sie verengen durch Ihre ausschließliche Vorliebe für das Problem der früh geschlossenen Ehe und männlichen Unreife den Blick für mehrere andere Probleme.

Zum Beispiel: es hat nie Streit gegeben, er hat es gut zu Hause gehabt, sagt die junge Frau. Anscheinend haben die beiden es nicht gelernt, ihre Konflikte wahrzunehmen, voreinander auszusprechen und gemeinsam zu lösen. Sie wissen nicht, dass sie verschieden sein können und sogar streiten können, und gerade so zu einem tieferen Verständnis füreinander gelangen können.

Oder: er hält sie finanziell kurz, scheint aber auf Scheidung keinen Wert zu legen – vielleicht weil sie ihn so gut versorgt? Wie steht es mit dem Verständnis der beiden von ihrer jeweiligen Rolle?

Oder: sie hat zwei Selbstmordversuche hinter sich. Wäre da nicht der Hinweis auf eine Therapiemöglichkeit angebracht, auf Beratungsstellen oder Telefonseelsorge: Denn entweder ist sie akut bedroht oder sie greift zu diesem Mittel, um ihren Mann (mehr unbewusst als bewusst) zu erpressen. Beides sind Probleme, die man kaum durch eine schriftliche Antwort lösen helfen kann.

Mit keinem Wort gehen Sie darauf ein, wie beide denn überhaupt miteinander umgehen. Sie soll Offenheit, Geduld und Verständnis aufbringen – aber was macht sie

mit ihrem Gefühl des Verletztseins, was mit ihrer Abhängigkeit von ihm, die anscheinend besteht?

Vielleicht haben Sie all diese Problem auch gesehen, haben aber von Ihrer Erfahrung her es nicht für gut befunden, darauf einzugehen. Geärgert hat mich nur, dass dem einen letzten Abschnitt, in dem Sie einen guten Rat geben, sieben lange Abschnitte vorausgehen, in denen Sie ein Klagelied über die schlimmen Frühehen anstimmen und in denen der jungen Frau suggeriert wird, „sie habe es eben auch nicht begriffen“, dass Männer mit 19 noch nicht heiratsfähig sind. Ob sie sich daraus nicht Selbstvorwürfe machen wird?

Ich könnte als Seelsorger so von fern ihr nicht raten – da sind Sie in einer anderen Situation als ich, die oft schwerer ist, deshalb verstehe ich Sie auch. Ich wünsche Ihnen weiterhin wieder eine glückliche Hand beim Beraten!

Ihr Helmut Schütz, Pfarrer in Reichelsheim/Wetterau

Dazu ergänzte ich am 20. Februar 2015 folgende Notizen:

Am 30. April 1982 erhielt ich eine sehr persönliche und wertschätzende Antwort von Alexander Borell, in der er mich unter anderem zu einem Besuch bei sich zu Hause einlud, um sich ausführlicher mit mir zu unterhalten. Leider war es mir nicht möglich, ihn tatsächlich zu besuchen.

Zu meinem Leserbrief schrieb er unter anderem, ihm sei die Beschäftigung mit dem Thema „Frühehen“ nicht lästig gewesen. Vielmehr habe er das Gefühl gehabt, sich „bei den Lesern entschuldigen zu müssen, weil ich eben gerade dieses Problem schon sehr oft und ausführlich behandelt habe“.

Inhaltlich verwies er auf den „Scheidungsprozentsatz bei Frühehen“ von „im Augenblick bei 74 Prozent“ und begründete nochmals eingehend seinen Standpunkt, dass reifere Menschen „nicht so blind verliebt feste Bindungen“ eingehen und „deshalb eine größere Sicherheit für eine beständigere Partnerschaft“ geben.

Abschließend stellte er die Vorteile einer brieflichen Kommunikation langen persönlichen Gesprächen gegenüber, in denen „sich alles stundenlang im Kreise“ dreht „und es kommt letztlich nichts dabei heraus“, denn „ein Brief ist bereits der Beginn einer Therapie, weil er den Schreiber zunächst einmal zwingt, über sich und sein Problem nachzudenken und es in eine kurze Form zu bringen. Damit ist schon bereits etwas geholfen.“

Diesem Gedanken kann ich rückblickend einiges abgewinnen: Immerhin mache ich seit vielen Jahren auch Beratung per Email und sehe darin ähnlich viele Chancen wie in einem persönlichen Gespräch.

Angst vor dem Sozialismus?

Leserbrief von Helmut Schütz

an die Redaktion der Kirchenzeitung „Unsere Kirche“ im Juni 1975

Sehr geehrte Redaktion!

In seinem Leserbrief (uk 20/75) zieht Herr Effey gegen das Komitee „Freiheit für Wort und Dienst in der Kirche“ mit den Barmer Thesen zu Felde. Marxismus sei nicht mit der Verkündigung des Evangeliums zu vereinbaren.

Darüber kann diskutiert werden. Für mich bedeutet der Marxismus keine Glaubenslehre, aber eine sehr wertvolle und bis heute fruchtbare Theorie, mit der man gesellschaftliche Ursachen von Armut, Unrecht, Elend, Unterdrückung usw. erklären und zu politischem Handeln kommen kann. Dabei ist völlig klar, dass man gegenüber dem vergangenen Jahrhundert veränderte Verhältnisse berücksichtigen muss, den stalinistischen Abweg und die Ineinsetzung von Atheismus und Sozialismus kritisieren muss und die Rolle von Reformen und Gewaltfreiheit auf dem Weg zum Sozialismus klären muss.

Wie vielen anderen geht es Herrn Effey allerdings nicht um die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Ausprägungen des Sozialismus und Kommunismus, nicht um die Frage, wie man in der Kirche „in Spannungen beieinander bleiben“ kann. Aus Angst vor dem Sozialismus unterbleiben Diskussionen, die offen sind für Selbstkritik – sei diese Angst in unserem Land auch noch so verständlich nach Stalinismus und Kalten Krieg, der Aufhebung bürgerlicher Rechte in der DDR (die bisher auch nicht den Versuch gemacht zu haben scheint, die obersten kapitalistischen Werte – Wachstum! – durch sozialistische – Umweltschutz! – zu ersetzen und der nicht um Verständnis, sondern Bekämpfung bemühten Kritik am Osten in der Bundesrepublik.

Zurück zu den angeführten Barmer Thesen. Genau sie sind dem Gründungsauftrag des Komitees (samt anderem Informationsmaterial erhältlich bei Prof. Dr. Dieter Stoodt, Universität Frankfurt/Main, Robert-Mayer-Str. 15, Fachbereich 6) vorangestellt. Denn auch in der Rechtfertigung des Kapitalismus als notwendiges Übel, in der Blindheit für die katastrophalen Folgen der kapitalistischen Wirtschaftsform für die Dritte Welt und unsere Umwelt (um nur zwei Beispiele herauszugreifen), liegt eine Ideologie. Sie schützt die Interessen der wenigen, die in unserer Gesellschaft und in multinationalen Konzernen die Verfügungsgewalt über Produktionsmittel haben.

Christen haben Grund, Angst vor dem Sozialismus abzubauen zugunsten einer offenen Diskussion. Was zum Beispiel die Angst vor dem Atheismus betrifft, so ist gelebter Glaube, gelebtes Vertrauen auf die Kraft und Realität des Evangeliums, des kommenden Reiches Gottes die einzig überzeugende christliche Antwort. Vielen unter

uns linken Christen wird doch die Kirche als Leib Christi deswegen so unglaublich, weil angstüberwindender und unrechtsbekämpfender Glaube so viel seltener vorkommt als angstvolle Verketzerung von Theologen wie Dorothee Sölle und angstvolle Bemühung um die Erhaltung des Bestehenden.

Mit freundlichen Grüßen

Helmut Schütz, Mainz-Gonsenheim

Zwänge der Arbeitswelt

Leserbrief von Helmut Schütz

an die Kirchenzeitung „Unsere Kirche“ zu einem Artikel im April 1974

Ein Artikel über die Arbeitswelt, in dem Arbeitskämpfe pauschal verfehmt werden, ist ein ziemlich starkes Stück zum 1. Mai. Wie soll man es sonst verstehen, wenn es dort heißt: „Wir leben in einer Industriegesellschaft..., in der die Räder... nicht stillstehen dürfen, wenn es nicht zu ernsthaften, weitwirkenden Rückschlägen kommen soll“?

Dass gleich im Anschluss an diese Behauptung der 1. Mai als Feiertag dargestellt wird, der „Zusammenhänge deutlich macht“, ist entweder ein Widerspruch oder eine Frechheit, denn es wird gar nicht davon ausgegangen, dass irgendjemand überhaupt dieses „gewaltige Getriebe des Ganzen“ durchschauen könnte, nein: es wird schlicht zur Unterwerfung unter die Zwänge dieses Getriebes aufgerufen, fein umschrieben durch den Satz, der „einzelne“ möge „seinen verantwortlichen Platz in diesem ungeheuren Ganzen... erkennen und... bejahen“.

Sicher sind für Arbeiter die Zwänge der Arbeitswelt wirklich schwer zu durchschauen (wer hat ihnen darüber in der Schule etwas erklärt?). Sicher liegt es aber auch im Interesse der Arbeitgeber, wenn Arbeiter nicht so genau zu unterscheiden vermögen zwischen solchen Zwängen, die in der Natur einer Sache begründet sind, und solchen, die in einer Art von Herrschaft ihren Grund haben, die Menschen über Menschen ausüben. Die dauernde Klage über die fehlende Solidarität unter Arbeitern, dass selbst Arbeiter, die miteinander am selben Arbeitsplatz arbeiten, sehr oft nicht füreinander eintreten, ist zum Beispiel nicht nur auf den naturgemäßen menschlichen Egoismus zurückzuführen; denn der Egoismus wird vielfach durch abgestufte übertarifliche Zuwendungen angestachelt; die Angst vor Arbeitsplatz- oder Lohngruppenverlust hält viele davon ab, sich für Kollegen einzusetzen, den „Mund aufzumachen“.

Der Artikelschreiber ist in der Gefahr, den christlichen Glauben als Opium zu verkaufen. Die Bejahung des Lebens im Glauben darf aber doch gerade nicht die Bejahung, sondern die schärfste Verneinung der Sünde bedeuten, äußere sich diese nun im Leben des einzelnen oder in den gesellschaftlichen Strukturen und Lebensbedingungen, auch am Arbeitsplatz und im Betrieb. Der Sinn schwerer oder monotoner Arbeit wird in dem Artikel ausschließlich nach außen verlegt; in der Arbeit selbst braucht nicht der geringste Sinn zu liegen. In Zeiten, wo es nicht anders geht, ist es sicher hilfreich, einen Halt zu wissen, der nicht von der augenblicklichen Lage abhängig ist, aber kann es denn das Ziel bleiben, sich für ein ganzes Leben in die Sinnlosigkeit der doch mindestens die Hälfte des Wachlebens ausmachenden Arbeitszeit zu ergeben? Schlimmer noch: kann sich ein Kirchenmensch, der außerhalb der Arbeitswelt steht,

die Ermahnung zu dieser Ergebung leisten? Glaube treibt doch zum Handeln, zum Verändern. Man setzt sich ein für Kollegen, steht zusammen für gemeinsame Forderungen, sucht alle Möglichkeiten auszuschöpfen und neue Möglichkeiten zu schaffen, nicht immer nur von Befehlen von oben abhängig zu sein, sondern mitzubestimmen und selbst zu entscheiden, man ist nicht mehr „einzeln“. Das sind doch Dinge, von denen der Sinn der Arbeit auch abhängt. Nicht im Thomasevangelium, sondern im Neutestamentlichen Kanon (Matthäus 18, 20) steht das Jesuswort, das auf die Überwindung der Vereinzelung zielt: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“.

Helmut Schütz, Mainz

Sölles „Linke Theologie“

Leserbrief von Helmut Schütz
zu Artikeln in der Kirchenzeitung „Unsere Kirche“ im März 1970

Als 17-Jähriger konnte ich noch gar nichts mit der Theologie von Dorothee Sölle anfangen. Das hat sich im Lauf der Jahre und Jahrzehnte geändert.

Lieber redax!

Ich möchte Stellung nehmen in der Auseinandersetzung zwischen „Rechter“ und „Linker Theologie“, insbesondere zu Frau Sölles Vortrag in Gütersloh (uk 12/70):

Frau Sölle setzt keine Hoffnung mehr in einen „überweltlichen Gott“, der eine so große Macht und Liebe darstellt, dass sie der Mensch rational (mit seinem Verstand) nicht fassen und beweisen kann. Sie hat nicht den Glauben an den heute lebenden Christus (in dem sich Gott den Menschen offenbart hat), der es etwa einem Menschen wie Wurmbrand möglich macht, die Liebe Gottes auch in schwerstem Leid zu erfahren, Liebe, die auch vor dem Tod nicht haltmacht.

So schraubt sie ihre Hoffnung auf einen diesseitigen Idealismus zurück, den sie unter dem Etikett „Linke Theologie“ anbietet: „Gott außerhalb einer sozialen Erfahrung gibt es nicht“; „der Mensch (ist) durch sachliche Information zum Guten veränderbar“. Abgesehen davon, dass sich ihr Begriff von „gut“ an der Gesellschaft und nicht am Reich Gottes orientiert, halte ich es für unmöglich, dass jeder Mensch durch sachgerechte Information allein zur Überwindung seines Egoismus gebracht werden kann. Sie hat nicht erkannt, dass jeder Mensch immer wieder schuldig wird und dass nur Christus ihn von dieser Schuld befreien kann. Diese Befreiung kann allerdings auch nur im Glauben erfahren werden.

Gott liebt jeden einzelnen Menschen; daher setzt sich auch der glaubende, an ihn gebundene Mensch für die anderen Menschen ein. Wenn er die Voraussetzungen zum politisch-sozialen Engagement hat, wird er sich dazu verpflichtet fühlen; wenn sie ihm fehlen, hat er sicher auf anderen Gebieten Möglichkeiten, sich einzusetzen.

Ich frage mich, ob zwei so gegensätzliche Auffassungen, wie sie in der Anthropologie (Lehre vom Menschen) der „Linken Theologie“ und im Glauben an Christus in der „Rechten Theologie“ gegenüberstehen, in der gleichen Kirche nebeneinander bestehen können, ohne besonders die Nicht-Intellektuellen in große Verwirrung zu setzen.

Mit freundlichem Gruße
Helmut Schütz, Oelde

Dazu ergänzte ich am 20. Februar 2015 folgende Notizen:

Aus viel späterer Rückschau muss ich schon schmunzeln, wie hart ich damals Dorothee Sölles Theologie kritisiert habe.

Wenige Jahre später setzte ich mich als Student in Mainz dafür ein, dass sie dort Lehraufträge halten durfte, einmal war sie einen Abend lang zu Gast in unserer Wohngemeinschaft in Gonsenheim.

Theologisch blieben mir ihre Auffassungen trotzdem lange fremd; ich hielt es mehr mit Helmut Gollwitzer.

Spät lernte ich an Dorothee Sölle, als sie im Alter von etwa 70 Jahren einen Vortrag in Lich hielt, eine Seite kennen, die ich sehr ansprechend fand – eine mystische Gotteserfahrung, durch die unser Ich in den Akkusativ gerät – das klingt doch fast wie Gollwitzer, dachte ich.

Faszinierend fand ich ihre poetische Sprache und ihren leidenschaftlichen Einsatz für die geringsten Geschwister Jesu jedenfalls seit meinem Studium in Mainz in den Jahren 1973 bis 1975.

Helmut Schütz, Gießen

Eine Orgel als ob?

Leserbrief von Helmut Schütz

zu einem Artikel in der Kirchenzeitung „Unsere Kirche“ im Februar 1970

Herr Lewe scheint von vornherein gegen alle Mittel zu sein, die die moderne Technik uns (auch der Kirche) bietet, obwohl doch erst das als gut oder schlecht beurteilt werden kann, was die Menschen damit machen. Als Maßstab für die Beurteilung dieser Mittel setzt er überdies Wissenschaft und Kunst und nicht die Aufgabe der Kirche, den Menschen das Angebot der Liebe und Gnade von Christus nahezubringen. Diesem Zweck dienen zum Beispiel im Gottesdienst Predigt und Gesang. Und diesem Zweck (und höchstens in zweiter Linie der Kunst, wenn überhaupt) dienen auch die Orgeln, die den Gesang unterstützen. Als in Sachen Kirchenmusik ungebildeter Unterprimaner hielt und halte ich nun Orgeln jedweder Art für leblose Instrumente, die erst dadurch etwas ausdrücken, dass sie bespielt werden. Das Bild vom „lebendigen Atem“ nehme ich somit nicht ernst; Pathos liegt mir nicht. Es ist eine Geschmacksfrage, ob man Elektronenorgelklänge genauso gern hört wie Klänge herkömmlicher Orgeln. Jugendliche mögen Philicordamusik sogar lieber als herkömmliche Orgelmusik und auch Erwachsenen gehen diese Töne nicht gegen ihr ästhetisches Empfinden.

Ein Organist sagte mir, dass in manchen Fällen eine Elektronenorgel sogar mehr Möglichkeiten des Modulierens biete als eine herkömmliche Orgel. Probleme der Akustik in den Hallenkirchen usw. müssen im Einzelfall gelöst werden, grundsätzlich braucht eine Philicordalösung keine Alsoblösung zu sein. Zudem halte ich Kindergärten oder Altersheime wirklich für notwendiger als eine teure Orgel.

Zu Herrn Lewes weiteren ironischen Bemerkungen:

Tonband mit Predigt? Es gibt schon heute Tonbandkurzandachten in manchen Kirchen, die über Kopfhörer zu jeder Zeit anzuhören sind und die genau so gute Verkündigung und Information liefern können wie Predigten, von einem Pastor direkt gehört. Und es gibt Rundfunkandachten.

Das Gespräch von Mensch zu Mensch und von Mensch zu Gott im Gebet kann dadurch natürlich nicht ersetzt werden; jede Art von Predigt oder Information kann Anlass für solche Aussprachen werden. Glocken? ich frage: Wozu überhaupt?

Früher riefen die Glocken zum Kirchgang. Man sagt, sie tun es heute noch. Wenn ich zur Kirche gehe, richte ich mich nach den Abkündigungen in Gottesdienst oder Zeitung.

Glockenschläge waren früher nötig, die Zeit anzuzeigen. Heute hat jeder selbst eine Uhr (und Kirchenuhren gehen nicht mal immer richtig). Glocken meldeten früher Katastrophen, Feuer, Sturm. Heute gibt es Sirenen.

Glocken fordern zum Verrichten eines Gebets auf, beim Betgeläut morgens, mittags und abends; doch es kommen nur wenige gerade um diese bestimmte Zeit in die Nähe der Kirche. Ich sehe kein Argument für die Glocken, das sich irgendwie zwingend aus dem Ziel der Verkündigung herleiten lässt. Wozu dann der ganze Aufwand? Es ist sehr lobenswert, dass jetzt Gemeinden anfangen, beim Kirchenbau ganz auf Glocken plus Glockenturm zu verzichten.

Weihrauch bedeutet mir sowohl in synthetischer als in natürlicher Form genau dasselbe, nämlich gar nichts, und eine elektrische Weihnachtsbaum- (wenn nicht Altar-)Dekoration haben wir schon lange in unserer Kirche (was ja auch nur eine schöne Äußerlichkeit ist. Es ist aber im Gegensatz zur Orgel und zu den Glocken nicht so aufwendig).

Zur Diskussion: Sind wir (die Kirche) ein Verein zum Schutze schöner Bräuche und Traditionen, oder geht es uns um Christus?

Helmut Schütz, Oelde

Vertrauen – oder...?

Leserbrief von Helmut Schütz zu einem Artikel in der Tageszeitung „Die Glocke“
im Dezember 1969: „Kindern das Christkind nehmen?“



Helmut Schütz
im Jahr 1969

Hinter dem Artikel steht die Frage: Auf welcher Grundlage soll man als Christ Kinder erziehen? Ich meine, zu einer guten Erziehung gehört das Vertrauen zwischen Eltern und Kind, das ich so verstehe: Offen miteinander sprechen; versuchen, den anderen zu verstehen; sich selbst, wenn nötig, in Frage stellen. Dass viele Eltern ihre Fehler vor ihrem Kind nicht eingestehen wollen, dass sie nicht in der Lage zum Gespräch sind, daran liegt es sicher, dass die Mehrzahl der Jugendlichen, die ich kenne, kein volles Vertrauen zu ihren Eltern hat.

Die Erzählung vom Christkind, das Geschenke bringt, gefährdet beim kleinen Kind das Entstehen des offenen, ehrlichen Gesprächs, denn es steht immer ein künstlich gemachtes Geheimnis zwischen Eltern und Kind. Ohne dem Kind eine idyllische Scheinwelt aufzubauen, kann man mit ihm – seiner Auffassungskraft angemessen – über Probleme sprechen.

Herr Lassahn verteidigte seine Meinung damit, dass es verschiedene Ausdrucksformen der Wahrheit gebe. Sicher sind Bilder und Gleichnisse dazu da, Unanschauliches zu verdeutlichen. Wenn aber ein Symbol in den Mittelpunkt tritt und die Hauptsache verschleiert, ist es nicht mehr gerechtfertigt.

Zwischenfrage: Was ist die Hauptsache an Weihnachten? Gott ließ sich mit uns Menschen so weit ein, dass er selbst als Jesus ein Mensch wurde. Er bot uns seine Liebe an – er zeigte uns das richtige Verhältnis zu sich und zu den anderen Menschen. Er bot uns seine Gnade für unsere Schuld an – er zeigte uns, dass ohne ihn unser Leben hoffnungslos und sinnlos ist.

Ich habe nichts gegen das Schenken – wenn es wirklich aus Liebe geschieht bzw. aus dem Glauben, selbst von Christus beschenkt zu sein. Doch warum soll ein Kind nicht wissen, dass die Geschenke von seinen Eltern und Verwandten kommen? Bietet man ihm die Scheinwelt des Christkinds, besteht die Gefahr, dass es später alle Vorstellungen, die mit Weihnachten zusammenhängen, auf die Stufe von Märchen stellt, ohne weiter nachzudenken. Das Leben des Kindes wird dann nicht grauer und ärmer, wenn es weiß, dass es Menschen gibt, denen es etwas wert ist. Erzählt man ihm von Gottes Liebe so, wie man es selbst glaubt, und macht man ihm das Bild des Schenkens durchsichtig, so dass es seine Gründe erkennen kann, wird es vielleicht

auch selbst den Eltern etwas schenken wollen, später seine Verantwortung für andere Menschen erkennen (Stichwort: Krankheit, Hunger, Unterdrückung).

Es kann allerdings anstrengend sein, auf der Grundlage des Vertrauens zu erziehen; denn man muss bereit sein, dem Kind den Grund für seine Anweisungen zu sagen. Macht man selbst etwas falsch, soll man sich auch vor dem Kind entschuldigen, da man sonst unglaublich wird. Es ist sicher einfacher, den elterlichen Worten auf andere Art Nachdruck zu geben, durch Zwang irgendwelcher Art (der eigentlich nur dann angebracht ist, wenn sich das Kind bewusst ins Unrecht setzt). Ein bequemes Erziehungsmittel ist das Christkind: „Wenn du nicht artig bist, kriegst du nichts vom Christkind!“ Das Geschenk ist dann kein Zeichen der Liebe mehr, sondern eine Belohnung für „artiges“ Verhalten. Zur Unehrllichkeit führt diese Erziehungsmethode dann, wenn die Kinder von selbst oder durch irgendwelche Einflüsse darauf kommen, dass das Christkind gar nicht die Geschenke bringt, und sie nur „artig“ sind, wenn die Eltern aufpassen. Andererseits gibt es Menschen, die in eine Angst vor Strafe hineingetrieben werden, das Gegenteil von dem, was man erreichen wollte.

Hoffentlich lehnen Sie meine Meinung nicht von vornherein als inkompetent ab, wenn Sie erfahren, dass ich ein 17jähriger Schüler bin. Ich glaube doch, dass ich nicht nur destruktive Kritik gebracht habe. Übrigens komme ich selbst gut aus mit meinen Eltern. Sie denken in der Erziehungsfrage wie ich, und sie haben mir nicht das Märchen vom Christkind erzählt (es hat mir nicht gefehlt), aber sie haben mir den Glauben an Christus angeboten. Das ist doch die Aufgabe aller Eltern, die überzeugte Christen sind.

Helmut Schütz, Oelde (17)